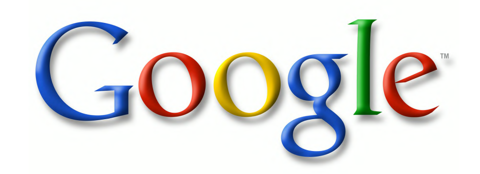








NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1904

Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Öhquist.

Die deutsche Grammatik von U. Lindelöf und J. Öhquist, wovon die grosse schwedische Originalausgabe i. J. 1895 (die finnische Bearbeitung i. J. 1896) und die kleine schwedische und finnische Ausgabe i. J. 1899 erschien, hat rasch alle übrigen in unseren Schulen gebräuchlichen deutschen Grammatiken verdrängt und dürfte gegenwärtig in den allermeisten Lehranstalten eingeführt sein. Von der grossen Ausgabe ist i. J. 1899 eine neue finnische und i. J. 1902 eine neue schwedische Auflage nötig befunden worden, und auch die kurzgefasste Grammatik hat neulich eine zweite finnische Auflage erlebt. In Anbetracht der grossen Bedeutung, die dieser Grammatik also im deutschen Sprachunterricht in unseren Schulen zukommt, will ich dieselbe im folgenden einer eingehenden Besprechung unterziehen. Ich tue dies in der Voraussetzung, dass unsere Lehrer und Lehrerinnen der deutschen Sprache mit Interesse Kenntnis nehmen werden von einer Diskussion über Dinge, welche wir uns doch alle bestreben, in der bestmöglichen Form unseren Schülern darzubieten, sowie in der Hoffnung, dass einige der von mir vorgeschlagenen Änderungen und Zusätze bei neuen Auflagen von den Verf. verwertet werden könnten.

Den folgenden kritischen Bemerkungen ist die zweite schwedische Auflage der grossen Grammatik [1]) zugrunde gelegt.

[1]) *Uno Lindelöf* och *Joh. Öhquist*, Tysk Språklära. Andra omarbetade upplagan. Helsingfors, Förlagsaktiebolaget Otava, 1902. 261 S.



I.

Das erste Kapitel, betitelt *Aussprache und Rechtschreibung*, enthält eine klare und gut geordnete Darstellung der wichtigsten hierher gehörigen Tatsachen und Regeln. Doch hätte ich aus praktisch-pädagogischen Gründen gewünscht, dass die Verf. auf zwei Punkte näher eingegangen wären, die den Schülern gerade die grössten Schwierigkeiten bereiten: die Betonung und die Vokalquantität. Auch bei vorgerückteren Schülern kommen häufig Verstösse gegen diese Punkte vor. Um solchen Fehlern und der zeitraubenden und lästigen Verbesserung derselben bei der Lektüre möglichst vorzubeugen wäre es sehr wünschenswert, dass die Schüler an éiner Stelle — etwa in dem Umfange, wie dies in Calwagens Grammatik vorkommt — die hauptsächlichen hierher gehörigen Regeln vorfänden sowie Verzeichnisse aller gewöhnlichen Wörter, die eine gegen diese Regeln streitende oder von der Aussprache der entsprechenden schwedischen Wörter abweichende Betonung oder Vokalquantität haben. In der 2. Aufl. ist zwar ein Paragraph hinzugekommen, wo eine Anzahl Wörter aufgezählt werden, deren Betonung von der schwedischen abweicht; dieses Verzeichnis bezweckt aber nur einige Beispiele zu geben. — Auch die Regel über den Gebrauch von *z* und *tz*, welche die Schüler doch lernen müssen, um ohne Nachschlagen im Wörterbuch derartige Fehler vermeiden zu können, sollte in einem wenn auch kurzgefassten Kapitel über die deutsche Rechtschreibung nicht fehlen.

Betreffs folgender Ausspracheregeln möchte ich Änderungen vorschlagen.

Mit der Regel über die Aussprache von *e*, *ä*, *ö* kann ich mich in mehreren Beziehungen nicht einverstanden erklären. Nach derselben hätte *e* als Zeichen eines langen Vokals vor *r*-Laut, also in *schwer*, *lehren*, denselben Lautwert als *ä* in *Bär, Militär*, nämlich = *è* in frz. *père*. Bekanntlich herrscht bezüglich des Lautwerts von *e*, *ä* grosses Schwanken [1]; u. a. kommt noch vielfach je nach der ver-

[1]) *Viëtor*, Elemente d. Phonetik [3], S. 113 f.; ders., Aussprache d. Schriftdeutschen [5], S. 13; *Siebs*, Deutsche Bühnenaussprache [2], S. 37—41.

schiedenen Herkunft des mit *e* bezeichneten langen Vokals eine geschlossene oder offene Aussprache vor [1]). Im Anschluss an die von Viëtor und anderen orthoepischen Autoritäten empfohlene Aussprache glaube ich aber das einzige für unsere Schüler geeignete System das zu sein, dass geschriebenes *e*, wenn es einen langen Vokal bezeichnet, immer wie frz. *é* ausgesprochen wird (falls nicht, wie etwa in der Artikelform *der*, Verkürzung und Reduktion eintritt). Der lange halboffene Laut = frz. *è* wäre demnach in der mustergültigen Aussprache bloss in Wörtern mit geschriebenem *ä* berechtigt. Da aber dieser Vokal als lang in einer in Finnland sehr verbreiteten Aussprache des Schwedischen überhaupt fehlt, indem *häl* = *hel* gesprochen wird, und jedenfalls in der allgemeinen, guten Aussprache vor *r* nicht vorkommt (statt dessen sehr offenes *ä*), und da andererseits auch in Deutschland die geschlossene Aussprache von geschriebenem *ä* als Zeichen eines langen Vokals mehr und mehr an Boden gewinnt [2]), könnte vielleicht sogar die Aussprache von *Zähne, Bär* mit geschlossenem *e* zugelassen werden. Der kurze deutsche *e*-Laut vor *r*, in *Herr, Wärme*, wovon die vorliegende Grammatik keine Beispiele giebt, darf dagegen nicht anders als halboffen ausgesprochen werden und bereitet also unseren Schülern eine nicht zu umgehende Schwierigkeit. — Als Beispiel des halboffenen Lautes schlechthin schwed. *häl* zu geben, ist inbetracht der erwähnten bei uns sehr gewöhnlichen Aussprache solcher Wörter mit geschlossenem *e* irreleitend; andererseits ist *erhålla* als Beispiel des sehr offenen schwed. *ä*-Lautes vor *r* nicht gut gewählt, da gerade im Präfixe *er-* die Aussprache = frz. *é* in Finnland sehr verbreitet ist.

Die Verf. sagen (S. 1): »*e* schwindet oft f a s t ganz in unbetonten Schlusssilben.» Warum nicht bestimmter: schwindet oft ganz bei folgendem *l*, *n*? In der ungezwungenen Umgangssprache ist ja die Aussprache von *Faden*, *lesen*, *sa-*

---

[1]) *Siebs*, Deutsche Bühnenaussprache, S. 41; *Blatz*, Neuhochdeutsche Grammatik [3] I, S. 156 f.

[2]) *Viëtor*, Aussprache d. Schriftdeutschen, S. 13.

gen, Nadel ohne *e*-Laut, mit silbenbildendem *n*, *l*, allgemein verbreitet, und da diese Aussprache, zumal in Wörtern wie den zwei erstgenannten, für unsere Schüler viel leichter ist als die richtige Aussprache des tonlosen deutschen *e*, wie es in *sage* immer gehört wird, trage ich kein Bedenken, den Schülern die erstere Aussprache als mit der letzteren gleichberechtigt zu empfehlen, obgleich Viëtor u. a. dieser den Vorzug geben. Vor *m* und *r*, in *gutem, Bruder,* mag lieber die Aussprache mit beibehaltenem tonl. *e* gefordert werden, da eine gute Aussprache ohne *e* hier den Schülern schwerer ist. — Das Ansetzen einer zwischen gewöhnlichem tonl. *e* und Ausfall liegenden, in der Aussprache der Eingeborenen etwa vorkommenden Stufe der Reduktion, wie die Verf. es vielleicht mit ihrer Regel meinen, ist m. E. für unsere Schulen überflüssig.

Für geschriebenes *y* erwähnen die Verf. neben den Lautwerten *ü* und *i* auch die in Deutschland tatsächlich vorkommende Aussprache mit einem Zwischenlaut zwischen diesen Vokalen [1]), was mir so ziemlich überflüssig scheint, zumal da weder Lehrer noch Schüler wohl diesen Zwitterlaut zustande bringen können. Das Beispiel *Satyr* ist nicht gut gewählt, da der damit bezeichnete Begriff dem Vorstellungskreis eines Durchschnittsschülers fern liegt, und das Wort zudem — wenigstens nach Viëtor und Siebs — eine andere Betonung als das entsprechende schwedische hat (vgl. die interessante Pluralform mit nur *-n: Satyrn).*

Bei Besprechung der Aussprache *c* = ts, *ti* = tsi, *ph* = f wäre die Bemerkung nicht überflüssig gewesen, dass diese Schreibungen nur in Fremdwörtern vorkommen.

Betreffs des Lautwertes von *b*, *d*, *g* ziehe ich es aus praktischen Gründen vor, statt drei verschiedener Regeln den Schülern nur eine zu geben. Und zwar formuliere ich dieselbe so: »die Buchstaben *b, d, g* haben nur zu Anfang der Silbe ihre gewöhnliche Aussprache, in übrigen Fällen wird *b* als *p*, *d* als *t* und *g* als *ach*- oder *ich*-Laut gesprochen.»

---

[1]) *Viëtor*, Elemente d. Phonetik, S. 128.

Die Formulierung der Verf., wonach als Hauptregel gesagt wird, dass diese Buchstaben am Ende einer Silbe den abweichenden Lautwert haben, hat den Nachteil, dass sie, um vollständig zu sein, den Zusatz nötig macht: *b* hat diese abweichende Aussprache auch vor (einem zu derselben Silbe gehörigen) *s, t, sch; d* auch vor *s; g* auch vor *s, t, d* (dies ist in der Grammatik bei *b, d* erwähnt, nicht aber bei *g)*. — Von *d* sagen die Verf., dass es gewöhnlich am Ende einer Silbe *t* lautet. Es werden wohl hiermit Fälle wie *Handlung, andre* ausgenommen, wo *d* am Ende der Schreibsilbe steht und *d* lautet; die nämliche Einschränkung gilt ja aber auch für *b* und *g: übrig, regnen, Wagner.* Ich erkläre nötigenfalls den Schülern diese scheinbare Ausnahme durch einen Hinweis darauf, dass die betreffenden Konsonanten in der Aussprache zur letzteren Silbe hinübergezogen werden.

Für *ng* in *lang, Jüngling* wird in erster Linie die Aussprache (ng) + k gelehrt und die Aussprache mit nur Nasal daneben bloss als in vielen Teilen von Deutschland vorkommend erwähnt.' Wäre es nicht richtiger, den Sachverhalt umgekehrt anzugeben? Nach alledem, was von Viëtor (Elemente, S. 250) zugunsten der Aussprache ohne Verschlusslaut vorgebracht worden, ist wohl nicht zu bezweifeln, dass diese Aussprache, die nach Siebs, S. 70 an allen Bühnen beobachtet wird, jetzt die gewöhnlichere ist und die Zukunft für sich hat.

Die im § 8 gegebenen Regeln über die Silbentrennung stimmen mit den Vorschriften der Schulortographie von 1880 überein. Nach der neuen Einheitsschreibung von 1902 ist jetzt zu trennen: *Städ-te, Schwe-ster, emp-fangen, Karp-fen* (auf diese Änderung hätte der Bearbeiter der 2:ten finnischen Aufl. der kurzgefassten Grammatik vom J. 1903 Rücksicht nehmen sollen).

II.

Bei der Anordnung des grammatischen Stoffes (mit Ausnahme der Laut- und Rechtschreibungslehre), der in den ge-

wöhnlichen Grammatiken in die zwei Hauptteile Formenlehre und Syntax zerfällt, haben die Verf. bekanntlich dasselbe System befolgt, das schon früher in der französischen Schulgrammatik von W. Söderhjelm und N. Tötterman eingeführt worden war: dieser Stoff wird auf mehrere Kapitel verteilt, deren jedes eine Wortklasse umfasst. Diese Einteilung hat im Vergleich mit der althergebrachten bestimmte Vorzüge was die Zahlwörter, Pronomina, Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen betrifft; besonders ist eine zweifache, getrennte Behandlung jeder Klasse der Pronomina, einmal nach der Flexion in der Formenlehre, dann nach der Bedeutung und Anwendung in der Syntax, ein Unding, und es ist auch wohl bisher keinem Grammatiker gelungen, diese Trennung in befriedigender Weise durchzuführen.

Auch bei den übrigen Wortklassen haben die Verf. eine gleiche Aufstellung streng beobachten wollen, weshalb auch die Kasuslehre auf drei Kapitel (Subst., Adj., Verbum) verteilt ist, und zwar nach dem allgemeinen Grundsatze, dass in den zwei letzteren Kapiteln solche Konstruktionen erörtert werden sollten, wo die Anwendung eines Kasus von einem diesen Kasus »regierenden» Adjektiv oder Verbum abhängig ist. Dabei sind aber in der vorliegenden Grammatik mehrmals nahe zusammengehörige, die Anwendung der Kasus betreffende Erscheinungen auseinander gerissen worden, ein Übelstand, dem die Verf. allerdings durch zahlreiche Verweise abzuhelfen versucht haben. Das Subjekt ist im Kap. III (Subst.), das Objekt im Kap. VII (Verbum) behandelt. Die Regeln über das subjektive Prädikativ (»Friedrich der Grosse wird der alte Fritz genannt», »du wirst als ein tapferer Mann betrachtet») sind im Kap. III aufgeführt, die Regeln über das objektive Prädikativ (»er nannte mich seinen Freund», »man betrachtet dich als den Urheber des Unglücks») dagegen im Kap. VII, in einem speziellen Falle aber, wenn nämlich das reflexive *sich* als Objekt steht, im Kap. III, und zwar unter der Benennung Apposition (»er wollte sich als einen unschuldig Verfolgten betrachten»). Verbalbestimmungen wie die folgenden werden im Kapitel von dem Substantiv erörtert:

»er starb eines sanften Todes»; »man verband *ihm* die Wunde»; »geh deines Weges»; »das Messer kostet drei Mark»; andere Verbalbestimmungen dagegen, wie z. B. in folgenden Sätzen, im Kapitel von dem Verbum: »er starb einen rühmlichen Tod»; »jemand trat *mir* auf den Fuss»; »das Weib bedarf in Kriegsnöten des Beschützers»; »ich danke dir». Adjektivbestimmungen wie in »einen Fuss hoch», »einen Monat alt» sind unter dem Substantiv, andere wie in »keinen Pfennig wert», »deiner Hülfe bedürftig» unter dem Adjektiv zu suchen. Adjektivbestimmungen wie in »des Verbrechens schuldig», »dem Kranken dienlich» werden von den entsprechenden Verbalbestimmungen in »des Verbrechens beschuldigen», bzw. »dem Kranken dienen» vollständig getrennt.

In einigen der oben zitierten Fälle wäre es auch mit Beibehaltung der Dreiteilung der Kasuslehre wohl möglich gewesen, eine derartige Trennung des nahe Zusammengehörigen zu vermeiden, meistens beruht aber diese Trennung auf dem einmal angenommenen System. Es fragt sich nun, ob es nicht besser gewesen wäre, die ganze Kasuslehre in einem Zusammenhang zu behandeln, sei es, wie in den Grammatiken von Calwagen, Löfgren und Hjorth, im Kapitel von dem Substantiv, oder in einem besonderen Kapitel. Dies letztere wäre theoretisch richtiger, da doch die Kasuslehre nicht nur auf die Kasus der Substantive, sondern auch auf die der Pronomina und überhaupt der Nomina Bezug hat.

III.

Die Behandlung, die der Flexionslehre und der Syntax der verschiedenen Wortklassen in der Darstellung der Verf. (Kap. II—XII) zuteil geworden ist, zeichnet sich überhaupt durch gute Auswahl und übersichtliche Gruppierung des Stoffes, reichliche und gut gewählte Beispiele sowie präzise Formulierung der Regeln aus. Hie und da möchte ich jedoch, meistens betreffs Einzelheiten, Änderungen oder Zusätze vorschlagen, die ich im folgenden mitteile.

Kap. II.

§ 13, wo die allgemeine Bedeutung des bestimmten und unbestimmten Artikels angegeben wird, steht in der Grammatik vor dem Abschnitt über »Anwendung des Artikels», obwohl gerade zu diesem Abschnitt gehörig. — Im § 15 vermisse ich als Beispiel der gegen den schwedischen Sprachgebrauch streitenden Anwendung des bestimmten Artikels den gewöhnlichen Typus »er wurde *zum* Anführer erwählt». — Im § 17, Mom. 5 fehlen die Worte »bei Personennamen» (richtig in der kurzen Ausgabe), und infolgedessen wird die Regel falsch auf alle Eigennamen bezogen.

Kap.. III.

a). Betreffs der Genusregeln haben sich die Verf. prinzipiell (vgl. die Vorrede) auf das Wichtigste beschränkt. Gern hätte ich jedoch besonders erwähnt gesehen, dass die Namen der Seen und gewöhnlich die der Berge und Gebirge Mask., die Flussnamen entweder Fem. oder Mask., und die nicht neutralen Ländernamen gewöhnlich Fem. sind. — Die unregelmässige Bildung *Hoffnung* (vgl. *hoff-en*) als einziges Beispiel der Substantive auf *-ung* ist nicht gut gewählt. — Eine unbestimmte Formulierung hat sich am Ende des § 21 eingeschlichen, wo es heisst: »das Geschlecht eines Substantivs geht erst aus der Form des dasselbe begleitenden Artikels mit voller Deutlichkeit hervor.» Die Verf. denken hier zunächst an die Nom.-Sing.-Formen des bestimmten Artikels; aber aus vielen anderen Formen der beiden Artikel geht ja das Geschlecht nicht hervor, und andererseits geben auch andere adjektivische Bestimmungswörter teilweise das Geschlecht an. — §§ 24 und 25 (§ 23 der 1. Aufl.) haben nach einer durchaus nötigen Umarbeitung in der neuen Auflage eine einwandsfreie Gestaltung bekommen.

b). Bezüglich der Deklinationsklassen der Substantive habe ich vorhin in einem besonderen Aufsatz dieser Zeitschrift [1]) die Mängel des herkömmlichen Einteilungsprinzips

[1]) Jahrg. 1901, $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{3}$, S. 2—13.

hervorgehoben. Ich möchte meine früheren hierauf bezüglichen Ausführungen hier dahin präzisieren, dass die neuhochdeutschen Substantive ganz natürlich und wissenschaftlich unanfechtbar in 8 Hauptklassen zerfallen (Typen: 1. *Arm, Sohn;* 2. *Messer, Apfel;* 3. *Lied, Wald;* 4. *Strahl;* 5. *Axt;* 6. *Mutter;* 7. *Frau;* 8. *Bär),* dass aber die charakteristischen Kennzeichen in der Weise auf diese Klassen verteilt sind, dass jedes weitere Vereinigen von einigen derselben zu noch umfassenderen Gruppen nur gekünstelt ist. Um aber eine bessere Übersicht dieser Klassen zu gewinnen und da sie jedenfalls in dem Lehrbuche in einer gewissen Reihenfolge aufgenommen werden müssen, empfiehlt es sich für praktische Zwecke, der weiteren Gruppierung entweder die Gestaltung des Gen. Sing. oder des Plurals zugrunde zu legen. Wir bekämen also entweder drei oder vier höhere Gruppen: A) 1. (Mask. u. Neutr.) *Arm, Messer, Lied, Strahl;* 2. (Fem.) *Axt, Mutter, Frau;* 3. (Mask.) *Bär;* oder B) 1. *Arm, Axt;* 2. *Messer, Mutter;* 3. *Lied;* 4. *Strahl, Frau, Bär.* [1])

In meinem obenerwähnten Aufsatz habe ich gewisse Vorzüge näher berührt, welche die erstere dieser Gruppierungen im Vergleich mit der letzteren auszeichnen. Die in unseren Grammatiken gewöhnliche Einteilung (1. *Arm, Axt, Messer, Mutter, Lied;* 2. *Frau, Bär;* 3. *Strahl)* entbehrt dagegen — vom Standpunkte der jetzigen Sprache betrachtet — meiner Ansicht nach jeder sowohl wissenschaftlichen als pädagogischen Berechtigung. Denn in derselben kommt überhaupt kein einheitliches Gruppierungsprinzip zum Vorschein. Den zu der starken Deklination gezählten Klassen sind nur die negativen Kennzeichen gemeinsam, dass weder die Endung des Gen. Sing. noch die des Plurals *-(e)n* ist. Die zwei Klassen der schwachen Deklination haben ebenfalls im Gen. Sing. kein gemeinsames positives Kennzeichen, und die Pluralendung *-(e)n*, welche beide Klassen auszeichnet, kommt ebenfalls in der gemischten De-

[1]) Statt 4 könnte man vielleicht auch 5 Gruppen aufstellen, indem die 4:te die Typen *Strahl, Frau,* die 5:te den Typus *Bär* umfasste. Zu bemerken ist, wie gleichförmig nach dieser letzten Einteilung die Gruppen 1) 2) und 4) einander gegenüberstehen.



klination vor. Nur die gemischte Deklination hat lauter positive Kennzeichen, im Gen. Sing. *-(e)s*, im Plural *-(e)n*, die zwar auch in den übrigen Deklinationen vorkommen.

Mit dieser Kritik der herkömmlichen Einteilung der Substantive in Deklinationsklassen will ich den Verf. wegen der Beibehaltung derselben keine bestimmten Vorwürfe machen, da ja eine Änderung wie die von mir vorgeschlagene eine durchgreifende Neuerung bezeichnen würde, wozu der Verfasser einer Schulgrammatik sich nicht so leicht entschliesst. Dagegen wäre es mit keinen Schwierigkeiten verbunden gewesen, das Wort »Form» als Benennung der drei Unterabteilungen der starken Deklination durch einen anderen Ausdruck, z. B. »Klasse» zu ersetzen, um den Ausdruck »Form» ausschliesslich auf die Bedeutung »Flexionsform» zu beschränken.

c). Im § 26 wird gesagt, dass »bei allen Substantiven der Nom., Gen. und Akk. Plur. dieselbe Form haben», und dass »der Dat. Plur. die Endung *-n* annimmt, falls der Nom. Plur. nicht schon auf *-n* ausgeht.» Ich habe beim Unterricht gefunden, dass die Benennung »Endung» für das Kennzeichen des Dat. Plur. geeignet ist, Verwirrung und ungenaue Antworten von seiten der Schüler zu veranlassen. Wenn einmal als Endungen des Nom. Plur. in Formen wie *Jahre, Wälder -e, -er* angegeben werden, muss daran festgehalten werden, dass in *Jahren, Wäldern* die Endung des Dat. Plur. *-en* bzw. *-ern* und nicht bloss *n* ist; sonst müsste man nämlich den Sachverhalt auf die kompliziertere Weise darstellen, dass *-e, -er* allgemeine Pluralendungen sind und in den Formen des Nom. Plur. jede Kasusendung fehlt. Ich pflege daher die Sache so auszudrücken, dass in den Formen des Dat. Plur. *-n* an die Nom.-Plur.-Formen gefügt ist, oder dass die ersteren Formen im Vergleich mit den letzteren den »Zusatz» (schwed. »tillägget») *-n* haben.

Die doppelte Gestaltung der Dat.-Sing.-Form in solchen Wörtern wie *Jahr, Wald, Staat* ist in den Paradigmen der Substantivdeklination durch *Jahr(e)* etc. angedeutet, dagegen fehlt sowohl in den Paradigmen als in den Regeln jede Andeutung der Möglichkeit eines *e*-Schwundes im Gen. Sing. derselben

Wörter. In der 1:sten Auflage kam eine hierauf bezügliche Regel vor, die zwar nur auf die 1:ste Klasse der starken Deklination bezogen wurde.

d). Damit der Lernende aus dem Studium des Abschnitts über die verwickelten Deklinationsverhältnisse der Substantive einen so grossen praktischen Nutzen wie möglich ziehen kann, ist es m. E. von Gewicht, dass bei den grösseren zu einer gewissen Deklinationsklasse gehörigen Substantivgruppen zahlreichere Beispiele gegeben werden, als dies in der vorliegenden Grammatik geschehen ist; dadurch werden die Schüler über die betreffenden Gruppen am besten orientiert.

Weiter finde ich es wünschenswert, dass stets besonders betont wird, welche Biegungen bei verschiedenen Geschlechtern bzw. Wortausgängen die gewöhnlichen, die regelmässigen sind. Wenn wir Substantive ausschliessen, deren Betonung oder Wortausgang sie als *formelle Fremdwörter* kennzeichnet *(Element, Faktum, Doktor)*, so kommen hier erstens in Betracht die Substantive, deren Ausgänge ausnahmslos oder mit nur wenigen Ausnahmen für ihre Flexion entscheidend sind: Mask. auf tonloses *-e, -ling;* Fem. auf *-e, -el, -er, -ei, -heit, -keit, -in, -schaft, -ung;* Neutra auf *-chen, -lein, -e* mit der Vorsilbe *Ge-;* Mask. und Neutra auf *-el, -en, -er, -tum;* Fem. und Neutra auf *-nis*. Was alle übrigen formell eingebürgerten Substantive betrifft, so haben die Fem. im Plural regelmässig *-(e)n*, die Mask. *-e*. [1]) Dies ist in der Grammatik bei den ersteren angegeben, bei den letzteren heisst es aber nicht genügend bestimmt, dass »eine grosse Anzahl meistens einsilbige Mask.» im Plural *-e* haben. Eine Formulierung wie die folgende wäre hier vorzuziehen: die Pluralendung *-e* haben 1) die allermeisten einsilbigen Mask., 2) viele zweisilbige Mask. (Beispiele: *Abend, Harnisch, Hering*,

---

[1]) In den freilich nicht ganz vollständigen Verzeichnissen bei *Blatz*, angef. Arb. I, S. 298 ff., finden sich 265 einsilbige und 53 zweisilbige Mask. mit der Pluralendung *-e* (unter den ersteren 83 umlautsunfähige, 40 umlautsfähige aber nichtumlautende, 142 umlautende); dem gegenüber stehen nur 31 Mask. mit *-en* im Gen. Sing. und im Plur., 13 Mask. mit *-(e)s* im Gen. Sing. und *-(e)n* im Plur., sowie 9 mit der Pluralendung *-er*.



Jüngling, König, Monat, Oheim, Teppich; Bischof, Marschall; Befehl, Besuch, Gemahl, Verein; Einwand, Genuss).

Was die durch keine speziellen Wortausgänge gekennzeichneten eingebürgerten Neutra betrifft, so liegen die Deklinationsverhältnisse bei ihnen so, dass die Mehrzahl *-e*, daneben aber eine grosse Anzahl *-er* haben. Blatz verzeichnet 58 einsilbige Neutra mit *-e* im Plural, wozu eine grosse Menge mit der Vorsilbe *Ge-* (mehr als 70, wovon zwar viele ungewöhnlich) und einige andere zweisilbige, *Schicksal, Urteil, Verdienst* etc. kommen; von Neutren mit der Pluralendung *-er* zitiert Blatz 46 einsilbige und 5 mit der Vorsilbe *Ge-;* die Gen.-Sing.-Endung *-(e)s* und die Pluralendung *-(e)n* haben nur 6 Neutra. Da weiter der Typus mit der Pluralendung *-er* demjenigen mit der Endung *-e* auch darin nachsteht, dass unter formell fremden Neutren nur zwei, *Hospital* und *Regiment*, die erstere Endung angenommen haben, wogegen bei den meisten neutralen Fremdwörtern die Pluralendung *-e* ist, trage ich kein Bedenken, in Übereinstimmung mit Calwagen, Löfgren und Hjorth die *e*-Deklination als eine neutrale Hauptdeklination zu bezeichnen. Ich möchte also die auf die obengenannten neutralen Substantive bezüglichen Regeln folgendermassen formulieren: die Pluralendung *-e* haben 1) die Mehrzahl der einsilbigen Neutra, 2) viele zweisilbige Neutra, u. a. die meisten mit der Vorsilbe *Ge-* (Beispiele: *Geschenk*, *Gespräch* etc., *Schicksal* etc.); die Pluralendung *-er* haben eine Anzahl meistens einsilbige Neutra, unter denen folgende die gewöhnlichsten sind: *Amt, Bad, Bild* etc.; *Gemach, Gemüt* etc. — Die Verf. haben diesen Regeln eine nicht ganz zutreffende Gestaltung gegeben, wenn sie von »einer Anzahl Neutren» mit der Endung *-e,* und von »einer grösseren Anzahl meistens einsilbigen Neutren» mit der Endung *-er* reden.

Als zu der schwachen Deklination gehörig werden, im Anschluss an Heyse, Calwagen und Löfgren, als eine besondere Gruppe »Völkernamen auf *-ar,* sowie einige wenige auf *-er*» aufgeführt. Nun gibt es aber nur éinen Völkernamen auf unbetontes *-ar,* nämlich *der Ungar* (*der Barbar, der Bulgar, der Tatar,* mit akzentuierter letzter Silbe, sind for-

mell Fremdwörter, die in einem besonderen Abschnitt der Grammatik behandelt sind), und die schwach flektierten Völkernamen auf *-er* beschränken sich auf folgende drei: *der Baier, der Kaffer, der Pommer.* Diese wenigen Wörter könnten daher füglich, statt eine selbständige Gruppe zu bilden, nur in einer Anmerkung erwähnt werden.

Überflüssig wäre es nicht, wenn bei den verschiedenen Deklinationsklassen die Umlautsverhältnisse, die zwar schon vorher in éinem Zusammenhang behandelt worden, nochmals erwähnt würden, sowie wenn bei den grossen Substantivgruppen, die oben als regelmässige Gruppen bezeichnet worden sind, in Anmerkungen auf die davon abweichenden kleineren Gruppen oder einzelnen Wörter desselben Geschlechts bzw. desselben Wortausgangs verwiesen würde.

e). Bei Behandlung des partitiven Genitivs berühren die Verf. unter Konstruktionen, wo statt des Genitivs appositive Fügung gebraucht wird, nur den Fall, wo das Substantiv, welches das Ganze bezeichnet, ein Stoffname ohne Bestimmungswort ist *(mit einem Glase Wein).* Vielleicht hätten in diesem Zusammenhang auch Konstruktionen wie *von einer grossen Anzahl Offizieren umgeben* verdient, Aufnahme zu finden, und jedenfalls hätte ich gewünscht, dass Fälle wie *ein Glas guter Wein* (Nom.), *ein Glas guten Wein* (Akk.), *ein Paar wollene Strümpfe* inbetracht ihres häufigen Vorkommens in der Umgangssprache erwähnt worden wären.

Im § 54, der von dem Gebrauch des Akkusativs als Massbestimmung handelt, zeigt keines der sechs Beispiele eine deutliche Akkusativform, ein Übelstand, der sich besonders bei der Induktion der Regel aus diesen Beispielen fühlbar machen würde. Wenigstens in einem der Beispiele sollte daher der Akkus. Sing. eines Maskulinums vorkommen; an die Stelle des Satzes »der Greis ist siebzig Jahre alt» könnte z. B. der Satz »das Kind ist einen Monat alt» treten.

Im § 58 wird die Regel aufgestellt, dass die »nach oder (unmittelbar) vor ihrem Hauptworte» stehende Apposition immer in demselben Kasus wie dieses stehe, und als Beispiele einer Apposition der letzteren Art werden *das Königreich*

Preussen, Kaiser Karl angeführt. Nach den §§ 35 und 37 c), worauf in einer Anmerkung verwiesen wird, heissen aber diese Ausdrücke im Gen. *des Königreichs Preussen, Kaiser Karls,* also nicht Kongruenz. Es wäre hier richtiger gewesen, die Regel nur auf die nach ihrem Hauptwort stehende Apposition zu beschränken und betreffs der Apposition vor dem Hauptwort einfach auf die genannten §§ zu verweisen.

(Schluss folgt).

I. Uschakoff.

Die Entwickelung der englischen Lexikographie. [1]

Die ersten Anfänge der englischen Lexikographie gehen bis weit in die altenglische Zeit zurück. Wie in anderen Sprachen der Fall gewesen ist, dachte man bei diesen ersten Unternehmungen lexikalischer Natur keineswegs an eine wissenschaftliche, nicht einmal an eine praktische Behandlung des einheimischen Wortschatzes. Ein solcher Gedanke ist erst Jahrhunderte später in verhältnismässig neuer Zeit entstanden. Es galt vielmehr zunächst das Verständnis des Lateins zu erleichtern, indem schwierigere Worte in lateinischen Handschriften durch zwischenzeilige Glossen erklärt wurden. Derartige Glossen wurden sodann nicht selten zu einem Glossar gesammelt. Schon früh begann man in solchen Glossaren eine mehr oder weniger konsequent durchgeführte alphabetische Aufstellungsmethode zu befolgen, indem man jedenfalls den Anfangsbuchstaben, bisweilen auch noch den zweiten Buchstaben des Wortes beobachtete. Einige derartige Glossare, die eine bedeutende Anzahl altenglischer Wörter enthalten und für die englische Sprachgeschichte von der allergrössten Bedeutung sind, stammen aus der Zeit um 700; die bekanntesten sind die

---

[1]) Vgl. *Murray,* The evolution of English Lexicography, Oxford 1900, und die Vorreden zum New English Dictionary.

sog. Epinaler- und Corpusglossare. Über diesen Standpunkt hinaus kam man weder während der altenglischen Periode noch während der ersten drei oder vier Jahrhunderte nach der normannischen Eroberung. Im 15. Jahrhundert aber, als der Sieg der einheimischen Sprache im höheren Kulturleben Englands gesichert war, begegnen uns lexikalische Bestrebungen von grösserer Tragweite, und zwar nicht nur umfangreichere lateinisch-englische Glossare, vie die sogenannte *Medulla Grammatices* und der *Ortus (= Hortus) Vocabulorum*, das erste (im Jahre 1500) gedruckte lateinisch-englische Wörterbuch, sondern auch Werke, wo vom Englischen selbst ausgegangen wurde. Das erste Wörterbuch dieser Art hatte zum Urheber den Dominikanermönch Galfridus, genannt Grammaticus, und trug den Titel *Promptorium Parvulorum* (1440); es enthielt nicht weniger als 10,000 englische Wörter mit lateinischer Übertragung. Das Zeitalter des Humanismus brachte selbstverständlich mehrere Werke auf dem Gebiete der lateinisch-englischen Lexikographie hervor, von welchen hier nur das 1538 veröffentlichte Buch von Sir Thomas Elyot erwähnt sei, bemerkenswert u. a. weil es das erste Wörterbuch ist, welches den später im Englischen gebräuchlichen Titel »Dictionary» führt. Erwähnenswert ist auch das *Abecedarium* von Richard Huloet (oder Howlet), gedr. 1552, ein englisch-lateinisches Wörterbuch, das indessen bisweilen auch englische Erklärungen zu englischen Wörtern giebt. Neben den lateinisch-englischen und englisch-lateinischen Wörterbüchern verdienen im 16. Jahrhundert diejenigen Werke Beachtung, welche den Engländern die Kenntnis anderer lebenden Sprachen, oder dem Ausländer die Kenntnis des Englischen zu vermitteln suchen. Ich erinnere hier nur an das bekannte Buch von Palsgrave, *Esclarcissement de la Langue Françoyse* (1530), das einen bedeutenden französischen und englischen Wortschatz und eine Grammatik enthielt, sowie aus einer etwas späteren Zeit an das berühmte, in zahlreichen Auflagen erschienene französisch-englische Wörterbuch von Cotgrave (1. Aufl. 1611) und das italienisch-englische Wörterbuch von Florio (1599), welche beide einen reichen Vorrat von Wörtern erklären und für die Kennt-

nis der englischen Sprache der Shakespeare'schen Zeit einen grossen Wert besitzen.

Um diese selbe Zeit erschien ein Werk, das in der Geschichte der englischen Lexicographie eine hervorragende prinzipielle Bedeutung hat. Im Jahre 1604 veröffentlichte Robert Cawdrey einen kleinen Band mit dem Titel *The Table Alhpabeticall of Hard Words.* Früher war man nicht auf den Gedanken gekommen, dass die Wörter der eigenen Muttersprache lexikalische Erklärungen nötig hätten. Nun hatte aber die Gelehrsamkeit der Renaissancezeit zahlreichen den klassischen Sprachen entlehnten Wörtern Eingang in die englische Litteratursprache bereitet, die dadurch besonders reich an dem gemeinen Manne schwerverständlichen »harten» Wörtern wurde. Etwa 3000 derartige Wörter sucht Cawdrey in seiner »Alphabetischen Tafel» zu erklären. Er fand bald Nachfolger, von welchen Henry Cockeram mit seinem 1623 herausgegebenen *English Dictionarie* in erster Linie zu nennen ist. Dieses bemerkenswerte Buch zerfällt in mehrere Abschnitte, von denen der erste die sog. *hard words* erklärt, unter welchen neben manchen später wieder aus der Sprache verschwundenen gelehrten Wortbildungen auch solche heutzutage gewöhnlichen Wörter stehen wie *abandon, absurd, action, actresse.* Der zweite Abschnitt geht von den alltäglichen Wörtern aus und giebt zu diesen gelehrte Synonymen, der dritte Teil ist ein kleines Sachwörterbuch, welches mythologische und historische Ausdrücke u. dgl. erklärt. Cockeram's Buch erlebte mehrere Ausgaben, und erhielt einen ebenso populären Nachfolger in Thomas Blount's sog. »*Glossographia*, or a Dictionary interpreting all such hard words, whether Hebrew, Greek, Latin, etc., as are now used in our refined English Tongue», ein Buch, das zwischen 1656 und 1707 in zahlreichen Auflagen erschien. Nicht ohne Grund hat man das Erscheinen derartiger lexikalischer Hilfsmittel mit dem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwachenden grösseren Interesse für die Bildung der Frauen in Zusammenhang bringen wollen. So sagt Cawdrey auf dem Titelblatte seines oben erwähnten Buches, es sei »gathered for the be-

nefit and help of Ladies, Gentlewomen, or any other unskilful persons.»

Während nun die erwähnten Werke und ähnliche Bücher, die wir hier nicht aufgezählt haben, alle trotz ihres wechselnden Planes und Umfangs hauptsächlich nur die Erklärung seltener Wörter zum Zweck hatten, kam im Anfang des 18.Jahrhunderts ein Gelchrter auf den Gedanken, den gesammten Wortschatz der englischen Sprache lexikalisch zu behandeln. Dieser Mann, der sich in der Geschichte der englischen Lexikographie einen Ehrennamen erworben hat, war Nathanael Bailey. In seinem *Universal Etymological English Dictionary,* welches zuerst 1721 veröffentlicht wurde und noch zu des Verfassers Lebzeiten († 1742) in zehn Auflagen erschien, erstrebte er eine vollständige Aufzählung der Wörter der englischen Sprache nebst Erklärung der Bedeutung und (wie der Titel angiebt) der Ableitung. Diesem Buche liess Bailey 1730 mit Unterstützung mehrerer Spezialisten ein grösseres Foliowörterbuch folgen, welches u. a. auch deshalb interessant ist, weil Dr. Johnson es als Grundlage seines eigenen Wörterbuchs benutzte. Das zweite Viertel des 18.Jahrhunderts sah das Erscheinen mehrerer Werke ähnlicher Art wie dasjenige Bailey's, auf welche wir indessen hier nicht eingehen können.

Bestrebungen ganz neuer Art fingen jetzt an, sich geltend zu machen. Eine Reihe hervorragender und eleganter Dichter und Prosaisten — ich erinnere nur an Dryden, Pope, Addison, Swift und Defoe — hatten der englischen Sprache eine grosse Geschmeidigkeit und eine früher nicht erreichte Verfeinerung und Korrektheit geschenkt und man war in litterarischen Kreisen auf diese elegante Sprache, auf dieses »Ciceronianische Zeitalter» der englischen Litteratur stolz, fürchtete aber zugleich, dass eine Periode der Entartung auf diese Zeit der Vollkommenheit folgen könne und wollte deshalb die Sprache der eigenen Zeit ein für allemal fixieren und als unveränderliches Muster und Gesetz für kommende Geschlechter festnageln. Aus diesen Bestrebungen ging der Gedanke hervor, für die englische Sprache dasselbe zu tun, was die Académie française für die französische Sprache getan

hatte, nämlich ein »Standard Dictionary» zustande zu bringen. Dieser Gedanke, der, wie es scheint, den Beifall Pope's gewonnen hatte, nahm schliesslich eine bestimmte Gestalt an, als 1747 ein Syndikat von Londoner Buchhändlern mit D:r Johnson einen Kontrakt betreffend Ausarbeitung eines Wörterbuchs abschloss. Das Buch sollte innerhalb drei Jahren fertig sein. Doch machte der gelehrte Herausgeber bald die Erfahrung, die er sodann in seiner Vorrede in beredten Worten ausdrückte, dass die Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens bei dem Mangel an genügenden Vorarbeiten, vor allem an systematischen Exzerpten aus den als Muster dienenden Autoren, alle Erwartungen bei weitem übertrafen. Nur die seltene Belesenheit und das ausserordentliche Gedächtnis des grossen Litteraturkenners Johnson und das oft ziemlich freie Zitieren ohne genauere Angabe der Belegstelle ermöglichten das verhältnismässig schleunige Zustandekommen des grossen Werkes — jedenfalls waren nicht 3 sondern 8 Jahre dazu nötig. Das Wörterbuch erschien 1755 in zwei dicken Foliobänden unter dem Titel »A Dictionary of the English Language, in which the words are deduced from their originals and illustrated in their different significations by examples from the best writers.» Die grösste Bedeutung dieses klassischen Buches lag in der genaueren Definition und Gliederung der Wortbedeutungen und der systematischen Beleuchtung derselben durch Zitate aus der Litteratur. Nur ausnahmsweise, wo ihm Zitate fehlten, machte Johnson direkte Entlehnungen aus früheren Wörterbüchern, namentlich Bailey's. — Der hohe Wert des neuen Wörterbuchs erwarb demselben gleich die Anerkennung der litterarischen Kreise und noch in dem Jahre, wo die erste Ausgabe erschien, wurde eine zweite Auflage nötig. Doch scheint das Werk erst im 19. Jahrhundert seine grosse, noch immer nicht erloschene Popularität erreicht zu haben. Das ganze 18. Jahrh. hindurch erschienen zahlreiche neue Ausgaben des alten Bailey und auch mehrere neue Werke wetteiferten mit Johnson. Erwähnenswert ist, dass man allmählich anfing, die Wörter mit Aussprachebezeichnung zu versehen, in welcher Beziehung namentlich das Wörterbuch von Wal-

ker (1791) massgebend wurde, dessen Transskriptionen später auch in den von späteren Bearbeitern besorgten, erweiterten Ausgaben von Johnson's Dictionary Platz fanden.

Von neuen lexikalischen Werken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdienen grössere Beachtung eigentlich nur diejenigen des Amerikaners Websters, das sich durch Schärfe der Bedeutungsdefinitionen, aber in seiner ursprünglichen Form auch durch ein willkürliches und regelloses Etymologisieren auszeichnete, und des Engländers Richardson, welches gänzlich oder so gut wie gänzlich auf Definitionen der Wortbedeutung verzichtet und dieselbe durch eine sehr reichliche und verdienstliche, bis auf Chaucer und Gower zurückgehende Auswahl von Zitaten klar zu machen bestrebt ist. Obgleich Richardson's Methode einseitig war, hat er doch eben durch seine reiche Beispielssammlung eine nützliche Arbeit geleistet und den Boden für ein historisches Wörterbuch der englischen Sprache vorbereitet.

Indem ich auf eine Aufzählung und Charakterisierung späterer speziell neuenglischer grösserer oder kleinerer Wörterbücher verzichte, deren es eine bedeutende Anzahl giebt (für praktische Zwecke habe ich diejenigen der Chambers'schen Firma recht nützlich gefunden), gehe ich zur Besprechung des grossen unter dem Namen *New English Dictionary* oder *Oxford Dictionary* bekannten historischen Wörterbuches über, worin die englische Lexikographie ihren höchsten Triumph gefeiert und das wohl als das grossartigste lexikalische Unternehmen unserer Zeit bezeichnet werden muss.

In der philologischen Gesellschaft zu London trat im Jahre 1857 der damalige Dean von Westminster, später Erzbischof Trench mit dem Vorschlag auf, ein historisches Wörterbuch der englischen Sprache vorzubereiten, worin die Geschichte jedes Wortes an der Hand von Belegen aus alter und neuer Zeit dargelegt und ebenfalls nunmehr ausgestorbene Wörter berücksichtigt werden sollten. Der Vorschlag fand Beifall und eine Aufforderung betreffend systematische Exzerpierung der englischen Litteratur wurde an das Publikum gerichtet. Es stellte sich heraus, dass man auf ein weit ver-

breitetes und lebhaftes Interesse rechnen konnte. Hunderte von Personen fingen an freiwillig und ohne irgend welchen materiellen Ersatz Materialien für das grosse Werk zu sammeln. Murray teilt mit, dass im ganzen nicht weniger als 2,000 Personen zu der Materialsammlung beigesteuert haben und zwar mit mehr als 5 Millionen Auszügen aus zahllosen gedruckten Büchern und handschriftlichen Quellen. Als das Material zu wachsen begann und sich z. T. überblicken liess, wurden einzelne Stücke daraus provisorisch geordnet und im Jahre 1878 legte D:r Murray der Verwaltung der Clarendon Press zu Oxford einige fertig ausgearbeitete Probestücke vor. Die Clarendon Press entschloss sich, das Wörterbuch zu verlegen, die näheren Bedingungen wurden festgestellt und die Redaktion des Riesenwerkes wurde D:r Murray anvertraut. Nachdem neue Aufforderungen an interessierte Kreise zu einer grossartigen Vermehrung des Materials geführt, mehrere Personen freiwillig bei der präliminären Gruppierung dieses Materials behilflich gewesen und ein Stab fest angestellter Mitarbeiter für das Unternehmen gewonnen waren, erschien im Jahre 1884 die erste Lieferung und 1888 lag der erste Band fertig vor. Seitdem ist das Werk im Vergleich mit anderen Unternehmungen ähnlicher Art sehr schnell fortgeschritten. Die Bände I und II sind von D:r Murray herausgegeben; Band III von D:r Murray und Mr. Henry Bradley. Von diesem Punkte an wurde die Leitung der Arbeit auf diese beiden Gelehrten verteilt; Bd. IV ist von Bradley, Bd. V von Murray herausgegeben. Um das Tempo noch mehr beschleunigen zu können, wurde neulich zum dritten Herausgeber Mr. W. A. Craigie ausersehen. Vollständig erschienen sind bis jetzt Bd. I—V (= A—K); die Bände VI (L—N) unter der Leitung von Bradley, VII (O—P, Murray,) und VIII (Q—S, Craigie) werden gegenwärtig gleichzeitig in Lieferungen veröffentlicht, sind aber alle drei bis jetzt noch nicht weit fortgeschritten. Zwei weitere Bände (IX, X) sollen das Werk zu Ende bringen. Erwähnt sei, dass die Bände sehr umfangreich (1200 bis 1300 Seiten), das Format gross, die Anordnung dreispaltig und der Druck ziemlich klein, wenn auch sehr deutlich

ist. — Im Vorwort zum ersten Bande veröffentlicht der Herausgeber eine Liste derjenigen Personen, die zu der Materialsammlung tatkräftig beigesteuert haben. Es geht daraus hervor, dass einige der freiwilligen Mitarbeiter staunenswertes geleistet haben. 8 Personen haben 25,000 bis 50,000 Zettel mit Zitaten geliefert, eine Person 136,000 und eine sogar 165,000 Exzerpte. Bei der rein wissenschaftlichen Arbeit haben die Herausgeber wertvolle Unterstützung von hervorragenden Gelehrten gehabt, darunter Engländer wie Furnivall, Skeat, Sweet, Napier, Rhys, und Ausländer wie Sievers, Zupitza, Kluge, Bugge, Storm, Paul Meyer und Neumann. Sievers hat die Korrektur zu allen die Etymologie der germanischen Wörter berührenden Abschnitten gelesen und Paul Meyer hat für den romanischen Teil des Wortschatzes denselben Dienst geleistet.

Was nun den Plan des New English Dictionary betrifft, muss derselbe als der umfassendste und grossartigste bezeichnet werden, der bisher in lexikalischen Werken zur Ausführung gelangt ist. Während nämlich die damit vergleichbaren Unternehmungen, wie Grimms Deutsches Wörterbuch, nur den in neuer Zeit lebendigen Wortschatz der Sprache historisch behandelt, wird in dem englischen Wörterbuch jedes Wort aufgenommen, das seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine sozusagen »litterarische Existenz« gehabt hat, auch wenn das Wort schon längst ausgestorben ist. Die gänzlich veränderten litterarischen Verhältnisse, welche den Übergang von der altenglischen (angelsächsischen) zur mittelenglischen Periode bezeichnen, motivieren hinlänglich die von den Herausgebern gewählte Zeitgrenze. Denn wenn auch ein beträchtlicher Teil des englischen Wortschatzes und gerade die allergewöhnlichsten Wörter altenglisches Erbgut sind, führte doch der Bruch mit den alten Traditionen, der eine Folge der normannischen Eroberung war, das vollständige Aussterben eines grossen Teils des altenglischen Wortvorrats, vor allem der schon reich ausgebildeten gelehrten, philosophischen und poetischen Terminologie, herbei. Jedes Wort aber, das in dem Wörterbuche vorkommt, wird von den ersten Anfängen an historisch beleuchtet, wobei sich die Herausgeber bemüht haben, u. a.

auch die älteste bekannte Belegstelle vorzuführen. Für die mittelenglische Zeit, wo keine über den Dialekten stehende Schriftsprache in England vorhanden war, haben Wörter aus sämmtlichen litterarischen Quellen im Wörterbuch Platz gefunden. Aus der neueren Zeit aber, nachdem sich in England eine Schriftsprache entwickelt und allgemeine Geltung erlangt hatte, sind reine Dialektwörter, insoweit dieselben kein litterarisches Interesse beanspruchen, prinzipiell vom New English Dictionary ausgeschlossen worden. [1]) Ausgeschlossen sind auch die sozusagen »äussersten Grenzgebiete« der rein technischen Ausdrücke sowie der Ausdrücke des *Slang* und *Cant*. Ein † vor einem Worte bezeichnet dieses als ausgestorben (*obsolete*); ein anderes Zeichen giebt das Wort als nicht völlig naturalisiert an.

Jedes Stichwort wird in der gewöhnlichen Orthographie gegeben und die Aussprache der noch lebendigen Wörter durch phonetische Transskription bezeichnet. Varietäten sowohl der Schreibung wie der Aussprache werden angeführt. In Bezug auf die Angabe der Aussprache ist das New English Dictionary mit Recht weniger radikal als z. B. Sweet. Sodann folgt eine chronologische Übersicht der wichtigsten Schreibungen und Formen des Wortes von den ältesten Zeiten an. Es folgt sodann die Etymologie des Wortes, die in zweifelhaften Fällen ausführlich diskutiert wird und woran sich oft interessante historische Erläuterungen anknüpfen. Der Hauptteil der lexikalischen Arbeit besteht selbstverständlich in der Darlegung der Wortbedeutung. Die vielfachen Verzweigungen der Bedeutung werden, an der Hand von chronologisch geordneten Zitaten, eingehend erörtert. Dabei haben sich die Herausgeber z. T. auf die Arbeit ihrer Vorgänger gestützt; z. T. und wohl in der Mehrzahl der Fälle haben sie die Arbeit selber machen müssen. Wortbedeutungen, die nunmehr veraltet sind, werden gleichwie ausgestorbene Wörter durch ein † gekennzeichnet. Sehr praktisch ist es, vor jedem Zitat die

[1]) Dem Wortschatz der neuenglischen Dialekte ist in dem in raschem Fortschritt begriffenen *English Dialect Dictionary* von Prof. J. Wright eine vorzügliche Behandlung zuteil geworden.

Jahreszahl desselben in fettem Druck zu stellen. Die Konstruktionen der Wörter, vor allem die im Englischen so häufigen und reich entwickelten Verbindungen von Verben mit Adverbien und Präpositionen werden in eingehender Weise berücksichtigt. Unter dem Stichwort *(main word)* werden mit Abweichung von der alphabetischen Anordnung gewisse die Bedeutungen der Bestandteile bewahrende Kombinationen des Grundworts mit anderen Wörtern aufgeführt (wie z. B. unter *air* Wörter wie *air-condenser*, *air-cushion*, u. ä.)

Um schliesslich einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung des im New English Dictionary behandelten Wortschatzes zu geben, seien hier einige den Vorreden entnommene Zahlen mitgeteilt. In den Bänden I—V (= A – K) sind 106,698 »main words» und eine grosse Anzahl »subordinate words» und »combinations» behandelt, im ganzen nicht weniger als 167,234 Wörter. Dieses wird für das ganze Werk eine Wörterzahl von 300,000 bis 400,000 ergeben. Da man bedenkt, dass von diesen Wörtern etwa 3/4 noch dem heutigen Englisch angehören, gewinnt man eine Vorstellung von dem ungeheuren Reichtum der englischen Sprache. Die Geschichte eines solchen Wortschatzes zu schreiben — die Aufgabe die sich das Oxforder Wörterbuch gestellt hat — ist fürwahr ein grosses Unternehmen und wenn auch alles Menschenwerk an Unvollkommenheiten leidet und Verbesserungen nirgends ausgeschlossen sind, muss doch dieses Wörterbuch, wenn einmal vollendet, ein monumentales Werk genannt werden und unter den grössten Leistungen der philologischen Forschung eine Ehrenstelle behaupten.

U. Lindelöf.

Besprechungen.

Carl Voretzsch, *Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache.* Zweite Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1903. XVI + 279 S.

Schneller als man es vermuten konnte ist die zweite Auflage dieses vortrefflichen Lehrbuches erschienen. Die Anlage des Werkes ist durchaus dieselbe geblieben. Der Verf. hat nur die seiner Ansicht nach nötigen Detailverbesserungen eingeführt, und besonders alles, was die Wortstellung betrifft, bedeutend erweitert.

Von den Bemerkungen in meiner in diesen *Neuph. Mitteilungen* (15/9—15/10 1901, S. 9—14) erschienenen Besprechung der ersten Auflage hat der Verf. einen Teil gutgeheissen und seine zweite Auflage dementsprechend geändert. In den folgenden Punkten ist er aber seiner ersten Auffassung mehr oder weniger treu geblieben.

In Betreff der Form *li* < *ille* (S. 11) hält der Verf. nicht mehr unbedingt auf seine frühere Meinung. Er sagt: »Eine bestimmte entscheidung lässt sich nicht geben, möglicherweise haben verschiedene ursachen zusammengewirkt».

Die Erklärung von *-ier* < *-ĕrium* (S. 16, 51, 59, 143) ist beibehalten worden. Abgesehen von der Annahme einer »bedingten» Diphthongierung, zu der ich später zurückkomme, bleibt der Schwund des Hiatus-*i* ein ungelöstes Rätsel. Mit V. einen durch das Herantreten des Flexions-*s* bedingten Schwund der *r*-Mouillierung als möglich anzusetzen, scheint mir äusserst bedenklich. Erstens ist es sehr fraglich, ob überhaupt der zutretende Konsonant im Stande gewesen wäre, die Mouillierung einfach aufzuheben (nach dem mouillierten *l* entsteht z. B. ein dentaler Verschlusslaut: *melius* > **mieĺs* > *mielz)*. Zweitens sprechen die Verhältnisse bei *-ŏrium* ja entschieden für die Entwicklung *-ĕrium* > **-ieir* > *ir* (vgl. *corium* > **cuoir* > *cuir*). Drittens wäre es eigentümlich, wenn gerade die Formen mit Flexions-*s* die anderen, wo *-ĕrium* regelmässig zu *-ir* geworden wäre, verdrängt hätten; sonst wirkt ja meistens die singulare Ackusativform bestimmend auf die übrigen Formen. Und viertens haben wir ja *integrum* > afrz. *entir*.

Die Orthographie *eve* (< *aqua*) wird, ich weiss nicht aus welchen Gründen, beibehalten (S. 22, u. s. w.).

Ebenso werden als vlat. Perfektendungen der I. Konj. fortwährend *-aut*, *-amus* angegeben (S. 30). Warum der Verf. sich vor *-ammus* (< *-avmus*) scheut, begreife ich nicht. Mehr kompliziert ist allerdings die Entwicklung der Endung der dritten Pers. Sing., und ich gebe zu, dass eine analogische Erklärung nicht ausgeschlossen ist. Auf gestütztes *a* (*-avt*, *-at*) weisen indessen, ausser dem Frz., noch verschiedene rhäto-rom. und prov. Dialekte (s. Meyer-Lübke, *Gramm.* II, §§ 268 und 274), so dass die Möglichkeit einer doppelten Entwicklung, einerseits *-avit* > *-avt* > *-at,* anderseits *-avit* > *-aut* > *-ot,* doch wohl nicht ganz ausser Rechnung zu lassen ist.

Anstatt, wie in der ersten Auflage, von »infolge des häufigen gebrauchs» gekürzten Formen zu sprechen, nimmt der Verf. jetzt besser »schwächer betonte, kürzer gesprochene formen» an (S. 36, u. ö.), welchen er den passenden Namen »Kurzformen» giebt.

Der Verf. nimmt fortwährend wirkliche Metathesis für die Endung *-tor* (> *-tro*) an (S. 54), sucht aber jetzt seiner Ansicht durch Anführung von it. *sempre*, *quattro*, sp. *siempre, cuatro* eine feste Basis zu geben. Ich glaube auch, dass die italienischen und spanischen Fälle metathetischer Natur sind, aber die französisch-provenzalischen Fälle können ja einfacher anders erklärt werden, da nichts uns zwingt, eine allgemein vulgärlateinische Metathesis anzunehmen.

Der Verf. hält fortwährend an der Theorie von der »bedingten» Diphthongierung von vlat. off. *e, o,* (S. 59—60, 155, u. s. w.) fest. Er sieht, wie man weiss [1]), in den altprovenzalischen Lautverhältnissen eine Hauptstütze dieser Theorie. Im Prov. hat man nämlich regelmässig *fer* < *ferum*, *pot* < *potet* (klass. *potest*), aber *mielhs* < *melius*, *nueit* (*nuech*) < *noctem*, *lieu* < *levem*. Es wird also dort das *ĕ* oder *ŏ* diphthongiert, wenn ein *j*- oder *u*-Laut folgt, während es sonst in der Regel undiphthongiert bleibt. Die prov. Diphthongierung (Brechung) hängt also sicher von der Natur des folgenden Lautes (*j, u*) ab, und es fragt sich nun, ob nicht auch die betreffende franz. Diphthongierung von *ĕ, o* von der gewöhnlichen Diphthongierung in offener Silbe (*tier*, afr. *puet*) prinzipiell zu scheiden ist. Ich gebe zu, dass die Verhältnisse im Prov. für die Annahme sprechen, dass die Diphthongierung der lat. offenen *e* und *o* im Franz. in zwei verschiedenen Perioden stattgefunden hat, so dass zur ersten *fier, puet*, zur zweiten *mielz, nuit* (< **nueit*) gehören. Eine solche Annahme hat auch den Vorteil, dass man dann die Auflösung von *c* (> *j*) in Wörtern wie *lectum, noctem* (welche Auflösung ich als eine nötige Vorbedigung für die Diphthongierung betrachte) nicht so früh anzusetzen braucht. Was ich aber noch bestreite ist, dass diese sekundäre Diphthongierung in geschlossener Silbe bei kurzem Vokal stattfinden könne. Als Durchgangsstufe ist also **mĕʎs*, **nŏyt* anzusetzen, und da es kein *tĕrz* (< *tertium*) gegeben haben kann, taugt die Annahme einer bedingten Diphthongierung nicht für das Wort *tierz* (vgl. auch prov. *tertz*).

Der Verf. besteht darauf, dass nach gewöhnlichem *n* und *l* statt *s* ein *z* eintrete (S. 147, u. ö.). Er stützt sich dabei auf

---

[1]) Prof. Voretzsch hat die »bedingte» Diphthongierung im Franz. in seiner sehr interessanten Abhandlung »Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprovenzalischen» (in den Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für Hermann Suchier, Halle, 1900) eingehend behandelt.



gewisse Äusserungen von Schuchardt, Gröber und Koschwitz (S. XII). Ich muss aber gestehen, dass gerade Gröbers gründliche Untersuchung der lautphysiologischen Seite dieser *t*-Epenthese entschieden gegen des Verf. Auffassung zu sprechen scheint. Wenn tatsächlich hie und da *z* statt *s* nach gewöhnlichem (nicht gestütztem, nicht mouilliertem) *n* und (nicht mouilliertem) *l* auftritt, so ist die betreffende Form m. E. sicher eine anormale (dialektische, analogische, orthographische). Schuchardts allzu kategorische Behauptung (*Rom.* III, 285—6), dass *z* statt *s* nach gewöhnlichem *n* und *l* eintrete, hatte ich, als ich meine Besprechung der ersten Auflage der *Einführung* schrieb, allerdings vergessen.

Ein durch ein Hiatus-*i* hervorgerufener Umlaut (*camĭsia* > *chemise*, u. s. w.) wird von V. fortwährend angenommen (S. 63, u. s. w.). Er sagt immer nicht, wie man die vielen nicht »umgelauteten» Formen erklären soll.

In *poin*, etc. wird auch in der zweiten Auflage *in* = *i* + *n* gleichgesetzt (S. 64—5 etc.). Jedenfalls hätte der Verf. die Durchgangsstufe *iñ* (*ñ* > *iñ* > *in*) erwähnen können.

Die Entwicklungsreihe *apud* > **abod* > **avod* > **ovod* > **ovd* > *od* ist beibehalten worden (S. 84). Die Formen *ovod*, *ovd* sind es, die mir unwahrscheinlich vorkommen. Warum sollte *a* vor *v* zu *o* werden? Worauf wird eine solche Annahme gestützt? Wenn *habuit* die Form *out* giebt, ist es etwas ganz anderes. Das vokalisierte *b* bildet mit *a* den Diphthongen *au*, der wiederum ganz regelmässig zu *o* wird. Vgl. Nyrop, *Gramm.* I, § 234.

Wegen der »bedingten» Diphthongierung eines off. *e* vor folgendem *u* (S. 85, u. s. w.), vgl. das oben über die durch ein Hiatus-*i* bedingte Diphthongierung gesagte.

Die Entwicklung *supra* > *sovre* > *sour(e)* > *seur* > *sur* wird fortwährend vom Verf. als wahrscheinlich angenommen (S. 101). Er setzt aber hinzu: »Andere nehmen eine kreuzung der proklitischen form *sor* mit *sus* (← *sursum*) an.»

Der Verf. giebt fortwährend **riccius* als vlat. Etymon für *riches* an (S. 122). Ich würde zufrieden sein, wenn er wenigstens **rikkius* geschrieben hätte (wie **skirnjan*, *skella*), denn es ist doch irreführend, dem vlat. *c* vor Hiatus-*i* eine doppelte Aussprache zuzuschreiben (vgl. **riccium* und *bracc(h)ium*).

In Betreff der Nasalierung der Vokale hält Prof. V. seine alte Erklärung aufrecht (S. 139, u. s. w.), giebt aber jetzt (S. 156) eine nähere Begründung seiner Ansicht. Ich betrachte dennoch immer seine Theorie als lautphysiologisch unwahrscheinlich. Denn wodurch sollte der direkte Übergang der dentalen oder labialen Artikulation in eine postpalatale eigentlich herbeigeführt worden sein? Eine Antizipierung der Senkung des Gaumensegels ist dagegen ein

ganz begreiflicher lautphysiologischer Prozess, der vielleicht in geschlossener Silbe früher eintrat, weil die Artikulation des nasalen Konsonanten in diesem Falle energischer war.

Gegen die von mir angeführten Gründe für die Etymologie _puis_ < _*posco_ wendet Prof. V. jetzt ein (S. 171), dass die prov. Formen _puosc, puesc_ Analogiebildungen sind. Das ist ja immerhin möglich, gerade weil die Diphthongierung bei der Etymologie _*posco_ Schwierigkeiten macht.

Obgleich der Verf. noch sagt (S. 223), dass aus _c_ oder _g_ zwischen zwei _r_ der Verschlusslaut _t_ entstehe (_estortre_), weiss ich aus brieflicher Mitteilung, dass _g_ ein Druckfehler für _q_ ist (vgl. S. 145).

Aus Versehen sind wohl schliesslich folgende Fehler stehen geblieben: S. 222, Z. 17: _m_ statt _mn_ (_somniatum_ > _songiet_); S. 222, Z. 24: _profont_ (die ersten Belege der gelehrten neufrz. Form stammen nach dem _Dict. gén._ und Littré vom XVI. Jahrh.) [1]); S. 226, Z. 4: antevokalischen, statt: antekonsonantischen; S. 236, Z. 6 v. u.: _emperere, seror_ statt _empereor, serors_ (welches letztere Wort nicht hierher gehört).

A. Wallensköld.

Eingesandte Literatur.

Aus dem Verlag der _G. Fritze'schen Kgl. Hofbuchhandlung_ in Stockholm:

P. Voss' Deutsches Lesebuch I. Für schwedische Schulen bearbeitet und herausgegeben von _C. Svedelius_, Lektor. Zweite Auflage. 1903. VII + 201 S. 8⁰.

> Die zweite Auflage dieses vortrefflichen Lesebuches, welches in unserem Blatte (15/9—15/10 1901) schon besprochen worden ist, unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, dass einige kleinere Fehler berichtigt, dass eine vollständigere Quantitätsbezeichnung im Wortverzeichnis durchgeführt und dass einige hauptsächlich typographische Änderungen hie und da in dem am Ende des Buches befindlichen Anhang vorgenommen worden sind.

Aus dem Verlag der _H. Laupp'schen Buchhandlung_ in Tübingen:

---

[1]) Littré giebt allerdings (unter _profond_) an, dass schon Brunetto Latini (_Trés._ 210) die neufrz. Form habe. In der gerade von Littré benützten Ausgabe des _Livre dou Tresor_ (von Chabaille) steht aber _parfondes_.



Die Anfänge der Romanischen Philologie an den deutschen Universitäten und ihre Entwicklung an der Universität Tübingen. Akademische Antrittsrede, gehalten am 19. November 1903 bei Uebernahme der ordentlichen Professur für Romanische Philologie an der Universität Tübingen, von Dr. *Carl Voretzsch.* 1904. 32 S. 8⁰. Preis geh. Rmk. 0: 75.

Aus dem Verlage von *B. G. Teubner* in Leipzig:

La vie journalière, Konversationsübungen über das tägliche Leben, von *G. Strotkötter*, Professor am Kgl. Gymnasium zu Arnsberg. Zweite Auflage. 1902. Ausgabe A. 82 S. 8⁰. Ausgabe B. 128 S. 8⁰.

Die erste Auflage dieses Buches ist in unserem Blatte ($^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1902) besprochen worden.

Teubners kleine Sprachbücher: I. Französisch. Leçons de français. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der französischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Von Dr. *Otto Boerner.* Mit einer Karte von Frankreich, einem Plane von Paris und einer französischen Münztafel. 1904. VII + 256 S. 8⁰. Preis geb. Rmk 2: —.

Mitteilungen.

In den von Professor M. Trautmann herausgegebenen Bonner Beiträgen zur Anglistik Heft XIII ist von Dr. *Uno Lindelöf* erschienen: »Studien zu altenglischen Psalterglossen«. Die Untersuchung, welche das erwähnte Heft allein ausfüllt, umfasst 123 Seiten 8⁰.

Der Deutsche Neuphilologen-Verband hat eine Einladung zum 11. Deutschen Neuphilologentag ausgesandt, welcher in der Pfingstwoche dieses Jahres, vom 25—27 Mai, in Cöln stattfinden wird. Das Programm wird Anfang April noch besonders bekannt gegeben werden.

Helsingfors 1904, Aktiebolaget Handelstryckeriet.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 2	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1904

Le Miroir des dames et des demoiselles.

Le petit poème publié ci-dessous [1] est renfermé dans le Ms. f. fr. 147 de la Bibliothèque Nationale à Paris. Ce manuscrit est un beau volume in-folio avec de jolies miniatures et des initiales en or, datant du commencement du XV:e siècle. [2] Il contient plusieurs poésies dévotes, ballades à la Vierge etc. Une autre version de notre poème se trouve dans le Ms. Nouvelles acquis. 10032, mais elle est moins complète et présente quelques altérations du texte.[3] Je ne saurais dire si le texte d'un *Miroir des dames*, se trouvant dans la bibliothèque du Musée Fitz William à Cambridge, [4] est identique avec le nôtre, ou s'il appartient plutôt à un autre groupe de ces »Miroirs» si fréquents dans la littérature du moyen âge.

Cet autre groupe a un caractère différent de celui dont fait partie notre poème. Il y a p. ex. le grand *Mirouer des dames* en prose, traduction faite pour Jeanne de Navarre, femme de

---

[1] N'ayant rencontré ce *Miroir* dans aucun des recueils qui contiennent des poésies didactiques du moyen âge, ni ailleurs, je suppose qu'il est resté inédit jusqu'à ce jour. M. Arthur Piaget, expert en cette matière plus que personne, a bien voulu confirmer cette supposition.

[2] Il a été décrit par Paulin Paris, *Manuscrits français*, I, 337 ss.

[3] Sur ce ms. voy. l'article d'Omont dans la *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* 1901.

[4] *Catalogue*, n:o 164, 32 b.

Philippe le Bel, d'un long traité latin, *Speculum dominarum*, par le franciscain Durand de Champagne, où l'on donne surtout des préceptes pour se bien gérer et où des chapitres entiers sont consacrés aux devoirs des princesses et reines.[5] Nous avons le *Mireoirs as dames* de Watriquet de Couvin (XIV:e siecle), long poéme allégorique dédié à une autre princesse;[6] le *Miroir des Dames* de Bouton »fait pour les vertus remirer: Celles qui s'y vouldront mirer, En vauldront mieulx de corps et d'ames», écrit probablement en vers et en prose.[7] Ces poèmes n'ont rien à faire avec le nôtre; il se rattache plutôt au genre de la *Danse Macabré*, car ici, comme là, c'est la Mort qui tient devant les yeux des vivants un miroir pour leur faire connaître la vanité des avantages terrestres.[8] Cette idée, nous la trouvons exprimée à l'adresse spéciale des femmes dans la *Danse macabre des femmes*,[9] où il y a les mêmes allusions que dans notre *Miroir*, où il est parlé de la caducité du corps, du travail des vers, de l'insignifiance des richesses etc. Mais ni là ni dans aucun autre poème de l'espèce que je connaisse, on ne trouve sous une forme si bien pondérée et concentrée l'énumération réaliste et détaillée de la personne morte de notre poème, ni l'opposition de la jeune beauté du corps féminin à l'état répugnant de tous ses membres rongés par la mort.[10] La lecture du petit poème fait penser involontairement à un des plus saisissants morceaux de la poésie

---

[5] Sur ce traité, voy. *Histoire Littéraire*, t. XXX, p. 311, 318 ss., A. Piaget dans *l'Histoire de la langue et de la littérature française* de Petit de Juleville, t. II. p. 187.

[6] *Dits de Watriquet de Couvin,* pp. Scheler, p. 1 ss.

[7] A. Piaget, Martin Le Franc, p. 132 ss.

[8] Sur cette littérature, voy. Gröber, *Grundriss,* II, 1179 ss.

[9] Silvestre, *Collection de poésies, romans, chroniques* etc. 24:e livraison, 1858.

[10] On trouve quelgue chose de comparable, quoique sous une autre forme, dans la description de la Vieillesse du *Roman de la Rose*, première partie. — D'autres poèmes, comme *l'Enseignement proffitable a toutes gens pour bien viure et bien mourir* (Silvestre, l. c.) ont la même tendance et quelque strophe peut bien exprimer la même chose, mais l'ensemble est néanmoins différent.

lyrique : les *Regrets de la Belle Heaulmière* de François Villon. Il est vrai que là ce n'est pas la mort mais la vieillesse qui amène la défaillance des membres et qu'ainsi Villon a introduit dans son poème un élément de toute autre valeur psychologique et artistique. Mais l'idée de passer en revue les différentes parties du corps en se rappelant avec une mélancolie amère leur état dans la jeunesse, est la même, et ici elle est déjà exprimée avec un accent sincère et presque touchant.

Werner Söderhjelm.

Cy s'ensuit le miroir des dames & demoiselles. Et l'exemple de tout le sexe femenin.

*f*⁰ 5 *r*⁰. 1. Mirez vous cy, dames et damoiselles,
Mirez vous cy et regardés ma face.
Helas! pensez, se vous estes bien belles,
Comment la mort toute beauté efface.

[*Comment biaulté humaine tourne plus a desplaisir aprés mort qu'elle ne pleut en vie.*]

2. Je fus jadis tant belle et tant plaisante
Que de beauté j'estoye l'exemplaire,
Et ores suis tant laide et desplaisante
Que plus desplais qu'oncques je ne peus plaire.

[*La fin des biaulx cheueulx du chief atourné.*]

3. Las! et que sont maintenant devenus
Les beaulx cheueux de mon chef atourné?
De l'orde terre estoyent tous venus,
Et en terre s'en est tout retourné.

La fin des beaux yeulx.

4. Las! comment sont mes beaux yeulx vers changez,
Et de ma face aussi tout le surplus.

Les deux premierès rubriques manquent dans le ms. 147. — Toute la troisième strophe manque dans Nouv. acq. 10032.

Las! tellement les ont les vers mangez
Qu'on n'y voit plus que les pertus sans plus.

La fin de la beauté de la face.

5. Las! aduisez hors ma face et dedens,
Qui jadis fut tant belle et coulouree.
Laissé n'y ont les vers fors que les dens.
Las! bien peu m'est ma beauté demouree.

La fin du beau col.

6. Las! je souloie aussi droit q'une tour
Auoir le col, plus blanc que lis et beau,
Enuironné d'ung colier d'or autour,
Et maintenant plus noir est q'ung corbeau.

La fin de la beauté de la poictrine.

7. Las! maintenant qu'est aussi deuenue
Ma poictrine, tant blanche et tant refaitte?
Las! qui la voit maintenant toute nue,
Horreur en a, tant est laide et deffaite.

La fin de la beauté des mains et des piez.

8. Las! et ou est la beauté de mes mains,
De dyamans garnies richement?
Las! et ou sont, pour danser soirs et mains,
Mes piez polis, chaussez mignotement?

La fin de la beauté du corps.

9. Las! or souloit mon corps estre tenu
Tant bel et gent et souefment nourry,
Et maintenant qui l'aduise tout nu,
Compte n'en fait ne que d'ung sac pourry.

Nouv. acq. 10032: 5,3 fors *manque* — *Rubrique de 6:* La fin de la biaulte du col — 6,4 corbiau — *Rubrique de 7:* biaulte

La fin des precieux vestemens.

10. Las! de drap d'or, de damas et de soye
Jadis souloye estre toute couuerte,
Et maintenant fault que d'ung serqueul soye
Enuelopee et demi descouuerte.

La fin des riches fourreures.

11. Las! je souloye estre jadis d'ermines
Toute fourree et de fins menus vers,
Et maintenant je porte les vermines
Et me rungent les gros et menus vers.

La fin des sumptueux edifices.

12. Las! je souloye auoir mes beaulx logis
En haulx palais, chambres et lis parfons,
Et en vng coffre a present desclos gis
Dessoubs la terre, ou les vers sont au fons.

La fin du demaine, prossessions, terres et reuenues.

13. Las! je souloye auoir si grant demaine,
Possessions, terres et reuenue,
Et ores suis par mort, qui tout amaine,
Tant miserable et poure deuenue.

Cy s'ensuit du grant renom et de la dominacion.

14. Las! j'auoye du temps qu'estoye viue,
Si grant renon et dominacion,
Et maintenant si petit n'est qui viue
Qui n'ait de moy abhominacion.

Des biens de fortune qui ne durent rien.

15. Las! fortune jadis tant me prisa
Que des prisez estoye en tout prisee,
Et par la mort, qui tout mon pris pris a,
Des desprisez suis ore desprisee.

8,2 garnis et tant richement — 3 soir — 10,4 demie — 11,4 et les menus — 12,1 mes sumptueulx logis

Coment les plus belles sont aprés mort finees.

16. Las! pres de moy jadis on se tenoit,
Et maintenant chacun de moy s'eslongne.
Ma grant beauté chacun veoir venoit,
Et on me fuyt comme une orde charogne.

Bon exemple de la mort qu'on deuendra.

17. Las! remirez qu'aprés trespas serés
Ne plus ne moins, mon fait le vous figure,
Et recordez que vous trespasserés
Et porterés comme moy la figure.

Comment beauté devient horrible aprés mort.

18. Las! tant belle m'auoit faitte nature
Que ma beauté les cuers des beaux persoit,
Et ores n'est si laide creature
Qui n'ait horreur si tost qu'el m'apperçoit.

Comment beauté fault a coup.

19. Or est toute ceste beauté passee
Plus tost que vent et en si peu d'espace,
Et tout a coup suis jeune trespassee.
Et perdue, se Dieu ne me fait grace.

Comment par beauté on pert souuent l'ame.

20. Las! de beauté que nommer j'ay peu cy,
Que perdue ay, ne du corps soubz la lame
Ne me chault ja, se Dieu me fait mercy,
Si que sans fin ne soit perdue l'ame.

Comment par gloire terrienne on pert la gloire eternelle pour estre dampné.

21. Mais c'est pitié quant pour joye si briefue
On pert des cieulx la gloire en vng moment,
Pour estre en dueil tous jours, dont plus en griefue
Ung jour que cy deux cens ans de tourment.

18,1 *Ms 147*: nauoit — 20,3 *Nouv. acq. 10032:* ore

Comment honneur, plaisance et estat mondain faillent a coup.

22. Que vault honneur doncques, qui tant peu dure?
Que vault estat qui si tost deuient cendre?
Que vault plaisance en corps si plain d'ordure?
Que vault monter pour si tost bas descendre?

Comment il fault rendre compte de tout aprés mort.

23. Que vault pompe ne bruit qui si tost fault?
Las! mieulx vauldroit le moyen estat prendre,
Puis qu'on scet bien qu'en la fin il en fault
Tres estroit compte au juste juge rendre.

La fin des plus belles du viel testament.

24. Las! et ou sont celles qui pieça furent,
Dont les beautez raconte mainte hystoire?
Judich, Hester, qui tant grant beauté eurent,
Dont mencion fait la bible et memoire?

La fin de la beauté des plus belles de jadis.

25. Las! et ou sont de Heleine et Lucresse
Les grans beautez, et de Sydoine aussi?
Faillies sont et mortes en detresse
Passé long temps, et vous mourrés ainsi.

Comment dominacion dure peu et est tost oubliee aprés mort.

26. On me souloit nommer maistresse et dame
Et plaisir faire et seruice jadis,
Et maintenant je ne sache au monde ame
Qui deist pour moi ung seul *De profundis.*

Conclusion qu'on doit si bien viure sur terre qu'on puisse acquerir vie eternelle es cieulx.

27. Helas! par tant vous qui regnez sur terre,
Dont aprés mort on ne fera plus compte,
Vivez si bien deuant qu'on vous enterre,
Qu'aprés mort vifz Dieu en sa cour vous compte!

Nouv. acq. 10032 ajoute encore: Par l'oeil qui regarde Heleine — Troyes la grant de fu fut plaine.



Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Öhquist.

(Forts.)

Kap. IV.

a). Die Verf. veranschaulichen die starke Adjektivdeklination durch die in allen Kasus der beiden Numeri gebeugten Musterbeispiele *lieber Freund, bunte Blume, schönes Land.* Im Sing. können aber diese Ausdrücke, mit Ausnahme von *lieber Freund!* (als Ausruf), und wenn Konstruktionen wie *ein schönes Land* nicht hierher gezählt werden, nur in den seltensten Fällen gebraucht werden (etwa in: »schönes Land!», »statt Bertas bunter Blume» und dergl.) und müssten daher durch andere passendere ersetzt werden. Ich pflege im Klassenunterricht für den Sing. die drei Ausdrücke *guter Wein, gute Milch*, *gutes Bier (Wasser)* zu benutzen, deren Anwendung in allen Kasus des Sing. natürlich erscheint (ich lasse die Schüler beugen: »ein Glas (statt) guten Weins», »mit gutem Wein», »gib mir guten Wein» oder dergl.); für den Plural wähle ich dann andere Substantive. Hjorth hat in seiner Grammatik die Beispiele: *guter Wein*, *reife Frucht*, *gutes Brot*, die auch im Plur. gebraucht werden können.

b). Die Adjektive auf *-el* und *-er* werden bezüglich des etwaigen Ausfalls des unbetonten *e* des Stammes oder der Endung von den Verf. gleichgestellt; sie stimmen übrigens darin mit allen mir zugänglichen Grammatikern, u. a. Heyse, Sanders, Duden, Engelien, Blatz, Matthias, Sütterlin, überein. Wenn die gebundene Rede ausgeschlossen wird, wo die Bedürfnisse des Metrums die Anwendung von sonst nicht gebräuchlichen Formen eingeführt oder beibehalten haben, ist aber dies für die moderne Schriftsprache, und überhaupt die Schriftsprache der letzten hundert Jahre, nicht zutreffend, indem zwischen den zwei Gruppen von Adjektiven in der genannten Hinsicht ein bestimmter Unterschied gemacht wird. Ich erlaube mir diese Frage im folgenden einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Formen wie *edele*, *nobele*, *passabele*, *heikeler*, *übeles*, *dun-*

kelen, eitelem, welche die obenerwähnten Autoren als wenn auch weniger gebräuchliche Doppelformen der entsprechenden zweisilbigen Formen anerkennen, sind in der neueren Prosalitteratur wohl kaum aufzutreiben; statt dessen heisst es *edle*, *heikler*, *übles*, *dunklen* oder *dunkeln, eitlem* oder *eitelm*. Bei einer allerdings unvollständigen statistischen Untersuchung, die eine grosse Anzahl von Zeitschriftsartikeln und Abschnitten aus grösseren Schriften verschiedener, auch leichterer litterarischer Gattungen umfasste, habe ich auf etwa 40 zweisilbige Formen keine einzige dreisilbige gefunden; unter den zahlreichen Beispielen aus neuerer Zeit in Heynes Wörterbuch gehört hierher das einzige Beispiel »einen übelen Ruf haben», wenn dieses Beispiel überhaupt, wie aus der Anordnung des Zitats zu schliessen wäre, von dem Herausgeber selbst herrührt. — Was die Doppelformen *edlen—edeln*, *edlem—edelm* betrifft, so herrscht allgemeines Schwanken des Sprachgebrauchs; sogar in demselben Werke können beide Typen begegnen. Die Typen *edlen* und besonders *edlem* scheinen jedoch, obgleich mehrere Grammatiker vor dem Gebrauch solcher Formen warnen [1]), heute beliebter zu sein, was ganz natürlich erscheint bei dem starken Übergewicht des analogischen Einflusses von den übrigen gebeugten Formen mit vokalischer Endung, *edle, edler* (auch Kompar.) usw., gegenüber der unflektierten Form *edel* und den Superlativformen *edelste* usw.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Adjektiven auf *-er*. Wo diese Adjektive die Endungen *-e, -er, -es* haben, sind die dreisilbigen Formen, *andere*, *anderer*, *anderes*, in der neueren Prosalitteratur entschieden gewöhnlicher als die zweisilbigen, *andre*, *andrer, andres* (oder *anders*), die in dem all-

---

[1]) *Matthias*, Sprachleben und Sprachschäden, S. 51 bezeichnet die Typen *edeln*, *edelm* neben *edelen, edelem* als die allein mustergültigen Formen, und zwar betrachtet er als das für diese Entscheidung Massgebende den übereinstimmenden lautlichen Ausgang von Verbalformen wie *wandeln* (nicht *wandlen*; ältere Form *wandelen*); ähnlich *Heyse*, Deutsche Gramm.[24], S. 82 und *Andresen*, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit [7], S. 51. Dieser Gesichtspunkt kommt m. E. hier jedoch weniger in Betracht als der Einfluss der Formen *edle* usw.



täglichen, nicht individuell gefärbten Stil, wie es scheint, durchgängig vermieden werden.[1]) In dem obenerwähnten statistischen Untersuchungsmaterial habe ich 158 Formen des ersteren Typus vorgefunden, aber nur 7 Formen des letzteren: *düstre, unsre* (Hebbel, Maria Magdalene), *finstre*, *unsrer* (Freytag, Die Journalisten), *bittres* (Spielhagen, Ultimo), *unsre, unsrer* (Öhquist, Gespräche und Briefe in seinem Lesebuch »Deutsche Prosa u. Dichtung»); bei den genannten vier Verfassern kamen dagegen 12, 39, 6 bzw. 15 dreisilbige Formen vor. Was die Formen mit der ursprünglichen Deklinationsendung *-en* betrifft, wo also auch der Ausfall des Endungs-*e* in Frage kommen kann, so steht die Sache so, dass sowohl die Typen *andern* (*besondern*, *muntern*) als *anderen* (*besonderen*, *munteren*) allgemein gebräuchlich sind (in meiner Stat. 74 Fälle gegen 51), wogegen der Typus *andren*, mit ausgefallenem stammhaftem *e*, selten gebraucht wird (in meiner Stat. kein Fall). Schliesslich lässt sich betreffs der relativen Frequenz der Typen *anderem*, *anderm*, *andrem* sagen, dass der erste Typus der gewöhnlichste (in meiner Stat. 11 Fälle), der zweite und besonders der dritte dagegen seltener sind (4-mal die Form *unserm*, kein Beispiel des Typus *andrem*).

Das oben von den Adjektiven auf *-er* Gesagte dürfte die fraglichen Biegungsverhältnisse bei den meisten Adjektiven dieser Bildung richtig angeben, wobei jedoch verschiedene Adjektive teilweise einen gewissen Unterschied in der Neigung, das *e* des Stammes oder der Endung ausfallen zu lassen, aufweisen mögen; so geschieht verhältnismässig oft eine Verkürzung der Formen von *unser*.

Eine besondere Stellung nehmen die Adjektive ein, wo unmittelbar vor *-er* ein Diphtong steht, wie *sauer*, *teuer*, *euer, ungeheuer*. Diese Adjektive stehen in der fraglichen Hinsicht den Adjektiven auf *-el* nahe: *sauere, teuerer, eueres* kommen selten vor, an deren Stelle heisst es gewöhnlich

[1]) Eine Ausnahme bilden vielleicht diejenigen Komparativformen, die durch Beibehaltung des stammhaften *e* eine viersilbige Gestaltung bekommen würden; statt *heiterere* wird vielleicht öfter *heitrere* gebraucht.

saure, teurer, eures (nur einmal habe ich eine unverkürzte Form verzeichnet, in dem Beispiel *aus kohlensauerem Kalk*), und ganz wie bei *edlen—edeln* schwankt der Sprachgebrauch zwischen *teuren* und *teuern*, *eurem* und *euerm*, wobei die Typen *teuern* und besonders *euerm*, deren Bildung mit den Typen *teure, teurer* etc. im Widerspruch steht, weniger üblich sind.

Andererseits gibt es adjektivische Bildungen auf *-er*, wo das Ausfallen des *e* bei hinzutretender Deklinationsendung noch seltener ist als in *ander, heiter*, nämlich die Komparationsformen. Formen wie *grössre*, *grössrer, grössres*, die nach *Heyse*, Deutsche Grammatik [24], S. 169 »häufig» vorkommen sollen, und *ältrer*, das *Sütterlin*, Die deutsche Sprache, S. 61 sogar als die »heute gewöhnliche» Form bezeichnet, sind wohl in nicht poetisch gefärbter Prosa, wenn überhaupt vorkommend, äusserst selten; solche Komparationsformen von anderen Adjektiven, wie *neure, freirer, passendres, fleissigren* sind in der Prosa geradezu unmöglich. Dagegen kommen statt der gewöhnlicheren Typen *älteren, engeren* auch *ältern*, *engern* häufig vor (in meiner Stat. 35 und 13 Fälle), aber wohl kaum *passendern*, *gewöhnlichern; engerm* statt *engerem* scheint ziemlich selten zu sein.

Aus dem Obigen ist ersichtlich, wie wenig die bei den Grammatikern übliche Gleichstellung der Adjektive auf *-el* und *-er* bezüglich der Behandlung des stammhaften und des flexivischen unbetonten *e* mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch in der modernen Prosa übereinstimmt. Was besonders die Grammatik von Lindelöf und Öhquist betrifft, so wird in dieser die Regel aufgestellt, dass Adjektive der beiden Gruppen »in der Regel» entweder das eine oder das andere *e* auswerfen [1]); dabei ist jedoch zu bemerken, dass die Verf. durch die typographische Anordnung der Beispiele: *edles*, *and(e)res*, einen Unterschied zwischen den zwei Gruppen von Adjektiven angeben wollen.

Es wäre nun eine interessante Aufgabe, näher zu unter-

---

[1]) S. 47, vgl. auch S. 54; in ähnlicher Weise *Blatz*, Neuhochd. Gramm. [3] I, S. 361 u. 366; *Sütterlin*, angef. Arb. S. 61.

suchen, aus welchen Gründen bei den Adjektiven (inkl. Komparativformen) auf *-er* die beiden unbetonten *e*, im Streit mit dem von *Behaghel*, Die deutsche Sprache [2], S. 214 und Pauls Grundriss [1] 1, 573—5 aufgestellten Lautgesetz, gewöhnlich erhalten bleiben, während bei den Adjektiven auf *-el* das eine *e* lautgesetzlich fällt. Dabei hätte man auch die Adjektive und Partizipien auf *-en* in Betracht zu ziehen, wo, in Übereinstimmung mit den Adjektiven auf *-er*, ebenfalls die beiden *e* in der nicht gebundenen Rede gewöhnlich beibehalten werden (*ebne*, *wollnes*, *geschriebnen* seltener als *ebene*, *wollenes*, *geschriebenen*). Weiter kommen hier in Betracht die Verben auf *-eln* und *-ern*, welche in der vorliegenden Grammatik ebenfalls nicht zutreffend in bezug auf das stammhafte *e* gleichgestellt werden, indem die Verf. sagen, dass beide Gruppen dieses *e* »in der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. und Sing. Imper. abwerfen» [1]). Eine vollständige solche Untersuchung ist, wie alle derartigen Untersuchungen auf dem Gebiete einer weit verbreiteten Schriftsprache, äusserst kompliziert; u. a. müsste man in Betracht ziehen, wie diese Formen in der ungezwungenen Umgangssprache der Gebildeten sowie in den Dialekten heute gesprochen werden und seit der mhd. Zeit gesprochen wurden. Ich kann im folgenden nur einige Gesichtspunkte hervorheben, die bei einem Erklärungsversuch nicht ausser acht zu lassen wären.

Meines Erachtens hat bei der Gestaltung der fraglichen Formen vielleicht der Umstand eine Rolle gespielt, dass bei den meisten adjektivischen Bildungen auf *-en* und *-er*, nämlich den starken Partizipien und den Komparativen, *-en*, *-er* Träger einer funktionellen Bedeutung sind. Sie haben vielleicht deshalb der Einwirkung der Behaghelschen Ausfallstendenz, die ja auf dem Gebiete des Schriftdeutschen gewissermassen mit gemilderter Stärke aufgetreten ist, besser widerstanden, zumal da gerade von diesen Wörtern die auf *-en*, *-er* ausge-

---

[1]) In der Prosa heisst es zwar *segle*, *tadle*, und so wohl ausschliesslich oder gewöhnlich bei den Verben auf *-eln*, aber statt *bedaure* bisweilen *bedauere* (Freytag, Die Journalisten), neben *wandre* öfter *wandere*, und sehr selten *erinnre*, *verlängre* statt *erinnere*, *verlängere*.

henden Formen ohne Deklinationsendung, deren analogischem Einfluss die übrigen Formen natürlich ausgesetzt waren und noch ausgesetzt sind, relativ sehr frequent sind (*ich habe geschrieben, er ist gestorben, wir wurden gesehen; er ist älter als du, du kannst es besser tun*). Die übrigen adj. Bildungen auf *-en, -er* hätten nun infolge der analogischen Einwirkung, die sie teils von seiten aller Formen der Partizipia und Komparative, teils von seiten ihrer eigenen unflektierten Formen erlitten, das stammhafte *e* in der Regel beibehalten. Da dagegen bei allen Adjektiven auf *-el* diese Silbe ohne funktionelle Bedeutung ist, so hätte sich das stammhafte *e* hier leichter der Ausfallstendenz fügen können.

c). Die Anwendung der starken oder schwachen Flexion beim attributiven Adjektiv hängt im Deutschen bekanntlich nur von dem Vorhandensein eines adjektivischen Wortes ab, das den nachfolgenden aus Adj. + Subst. bestehenden Ausdruck bestimmt, sowie von dessen Flexionsbeschaffenheit; solche Bestimmungswörter sind die beiden Artikel und die adjektivischen Zahlwörter, Pronomen und Pronominalia. Vorausgehende substantivische Bestimmungswörter üben dagegen auf die Flexion des Adjektivs keinen Einfluss aus: es heisst »Deutschlands mächtiger Kaiser», »Egmont, dessen glänzender Lebenslauf auf dem Schafotte endete», »aller offenbarer Vorteil», mit starker Adjektivendung, obgleich »Deutschlands», dessen», »aller» gebeugte Formen sind. In den Regeln der §§ 68 und 69 sollte daher statt des Ausdrucks »Bestimmungswort» überall »adjektivisches Bestimmungswort» stehen; unter den im § 68 aufgeführten Bestimmungswörtern wären dementsprechend die Adverbien zu streichen. Vielleicht könnten in einer Anmerkung Konstruktionen wie »dessen glänzender Lebenslauf» besonders erwähnt werden, da hier Missverständnisse seitens der Schüler nicht selten vorkommen; vgl. § 98, Anm. 1, wo die Verf. die interessante analoge Konstruktion »des Königs einer Sohn» erwähnen.

Im § 75 heisst es, *ganz* und *halb* bleiben in gewissen Fällen vor »Ortsnamen» unflektiert; genauer wäre es wohl,

die Ländernamen nicht unter den Ortsnamen zu begreifen, sondern dieselben besonders zu erwähnen.

d) Im § 79 wird als Superlativsuffix in erster Linie *-est* und nur in Klammern das gewöhnlich gebrauchte *-st* angegeben; in den voranstehenden Beispielen fehlen Komparativformen mit dem ungewöhnlichen Suffix *-r (weise-r)*, welches in der Regel besonders erwähnt ist, sowie Superlativformen mit dem Suffix *-est.* — Da bei dem adjektivisch gebrauchten Superlativ an den Superlativstamm immer eine adjektivische Deklinationsendung tritt, wäre es gut, dass die Schüler dies im § 79 erwähnt fänden. In Übereinstimmung damit empfiehlt es sich, das Hauptbeispiel *der fleissigste* nicht wie die Verf. *fleissig-ste* sondern *fleissig-st-e* abzuteilen.

Im § 80 werden als Ausnahmen von der Regel, wonach Adjektive auf *-d*, *-t* im Superlativ *-est* annehmen, wohl die Partizipien auf *-end,* (auch reine Adjektive: *der unbedeutendste)*, nicht aber die Wörter auf *-et* (*-elt, -ert*) aufgeführt *(der gebildetste*, *der ungeeignetste*, *der verzweifeltste).* Am besten könnte man hier sagen: »Adjektive auf *-d, -t* haben gewöhnlich *-est,* aber diejenigen, deren letzte Silbe unbetont ist, haben *-st*», wodurch zugleich der Grund dieser Ausnahme angedeutet wäre.

In den meisten Schulgrammatiken und auch in der vorliegenden wird *mehr* als Komparativ zum Adj. *viel* (Superl. *der meiste*) angeführt, ohne dass die Sonderstellung dieses Wortes als indeklinabel erwähnt wäre.

Kap. V.

Dieses Kapitel, das den Zahlwörtern gewidmet ist, muss als sehr gelungen bezeichnet werden. Es sind hier nicht nur die Kardinalien und Ordinalien behandelt, sondern der Lernende findet auch vollständige und sehr gut geordnete Angaben über d e Bruchzahlen, die distributiven und multiplikativen Ausdrücke, die deutschen Namen der Ziffern, die Ausdrücke zur Angabe der Tagesstunden usw. Ich mache nur ein paar Bemerkungen.

Im § 98 d) heisst es, das substantivisch gebrauchte und ohne vorangehendes Bestimmungswort stehende *ein* werde

wie ein starkes Adjektiv gebeugt, was aber für den Gen. Mask. und Neutr. nicht zutrifft: es heisst doch *statt eines* (nicht *einen*) *der Brüder*.

Bei Angabe der Bildung der Ordnungszahlen, die doch bezüglich ihrer adjektivischen Flexion mit den Superlativen in eine Reihe zu stellen sind, sagen die Verf., dass sie von den Grundzahlen durch Hinzufügung von *-te* oder *-ste* gebildet werden, während früher als Superlativsuffix *-st*, *-est* angegeben wird. Richtiger würde es auch hier heissen, dass die Ordnungszahlen das Suffix *-t*, *-st* haben, an welches stets eine adjektivische Deklinationsendung gefügt ist.

Kap. VI.

Der Abschnitt, wo die Anwendung von *es* als formelles Subjekt behandelt wird (§ 144), hat in der neuen Auflage eine Bearbeitung erfahren, die zwar eine Verbesserung bezeichnet, doch ist auch die jetzige Formulierung der Regeln nicht befriedigend. Die zuerst gegebene Hauptregel lautet jetzt: »*es* als sogen. formelles Subjekt kommt im Deutschen nur im Anfang des Satzes vor». Dies scheint aber, ausser den unter c) sowie in der Anm. 1 besonders erwähnten Fällen »es wurde getanzt» — »gestern wurde getanzt»; »es hungert mich» — »mich hungert», nur für den Fall ausnahmslos zu stimmen, dass im Satze ein wirkliches, nachherstehendes Subjekt vorkommt, das ein Substantiv oder substantivisches Pronomen (nicht persönliches) ist («es ist ein Unglück geschehen» — «gestern ist ein Unglück geschehen»; »es kommt jemand» — »jetzt kommt jemand»); sonst muss oder kann *es*, auch wenn es den Satz nicht eröffnet, ausgesetzt werden.

Die Verf. erwähnen selbst unter Fällen, wo *es* nicht fehlen darf, Ausdrücke wie *ich bin es*, und solche, die eine Naturerscheinung bezeichnen *(gestern regnete es)*, sowie das einzelne *es giebt*. Viele andere könnten aber hinzugefügt werden. Es heisst: *dann reute es ihn; woran fehlt es euch?; jetzt klopft es; hier tanzt es sich gut* usw.; alles Ausdrücke, wo die Grammatiker gewöhnlich *es* als formelles Subjekt bezeichnen, wo aber kein logisches Subjekt vorkommt. Weiter

gehören hierher Fälle, wo neben *es* als formellem Subjekt ein Substantiv als Prädikativ steht, wobei *es* auch im Satzinnern teils bleiben muss: *mein Bruder ist es,* teils bleiben kann: *noch war (es) Friede.* Schliesslich sind die Fälle zu nennen, wo als logisches Subjekt ein Infinitivausdruck oder ein vollständiger Nebensatz steht. Auch hier darf, wenn der Infinitiv oder der Nebensatz dem Prädikat nachfolgt, teilweise *es* nicht fehlen, teilweise ist aber die Auslassung fakultativ. Es heisst immer: *darum freut es meinen Bruder (meinen Bruder freut es darum), dass du gekommen bist (*oder *dich hier zu sehen); später geschah es, dass er zurückkam; darum ist es besser, dass er gekommen ist;* und gewöhnlich: *darum ist es besser, hier zu bleiben.* Dagegen kommt die Auslassung von *es* mehr oder weniger oft vor in Wendungen wie: *besser ist (es) doch, dass er gekommen ist (*oder *hier zu bleiben); besser wäre (es) wohl, wenn er nicht gekommen wäre; mich freut, dass er gekommen ist; oft ist unklar, was er meint.* Wenn endlich der als logisches Subjekt stehende Infinitiv oder Nebensatz an den Anfang des ganzen Satzes tritt, fehlt *es* immer: *hier zu bleiben wäre besser; dass er gekommen ist, freut mich.* [1])

Eine vollständige Behandlung des Gebrauchs des unbestimmten *es* gehört natürlich nicht in die Schulgrammatik, es gilt hier nur, die Regeln, die man gibt, so aufzustellen, dass sie den Schüler nicht irre führen, was jedenfalls solchen Schülern begegnet ist, die die kurze Ausgabe der Grammatik benutzt haben, wo die von mir oben angeführte Regel ohne jede Einschränkung gegeben wird.

Zu § 128 ist zu bemerken, dass nicht nur das possessive Pronomen *sein,* sondern ebensogut *ihr* schwedisch mit »dess» wiedergegeben werden kann (z. B. in »die Stadt und ihre Bewohner»).

Im § 135 heisst es, dass *solcher* wie *dieser* gebeugt wird, »wenn es allein vor einem Nomen steht». Das einzige

---

[1]) Vgl. *Erdmann,* Grundzüge der deutschen Syntax I, S. 7—8; *Blatz,* angef. Arb. II, S. 258—64; *Sütterlin,* angef. Arb., S. 320—1.

Beispiel, das diese Flexionsweise veranschaulichen soll (»wer solches glaubt, ist nicht recht gescheit»), zeigt aber, dass die nämliche Biegung auch gebraucht wird, wenn *solcher* ohne *ein, kein* und ohne Substantiv steht.

Die Anwendung von *der, derjenige* in determinativer Bedeutung vor einem Genitivattribut und vor einem Relativsatz bereitet, wie bekannt, den Schülern besondere Schwierigkeiten. Ich möchte daher eine Umarbeitung und Konzentration der hierauf bezüglichen Regeln vorschlagen, die jetzt auf drei Stellen (§§ 44, 119, 137) verteilt sind, und deren Gestaltung auch sonst zu wünschen übrig lässt; u. a. ist die letztere der obengenannten Gebrauchsweisen nirgends ausdrücklich angegeben. Vielleicht wäre es dabei auch am Platze, Konstruktionen wie *mein Hut ist grösser als Ottos* zu erwähnen.

Im § 142, wo von Konstruktionen wie »wer sind die fleissigsten Schülerinnen», »welches ist der echte Ring»? die Rede ist, sind aus einem Versehen leider die in der 1. Aufl. befindlichen Worte »als Prädikativ» ausgefallen, wodurch die Regel jeden vernünftigen Sinn verliert. — Im § 149 wird als Genetivform von *jedermann* sowohl *jedermanns* als *jedermannes* angegeben. Die letztere Form ist wohl, wenn sie überhaupt noch vorkommt, sehr selten.

(Schluss folgt).

I. Uschakoff.

Besprechungen.

J. Bonnard *et* ***Am. Salmon,*** *Grammaire sommaire de l'ancien français avec un essai sur la prononciation du IX:e au XIV:e siècle.* Paris-Leipzig, H. Welter, 1904, gr. in-8. 70 p. Prix: 3 fr. 50.

Depuis longtemps on attendait avec impatience cette grammaire qu'on nous promettait de la part des deux abréviateurs du grand *Dictionnaire* de Godefroy. Leur *Lexique de l'ancien français,* si ardemment désiré de tous ceux qui n'avaient pas sous la main les neuf tomes de Godefroy, avait été en quelque sorte une dé-

ception. Le *Lexique* de MM. Bonnard et Salmon n'est, au fond, qu'une copie fidèle de l'œuvre du grand lexicographe, avec omission justement de ce qui donne à cette œuvre sa très grande valeur: la masse des exemples cités. A l'heure qu'il est, le *Lexique de l'ancien français* ne peut guère servir que d'index au *Dictionnaire* de Godefroy, index très incomplet encore, puisqu'il ne donne qu'une seule orthographe, souvent arbitraire, pour chaque mot. Dans la plupart des cas, on préfère donc recourir directement au bon Godefroy, tout incommode qu'il est.

Si donc MM. Bonnard et Salmon, en composant leur *Lexique*, avaient fait preuve d'un certain manque de jugement, on espérait qu'ils prendraient leur revanche par leur *Grammaire de l'ancien français*. Hélas! voilà une nouvelle déception: leur *Grammaire* n'est, en somme, qu'une répétition peu originale de choses déjà très bien exposées autre part. Il est vrai qu'il s'agit ici d'une «grammaire sommaire». Mais alors, à quel public cette *Grammaire* s'adresse-t-elle? Si c'est aux romanistes *ex professo,* elle est tout simplement superflue; les quelques observations originales auraient bien pu trouver leur place dans des articles de revue. Si c'est aux débutants — ce qui est le plus probable —, elle me semble trop peu élémentaire: d'une part, l'exposition est quelquefois par trop «sommaire», de l'autre, il y a des digressions qui n'ont que faire dans une grammaire destinée à des débutants. Et même à titre de grammaire élémentaire l'ouvrage de MM. Bonnard et Salmon est peu nécessaire, puisqu'il fait double emploi avec le *Cours de grammaire historique de la langue française* par Darmesteter, Muret et Sudre et le *Traité de la formation de la langue française* par Darmesteter, Sudre et Thomas, ouvrages plus étendus, il est vrai, mais qu'un jeune romaniste doit tout de même lire [1]).

Question de superfluité à part, la *Grammaire sommaire* est encore à certains égards peu réussie. Ainsi, à quoi bon cette longue liste de toutes les formes des verbes irréguliers données par le *Dictionnaire* de Godefroy, la *Chrestomathie* de Bartsch et l'ouvrage de Bartsch-Horning (pp. 41—57)? Certes, cette liste offre un vif intérêt de curiosité, mais elle est d'une utilité très mèdiocre, puisqu'il n'y a pas de renvois ni d'explications. Que doit penser p. ex. un débutant des subjonctifs *anium, anez* du verbe *aler,* si on ne lui explique pas que ce sont des formes dues au provençal? Dans les ouvrages dc Bartsch on renvoie au moins aux textes mêmes. Puis, l'emploi de l'astérisque pour indiquer les for-

---

[1]) L'idée de cette «grammaire sommaire» est due à l'éditeur, M. Welter, «à la demande de qui» elle a été écrite.

mes hypothétiques n'est pas du tout conséquent, ce qui est un défaut assez grave dans une grammaire élémentaire. Enfin, la syntaxe est traitée presque trop sommairement, à mon avis. Là, les auteurs auraient vraiment pu faire œuvre utile, car une vraiment bonne syntaxe systématique de l'ancien français fait encore défaut.

Bien que, donc, cette «grammaire sommaire» ne me semble nullement réaliser l'idéal rêvé, je ne nie pas qu'elle ne puisse rendre de très grands services dans l'enseignement du vieux français, surtout parce qu'elle est accessible aux bourses peu garnies. Je me permets donc, dans l'intérêt de ses lecteurs, de terminer ce compte rendu par un certain nombre de remarques de détail. § 14. C'est une manière peu scientifique de s'exprimer que de dire que l'ancien *accent tonique* du latin «devint un *accent d'intensité* et se fondit avec l'ancien accent d'intensité.» Le phénomène physiologique qu'on appelle accent tonique peut bien changer de caractère, mais reste naturellement toujours l'élément musical de la langue. — § 18, I, a). Les auteurs admettent qu'on puisse expliquer la réduction des proparoxytons latins du type imaginem en paroxytons français «par la chute de la syllabe finale» (*imagene* > *image*). Il me semble cependant douteux que ce soit l'atone pénultième, cette voyelle si faiblement accentuée qu'elle disparaissait déjà en latin vulgaire entre deux consonnes (tabla, speclum, etc.), qui ait donné cet *e* final français. Soit qu'on ait *ordre*, *orgue*, *juevre* ou *orne*, *orgre*, *jeune*, l'explication qui est le plus en conformité avec le sort général des voyelles atones en français, c'est que c'est l'atone penultième qui a complètement disparu. Je partage même l'avis de M. Nyrop (*Gramm.* I, §§ 258—9) que la voyelle *a* ne fait pas exception quant au résultat final. — § 18, I, b). Les auteurs ont adopté l'hypothèse de G. Paris (*Rom.* VI, 129) concernant le développement *dy*, *ty* > *l* > *r* dans *grammaire* et d'autres mots d'emprunt. Le fait qu'on n'a qu'exceptionnellement *l* parle cependant en faveur d'un développement direct de *dy*, *ty* > *r*; cp. Meyer-Lübke, *Gramm.* I, § 540; Bourciez, *Précis* [2], § 149, Rem. II. — P. 6, note 5. Je retrouve là de nouveau cette étymologie ad horam > *ore* qui me paraît absolument impossible, vu la disparition gallo-romane inadmissible du *d* intervocalique. Contre l'étymologie ha-hora on allègue que le latin n'a que hac, mais on a bien un ablatif masculin ho dans hodie (cp. Lindsay-Nohl, *Die lat. Sprache* [1897], p. 499). — § 24, b.) *Cog*(*i*)*tat* comme exemple de l'entrave romane ne me paraît pas bien choisi. Si la voyelle atone pénultième avait disparu, pendant que *g* gardait encore son caractère d'explosive, on aurait certainement eu le même résultat que dans

p. ex. tractare > *traitier,* tandis que *cuidier* paraît indiquer que *t* était intervocalique à une époque assez tardive (cp. § 32, 2°, a). — §§ 26 et 64 (fin). *Pais* (avec *-s*) vient du nominatif pax, non de pacem (cp. *Neuph. Mitt.* 15/9—15/10 1901, p. 11). — P. 8, note 2. Par suite d'une faute d'impression on lit «*ei* < *i*» pour «*ei* > *i*» (p. ex. dans *cera* > **ceire* > *cire*). — §§ 39 et 64. En regard de illac > *là,* ecce-hac > *cà* il est peu probable que *fai* vienne directement de fac. Il y a là évidemment influence analogique du thème *fai-*. — § 43. Ostium a un $\bar{o}$; il faut donc admettre *ūstium comme étymologie de *huis.* Cp. Marx, *Hülfsbüchlein* ^{3}, p. 58. — §§ 44, 64 (fin) et 67. Écrire *voiz, croiz, brebiz, perdriz, fauz* et non *vois, crois,* etc. — § 46. Dans paucum le *c* a dû disparaître de bonne heure, comme dans locum, focum, etc. *Pou* est donc la forme primitive du français. — § 47. C'est probablement par suite d'une faute d'impression que les auteurs appellent *f* une «fricative» en opposition à la «dentale» *s* et la «palatale» *j*? *F* est naturellement une labio-dentale, et les trois consonnes nommées sont des fricatives. — § 48. «Le sort des consonnes est indépendant de l'accent», voilà une assertion trop téméraire. Les auteurs expliquent eux-mêmes le développement divergent de *c* dans manducare > *mangier* et collocare > *colchier* par des effets d'accentuation (collocat > *colche*). Qu'on compare d'ailleurs vocem > *voiz* et racemum > *raisin,* etc. — § 54. Pourquoi l'*h* germanique aurait-elle eu «une valeur un peu différente de celle du latin classique»? Elle a subsisté, parce qu'à l'époque où les mots germaniques entrèrent dans le gallo-roman l'*h* latine n'existait plus du tout. — § 57, l. 7: lire «entre» au lieu de «devant». — §§ 59 et 65. Pour «aquam > *eve*» voy. *Neuph. Mitt.* 15/9 15/10 1901, p. 11. Je rejette absolument *aive* comme étape intermédiaire; *eue* apparaît bien avant la monophtongaison de *ai* > *e* en syllabe ouverte. Cp. Clara Hürlimann, *Die Entwicklung des lat. aqua in den roman. Sprachen* (Diss. Zürich, 1903), p. 20. — § 60. Il aurait fallu écrire «**appodiare* > *apoier*», non pas «*apuier*», qui est une formation analogique (*appodiat > *apuie*). — P. 15, l. 5: *occire,* non *occir;* l. 11: Plutôt «*plicare* > *pleier*» (par analogie *plier*); l. 24 s.: Il est assez douteux qu'il y ait eu métathèse de *sc* en *cs* devant les voyelles prépalatales (*fascellum > *facsellum > *faissel*); cp. *Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund,* pp. 153 et 155. — § 66. Corrigez «*jeüner* < *jejunare*». — P. 16, note 1: »Dans *filicella* > *ficelle, l* est passée à *n* (*fincelle*) et *n* est tombée». Mais *l* est naturellement tombée comme dans filius > *fiz.* L'orthographe avec *n* (quand cette *n* n'est pas un *u*) peut être influencée par l'adj. *fin.* -- P. 16, note 3: *R* »en position

forte devant *c*» n'a, certes, jamais passé à *s*. Dans *dimescre* < diem Mercuri et *escevescé* < archi-episcopatum l'*s* n'a pas de valeur phonétique. Comme l'*r* se prononçait très faiblement devant consonne (témoin les rimes), elle etait souvent omise et quelquefois remplacée par la *lettre s*. C'est une *s* comparable à celle qu'on rencontre au XVI:e siècle dans *throsne*, *extresme*, etc. — § 70 (fin). «*N* devenue finale en roman est tombée à partir du XII:e siècle: *diurnum* > *jorn*, *jour*; *carnem* > *charn*, *chair*». Il aurait fallu dire «*N* après consonne», et encore n'est-il pas du tout sûr qu'il y ait là un développement phonétique normal; les formes *jor*, *char*, etc. ont sans doute été créées sous l'influence des cas-sujets *jorz*, *charz*, etc. Cp. Nyrop, *Gramm.* II, § 270, 2°. — § 88. Pourquoi expliquer *lui* par *illo + ei, quand il y a huic et cui? — §§ 116–117. Les auteurs ne laissent même pas soupçonner qu'il y a une forte opinion qui considère le cas-sujet en *-s* de la 2:e déclinaison féminine (*fins*) comme primitif. Cp. au contraire § 134, où le cas-sujet féminin *granz* est dit être «étymologique», mais *grant* «analogique». — § 215. Comme 1:ère pers. sing. du parfait de *faire* est donnée la forme *fi* pour *fis*; cp. p. 47 sous *faire*. — § 221. A propos du futur des verbes en *-ir* on lit: «dans la grande majorité des cas, l'*i* a persisté. Il faut peut-être admettre qu'il a paru nécessaire de maintenir l'*i*, parce qu'il est la voyelle caractéristique de la 2:e conjugaison.» Pourquoi cette explication ambiguë? Le futur *fenirai* est naturellement né sous l'influence analogique du thème *feni-*, auquel a été ajoutée la terminaison normale du futur *-rai* — §§ 222 et 223. Des futurs comme *perderai* (de *perdre*) et *deverai* (de *devoir*) peuvent bien être influencés par les futurs des verbes en *-er*, ce que les auteurs ne paraissent pas admettre. — § 231. Il semble que les auteurs veuillent expliquer la terminaison de la 2:e pers. plur. du subjonctif *-iez* par la conservation de -iatis, -eatis dans partiatis (> *partiez*), etc. Cette explication est très peu probable, vu l'introduction analogique de *partam (> *parte*), etc. Ce sont plutôt les subjonctifs où l'ancien français avait régulièrement *-iez* (*sachiez* < sapiatis, *puissiez* < *possiatis, etc.) qui ont dû exercer une influence analogique sur ceux en *-ez*. Cp. Nyrop, *Gramm.* II, § 57, 1°, Rem. 1. — § 234. Je regarde les subjonctifs en *-ge* (*muerge*, etc.) comme des formations analogiques quelconques. Cp. Nyrop, *Gramm.* II, § 134, Rem. — § 255. *Cueillette* ne peut pas venir directement de collecta; l'ancien français avait *coilloite*. Cp. *Dict. gén.* s. v. *Cueillette*. — § 321. Ce qui distinguait avant tout l'*e* venant d'un *a* latin libre de l'*e* fermé de *verge* et de l'*e* ouvert de *terre*, c'était sans doute sa qualité de voyelle longue, correspondant aux diphtongues *ei* < $\bar{e}$ et *ou* < $\bar{o}$.

— P. 67, note 6. Quoi que disent les auteurs, le fait que *c* devant *ū* ne s'est pas assibilé en français montre d'une façon indubitable qu'à l'époque de l'assibilation de *c* devant les voyelles prépalatales, l'*ū* n'avait pas la valeur phonétique de l'*u* actuel (dans *cure*), qui est une voyelle prépalatale (un *i* arrondi). Mais l'*ū* a bien pu être prononcé à cette époque comme une sorte de voyelle intermédiaire (Bell: high mixed narrow round), rappelant l'*u* norvégien dans *hus*.

A. Wallensköld.

Michel Jouffret, *De Hugo à Mistral. Leçons sur la poésie française contemporaine.* (Neuphilol. Vorträge u. Abhandl. hgg. v. W. Viëtor, Bd I) Leipzig, Teubner, 1902, 1 v. 8° 103 p. (prix non indiqué).

La brochure de M. Jouffret ouvre une série de publications dont plusieurs ont été l'objet de compte-rendus antérieurs. Le titre de celui-ci n'est pas tout à fait exact; car les conférences qu'il contient traitent, non pas de *la poésie*, mais de *quelques poètes* contemporains: Hugo, Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, Coppée, Hérédia; la septième et dernière conférence est consacrée à Mistral et au félibrige.

L'ouvrage est intéressant, surtout très dair et vivant. M. J. dégage avec beaucoup d'habileté l'essentiel du détail inutile et encombrant; ce qu'il y a même d'un peu méthodique dans l'ordonnance des leçons ne nuit pas à leur valeur pédagogique. Je citerai surtout les leçons consacrées à Sully-Prudhomme et à Coppée, qui me semblent de tous points achevées. — M. J. est un admirateur sincère de toutes les écoles dont il parle (il a résolûment laissé de côté le symbolisme), sans voiler les critiques qu'on peut leur adresser. Dans sa dernière leçon, il rompt une lance en faveur de la poésie contemporaine de langue d'oc; mais il est très modéré dans ses désirs. Il ne demande pas qu'on enseigne le provençal dans les écoles; au contraire, il se résigne à sa disparition graduelle (peut-être trop aisément à mon goût), et il ne dissimule pas le fossé qui sépare le groupe des félibres du peuple provençal. En tout cas, il a absolument raison de revendiquer pour Mistral une place dans la littérature française contemporaine, au même titre que Fritz Reuter en occupe une dans la littérature allemande.

Dans sa méthode d'interprétation, M. J. fait une place assez large aux procédés »scientifiques» de Taine: je dois déclarer qu'il ne me paraît pas avoir été heureusement inspiré. Je suis loin de partager son admiration pour le Lafontaine de Taine, qui

repose sur un contresens géographique; et quand je vois esquisser, ne fût-ce qu'en passant, l'hypothèse que V. Hugo reproduisait le type visuel des Aryas primitifs, mon scepticisme à l'égard de ces explications ne va pas diminuant. Toujours à propos de V. Hugo: il serait bon de ne pas faire un trop grand argument des dessins du maître; des révélations posthumes nous ont appris qu'une bonne part n'était pas de lui, mais de peintres authentiques dont il surchargeait les dessins à lui donnés. — La philosophie de Leconte de Lisle aurait gagné à être analysée un peu plus en détail. Et, à propos de Coppée, tout en louant comme il convient sa dextérité de versificateur, M. J. pouvait appuyer un peu plus sur ce que son inspiration a souvent de vulgaire, sans que la virtuosité de la forme réussisse toujours à le cacher. — Enfin, on doit regretter que, dans un cours sur la poésie contemporaine, ni Baudelaire ni Verlaine n'aient trouvé place.

Ces remarques ne prétendent pas à diminuer le mérite de l'ouvrage, qui est d'une lecture facile, agréable et très instructive. Il serait à souhaiter que d'autres suivissent, p. ex. sur le roman, le théâtre, etc.

J. Poirot.

Dr. **O. Boerner** und Dr. **R. Dinkler,** *Lehrbuch der Französischen Sprache für Bürger- und Mittelschulen.* Ausgabe H. I. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. VI + 120 S. 8o.

Die Verf., heisst es in der Vorrede, stehen auf dem Boden der vermittelnden Methode: ohne Vernachlässigung des grammatischen Wissens soll der Lernende von Anfang an zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Fremdsprache angehalten werden, damit er im Stand wäre, nicht nur leichtere franz. Texte fliessend zu übersetzen, sondern auch über naheliegende oder genügend vorbereitete Gegenstände einen kürzeren Aufsatz niederzuschreiben, einen Brief abzufassen und vor allem bald einer leichteren Unterhaltung zu folgen. — Die Anordnung geht von zusammenhängenden Stücken aus, ihnen folgen grammatische Übungen und kleine deutsche Stücke zum Einüben der betreffenden Regeln. Zum Schluss ein wenig »Lecture» und eine zusammenhängende Grammatik, die nackte Formenlehre enthaltend.

Der Stoff scheint gut gewählt, vorwiegend mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens, und soviel dieser erste, für Anfänger bestimmte Teil dieser praktischen Einführung in die Sprache sehen lässt, wird die neue Abteilung des in mehrere »Ausgaben» zerfallenden grossen Werkes gute Dienste leisten.

W. S.

Deutsche Schulausgaben herausg. von Dir. Dr. *H. Gaudig* und Dr. *G. Frick: Schiller,* Wilhelm Tell, Wallenstein I & II, *Goethe,* Gedichte in Auswahl, *Lessing,* Minna von Barnhelm. — Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner.

Diese Schulausgaben werden insbesondere Werke der klassischen Periode und des 19. Jhdts umfassen. Sie zeichnen sich vorteilhaft vor vielen anderen Ausgaben derselben Art dadurch aus, dass sie mit einer sehr schönen Ausstattung einen äusserst niedrig bemessenen Preis vereinigen. Er wechselt für einen hübsch kartonierten Band zwischen 35—50 Pf. Der Text ist philologisch zuverlässig, ein Anhang bietet in tabellarischer Form das Wichtigste über das Leben und die Werke des Dichters, auch über den geschichtlichen Hintergrund der Dichtung werden gegebenenfalls Aufschlüsse erteilt.

Ich möchte diese Ausgaben für unsere Schulen aufs Beste empfehlen und zweifle nicht dass, wenn sie einmal bekannt sein werden, sie über alle vorigen einen leichten Sieg davontragen.

W. S.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 28. November 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 26 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Lindelöf* hielt einen Vortrag über die Entwickelung der englischen Lexikographie hauptsächlich im Anschluss an Murray's Buch »The evolution of english lexicography.» Nach einer kurzen Übersicht über ältere englische Wörterbücher hielt sich Dr. L. eingehender bei dem bedeutendsten Werke der englischen Lexicographie auf: »A new english dictionary», herausgegeben von Murray, Bradley und Craigie, das grossartigste und monumentalste von allen Werken, die bis jetzt auf dem Gebiete der Lexicographie nicht nur in England sondern auch in anderen Ländern erschienen sind.

Es entstand zwischen Prof. Mandelstam und Dr. Lindelöf eine kürzere Diskussion über die Prinzipien, die in einem solchen Werke befolgt werden sollen.

§ 3.

Dr. *Wallensköld* besprach Voretzsch's Buch »Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache» (2. Aufl.) und Nyrops »Grammaire historique de la langue française».

§ 4.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Frau Fanny de Pont und stud. phil. Verner Reims.

In fidem:
Matias, Wasenius.

Der Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 31 Januar 1903—30 Januar 1904.

Einnahmen.

Abonnements der Neuphil. Mitteil.	Fmk.	304: 60
Anzeigen in den Neuphil. Mitteil.	»	25: —
Jahresabgaben der Mitglieder	»	477: —
Verkaufte Exemplare der »Mémoires»	»	61: 75
Zinsen	»	40: 44
	Summe Fmk.	908: 79
In der Kasse d. 31 Januar 1903	»	1,160: 68
	Summe Fmk.	2,069: 47

Ausgaben.

Druckkosten der Neuphil. Mitteil.	Fmk.	888: 90
Distribution » » »	»	69: 55
Anzeigen.	»	110: 10
Porto	»	2: 16
Jahresfest	»	60: 85
Telegramm	»	15: 60
Bedienung	»	31: 50
	Summe Fmk	1,178: 66
In der Kasse d. 30 Januar 1904.	»	890: 81
	Summe Fmk	2,069: 47

Helsingfors den 30 Januar 1904.

Matias Wasenius.

Bei der Revision der Rechnungen des Neuphilologischen Vereins haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten wie auch die Kasse mit der oben angegebenen Summe übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors, 30 Januar 1904.

A. Bohnhof. *T. E. Karsten.*

Eingesandte Literatur.

Aus dem Verlag von *B. G. Teubner* in Leipzig und Berlin:

A. *Scanferlato,* Lezioni Italiane. Seconda parte. Kurze praktische Anleitung zur Vervollkomnung in der Italienischen Sprache für d. mündl. u. schriftl. Gebrauch. (Teubners kleine Sprachbücher. III). 160 + 38 S. 8⁰.

F. *Nechelput* et Ed. *Heuten,* Recueil de poèmes à l'usage de l'école allemande à Bruxelles. II. 120 S. 8⁰.

Dr F. E. *Feller,* A new English and French Pocket Dictionary. I. English-French. 372 S. klein-8o.

Mitteilungen.

Folgende Doktorarbeiten auf dem Gebiete der romanischen Philologie sind jetzt an unserer Universität in Vorbereitung:

Mag. phil. Hj. J. Runeberg schreibt über die Rolle *Renouarts* in verschiedenen altfranzösischen Epen.

Mag. phil. Frl. Ingrid Borenius studiert die *Syntax* und Cand. phil. T. Söderhjelm die *Laut- und Flexionslehre* in Péan Gatineau's grossem *Leben des heil. Martin.*

Cand. phil. W. Streng untersucht die *Haus- und Hof*-Benennungen im Afz.

Cand. phil. A. Långfors ist in Paris mit einer handschriftlichen und sprachlichen Arbeit über die Gedichte des Trouvères *Hugues de Cambrai* beschäftigt.

Cand. phil. O. J. Tallgren befindet sich seit einigen Monaten in Madrid, wo er die wichtige, unter dem Namen *Gaya de Segovia* bekannte Abhandlung über altspanische Verskunst abge-

schrieben hat, in der Absicht über den Text eine Studie zu machen und ihn zu veröffentlichen.

— In der *Zs. f. rom. Phil.* dieses Jahres (S. 123—6) ist eine sehr wohlwollende Besprechung von *F. Ed. Schneegans* über den dritten Band unserer *Mémoires* erschienen.

— Auf Anlass des auch in diesem Blatte (1903, S. 112—3; s. auch S. 147—8) besprochenen Upsala-Vortrags Lektor *Rosengrens* über die Identität der Quantität und des dynamischen Akzentes hat Dr. *H. Pipping* in der schwedischen Zeitschrift »Språk och stil» Bd. III (1903, S. 112—22) einen »Kvantitet och dynamisk accent» benannten Aufsatz über die von Lektor R. aufgeworfene Frage veröffentlicht.

— *Die Ferienkurse für Ausländer in Saint-Malo-Saint-Servan* (*Bretagne*). Wir haben das Programm zweier Ferienkurse erhalten, welche, unter der Leitung der Herren Fettu und Gohin (Professoren an der Universität Rennes) in diesem Sommer (im August) in St. Malo stattfinden werden. Der höhere Kursus bietet 46 Vorträge über französische Geschichte und Literatur. Der untere Kursus (ebenfalls 46 Vorträge) hat einen rein praktischen Zweck: den französischen Unterricht. Von dem Programm kann bei der Redaktion Einsicht genommen werden.

Helsingfors 1904, Aktiebolaget Handelstryckeriet.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1904

Über Lautwandel.

Eine von den auffallendsten Erscheinungen, die uns begegnen, wenn wir die Entwicklung einer Sprache Jahrhunderte hindurch verfolgen, besteht in den eingreifenden Änderungen, die in dem Lautbestand der Sprache stattfinden. Darum hat auch die allgemeine Sprachwissenschaft oder die Sprachpsychologie von jeher eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin erblickt, zu ermitteln, worauf diese Änderungen des Lautsystems der Sprachen beruhen. Wie es aber überhaupt mit den Problemen der Sprachpsychologie der Fall ist, dass sie sich selten mit voller Bestimmtheit nur in einer einzigen Richtung lösen liessen, so muss man auch dem Lautwandelproblem gegenüber zugeben, dass es wenigstens bis jetzt nicht gelungen ist dasselbe vollständig befriedigend und erschöpfend zu erklären. Man ist hauptsächlich nur af Hypothesen und Vermutungen angewiesen, die ausserdem noch oft recht schwebend und allgemein gehalten sind. Von diesen Hypothesen können jedoch die einen bedeutend mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als die anderen, und so kann man gewöhnlich durch sorgfältige vielseitige Prüfung und vorsichtige Erwägung entscheiden, welche von den aufgestellten Hypothesen überhaupt zulässig sind, oft noch sogar, welche von den vielen zulässigen die wahrscheinlichste. Deshalb dürfte die Diskussion über die Hauptprobleme der Sprachpsychologie nicht als resultatlos angesehen werden, wenn man auch darauf

gefasst sein muss, dass eine solche Diskussion wohl nie zu einer allgemeinen Einstimmigkeit und vollen Gewissheit führen wird.

Seitdem Paul in seinen »Prinzipien der Sprachgeschichte» eine Erklärung der Lautwandelerscheinungen zu geben versucht hatte, dürfte wohl seine Theorie als die höchste Leistung auf diesem Gebiete bis auf die letzte Zeit gegolten haben. Als endgültig befriedigend dürfte die Erklärung wohl nicht von vielen angesehen worden sein, sie ist aber doch wohl ziemlich allgemein als die relativ befriedigendste anerkannt.

Nunmehr hat jedoch Wundt in seiner grossen sprachpsychologischen Arbeit auch die Lautwandelerscheinungen einer gründlicheren und vielseitigeren Behandlung unterzogen, als dies in den »Prinzipien» Pauls geschehen war, und er hat dabei manche Punkte in ein anderes Licht gestellt. Wundt hat sich jedoch nirgends darauf eingelassen eine direkte Kritik an der Theorie Pauls zu üben, sondern er hat sich nur damit begnügt seinen eigenen Gedankengang zu verfolgen.

In dem Folgenden will ich die Grundgedanken der Lautwandeltheorie Pauls einer kritischen Betrachtung unterziehen und die Schwächen, an dener diese Theorie etwa leidet, aufzudecken suchen. Nach diesem kritischen Teil will ich mir erlauben einige, ganz allgemein gehaltene Vermutungen darüber auszusprechen, wie die Entstehung der Lautwandelerscheinungen zu erklären sei.

Dies letztere hauptsächlich in derselben Richtung, die ich bei Wundt vorgezeichnet zu finden glaube.

In aller Kürze dürfte der Hauptinhalt der Lautwandeltheorie Pauls der folgende sein. Um verstehen zu können, warum die Laute sich ändern, müssen wir darüber im Klaren sein, wie die Laute gebildet werden. Bei der Lauterzeugung sind die folgenden Hauptfaktoren in Betracht zu ziehen: 1) Die Bewegungen der Sprachorgane, durch welche Bewegungen die Laute erzeugt werden; 2) Die Empfindungen, welche mit den Bewegungen der Sprachorgane verbunden sind, von Paul der Kürze halber »Bewegungsgefühl» genannt; 3)

Die Gehörsempfindungen, welche durch die erzeugten Laute hervorgerufen werden; 4) Die Erinnerungsbilder, welche von den Bewegungsempfindungen und den Gehörsempfindungen zurückbleiben.

Den Schlüssel zum Verständnis des Lautwandels enthält nun nach Paul der Umstand, dass die von den Empfindungen zurückbleibenden Erinnerungsbilder, vermittels deren die Reproduktion der Bewegungen vor sich geht, nicht absolut genau und zuverlässig sind. Deshalb sind auch bei der Lautreproduktion kleine Abweichungen von dem Alten möglich. Diese kleinen Abweichungen werden nicht bemerkt, weil jedes Wort eigentlich eine kontinuierliche Reihe von unendlich vielen Lauten ist und jeder einzelne Laut nicht bewusst werden kann, wenn man ein Wort ausspricht. Nur in dem Falle dass die Reproduktion eines Lautes gelegentlich in hohem Grade ungenau und die Abweichung besonders stark ist, fällt dieselbe auf.

Diese kleinen, auf den Schwankungen des Bewegungsgefühls beruhenden, individuellen Abweichungen bei der Lautreproduktion können jedoch nicht allein diejenige Erscheinung bilden, die wir Lautwandel nennen. Es müssen noch andere Ursachen hinzukommen, die es bewirken: 1) dass die kleinen Abweichungen regelmässig nach *einer* bestimmten Richtung vor sich zu gehen anfangen — was sie ihrer Natur nach durchaus nicht zu thun brauchen, — 2) dass die individuellen Abweichungen allgemein werden, denn erst dann kann man ja vom Lautwandel im eigentlichen Sinne reden. Die Hauptursache dazu, dass die individuellen Abweichungen bei der Lautreproduktion in *einer* bestimmten Richtung vor sich zu gehen anfangen ist nach Pauls Ansicht das Streben nach Bequemlichkeit. Wenn irgend eine bestimmte von den vielen Richtungen, nach welchen hin die kleinen Abweichungen bei der Lautreproduktion ursprünglich ganz beliebig geschehen können, sich als die bequemste, d. h. als die den Organen angemessenste erweist, wird sie natürlich bevorzugt. — Wenn es wiederum gilt zu erklären, woher es kommt, dass bei der Lautreproduktion dieselbe Abweichung von dem Usus bei

einer grossen Anzahl von Individuen zu einer bestimmten Periode Eingang findet, so scheint Paul auf diese Frage eigentlich keine bestimmte Antwort geben zu können. Er weist zwar darauf hin, »dass die Hauptveranlassung zum Lautwandel in der Übertragung der Laute auf neue Individuen liegt» (S. 58). Aber damit dürfte die Frage noch keineswegs befriedigend beantwortet sein. Denn wenn man auch annimmt, dass der Wechsel der Generationen zu tiefen Änderungen in der Sprechweise innerhalb einer Sprachgemeinschaft Anlass geben könnte, so scheint doch unerklärt zu bleiben, warum diese Änderungen zu bestimmten Perioden *so einstimmig* bei allen oder wenigstens bei einer sehr grossen Anzahl Eingang finden. Und eben darauf dürfte wohl das Hauptgewicht der Frage fallen.

Aber auch sonst würde es scheinen, als könnte die Theorie Pauls zu vielerlei Bedenken Anlass geben. Allererst dürfte es wohl nicht ganz unbegründet sein darauf hinzuweisen, dass Paul den Begriff des Lautwandels nicht näher analysiert und begrenzt hat. Nimmt man nämlich den Lautwandel in dem allerweitesten Sinne, so dürften wohl zu demselben alle die Änderungen zu rechnen sein, die im Lauf der Entwicklung einer Sprache an dem Lautbestand derselben stattgefunden haben. Nimmt man aber den Lautwandel einmal in einem so weiten Sinne, dann wird es wohl eine vergebliche Mühe sein, alle diese Änderungen auf gemeinsame Ursachen zurückzuführen zu suchen. Zu dem Lautwandel in diesem weitesten Sinne sind so heterogene Erscheinungen zu rechnen, dass es wohl ratsam ist schon von vornherein auf eine einheitliche Erklärung derselben zu verzichten. — Es sind ja auch eben deshalb gewöhnlich wenigstens zwei grosse Gruppen von Lautwandelerscheinungen zu unterscheiden, von denen die einen mit einem gemeinsamen Namen Lautwandel im engeren Sinne, die anderen Lautwechsel genannt werden. (Diese Unterscheidung wird z. B. von Wundt und Delbrück gemacht). Der erstere wird auch stetiger oder allmählicher, der letztere springender oder plötzlicher Lautwandel genannt. Stetiger Lautwandel würde da vorliegen, wo ein Laut in einen

anderen übergegangen ist, nachdem er eine grosse Anzahl von Zwischenstufen durchgemacht hat. Um Lautwechsel würde es sich wiederum da handeln, wo ein Laut ohne Zwischenstufen in einen anderen verwandelt worden ist — oder richtiger: wo an die Stelle eines Lautes ohne allmählich, stufenweise vor sich gegangenen Übergang ein anderer Laut getreten ist (Vgl. Wundt, Völkerpsychologie, I, 1, S. 361 f.). Zwar ist es in Einzelfällen oft sehr schwierig zu entscheiden, wo Lautwechsel, wo Lautwandel vorliegt. Ganz ohne Kriterium ist man in dieser Hinsicht jedoch nicht. Wenigstens giebt es ein negatives. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass z. B. in dem Worte *quinque* der Laut *q*, das auf ein ursprüngliches *p* (**pinque*) zurückzuführen ist, sich nicht gradweise aus dem *p* hat entwickeln können, sondern es muss zwischen ihnen ein springender Lautwandel vorliegen, denn die Artikulation kann nicht allmählich von der p-Stellung zur q-Stellung verschoben werden. Man muss also annehmen, dass ein Lautwechsel immer zwischen solchen Lauten besteht, zwischen denen ein allmählicher Übergang phonetisch unmöglich ist. Dagegen darf man nicht ohne weiteres voraussetzen, dass zwischen solchen Lauten, zwischen denen ein allmählicher Übergang phonetisch möglich ist, ein solcher thatsächlich immer auch stattgefunden hat, denn da kann doch der eine Laut auch sprungweise in den anderen übergegangen sein. Auf welche Weise der Übergang zwischen solchen Lauten thatsächlich vor sich gegangen ist, sprungweise oder allmählich, das ist in Einzelfällen oft schwierig mit Bestimmtheit zu entscheiden, bisweilen sogar unmöglich. Trotzdem ist es sehr wichtig diesen Unterschied in der Entstehungsweise der Lautänderungen sich gegenwärtig zu halten, wenn es gilt zu erklären, worauf die Lautänderungen beruhen, denn die Einsicht in den prinzipiell verschiedenartigen Charakter der Lautänderungen muss eine einheitliche Erklärung derselben schon im voraus aussichtslos erscheinen lassen.

Nun wird man aber wohl annehmen dürfen, dass Paul in dem Kapitel über Lautwandel den Lautwandel im engeren Sinne, also den stetigen oder allmählichen Lautwandel hat

behandeln wollen, obgleich er den Begriff des Lautwandels nicht näher begrenzt hat, was wohl sehr erwünscht gewesen wäre. Zu dieser Annahme berechtigt u. A. auch der Umstand, dass Paul in anderen Kapiteln diejenigen Lautänderungen behandelt hat, die z. B. durch Analogie, Kontamination u. s. w. veranlasst werden. Die Frage ist dann diese: Ist es Paul gelungen befriedigend zu erklären, worauf der stetige oder allmähliche Lautwandel beruht? Es scheint, als ob man diese Frage nicht unbedingt bejahend beantworten könnte.

Zunächst könnte man vielleicht auf eine ganz allgemeine, gewissermassen äusserliche Diskrepanz hinweisen, die zwischen der zu erklärenden Erscheinung und der Erklärung Pauls zu bestehen scheint. Die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit der Empfindungserinnerungsbilder, worauf die Lautänderungen nach der Theorie Pauls im Grunde beruhen, ist zweifellos etwas, was überall und in der Regel auch immer im gleichen Grade vorhanden ist. Die rein *physiologische* Möglichkeit bei der Lautreproduktion vom Ziele abzuweichen ist ohne Zweifel zu allen Zeiten ungefähr dieselbe. Und wenn die Abweichungen bei der Lautreproduktion trotzdem nicht immer in gleicher Stärke auftreten, so müssen da, wo sie grösser als gewöhnlich erscheinen, besondere Ursachen vorliegen, deren Entdeckung dann eine Aufgabe für sich ist. — Nun kann man zwar geltend machen, dass auch der Lautwandel ein Prozess ist, der niemals still steht und dass die Sprachlaute also in einem ewigen Wandel begriffen sind. Aber man kann sich doch nicht der Thatsache verschliessen, dass die Sprachlaute sich durchaus nicht zu jeder Zeit in ebenso hohem Grade ändern. Es können Perioden in der Entwicklung einer Sprache vorkommen, wo keine bedeutenderen Änderungen an dem Lautbestand der Sprache zu bemerken sind, wogegen wiederum während anderer Perioden die Lautänderungen besonders gross sind. Diese letztgenannten Perioden bezeichnen dann auch gewöhnlich bedeutendere Epochen in der Entwicklung der betreffenden Sprache. Als Beispiele braucht man nur die beiden grossen Lautverschiebungen, die urgermanische und die hochdeutsche, zu nennen, von denen die

erste zwar in der vorhistorischen Zeit liegt und deshalb zeitlich nicht näher zu begrenzen ist, die zweite aber innerhalb eines ziemlich genau begrenzten und bekannten Zeitraums stattgefunden hat.

Wäre nun die Ungenauigkeit der Empfindungserinnerungsbilder, welche zu allen Zeiten sich ungefähr gleichbleibend ist, die Grundursache der Lautänderungen, so müsste man dann wenigstens erklären können, woher es kommt, dass die Lautänderungen trotzdem durchaus nicht zu jeder Periode in gleicher Stärke vorkommen. Wo die Ursache immer sich ungefähr gleichbleibend ist, da muss auch die Wirkung immer ungefähr gleich stark bemerkbar sein. Wo eine Verschiebung in diesem Verhältnis eintritt, da müssen die Ursachen, durch welche dieselbe veranlasst ist, klar nachweisbar sein. — Nun hat Paul die Entstehung des Lautwandels zwar nicht allein aus den Schwankungen des Bewegungsgefühls erklärt, sondern auch das Streben nach Bequemlichkeit und die Übertragung der Sprache auf neue Generationen wirken dabei mit. Aber von diesen Nebenursachen muss man dasselbe sagen wie von der Hauptursache: auch sie sind entschieden konstanter Natur, bleiben sich alle Zeiten hindurch ungefähr gleich und können es also nicht verständlicher machen, warum die Lautänderungen zu verschiedenen Perioden in ungleicher Stärke auftreten.

Wenn man nun aber auch diesem Einwand keine grössere Bedeutung zuschreiben will und auch angenommen, dass derselbe sich bei näherer Prüfung als nicht stichhaltig erweisen würde, scheint doch die Gültigkeit der Theorie Pauls damit durchaus nicht ausser Zweifel gesetzt worden zu sein. Vielmehr kommt es mir vor, als müsste man den Grundgedanken, auf den sich die Theorie Pauls stützt, in Frage stellen. Scheint es nicht doch, dass Paul die Bedeutung der individuellen Abweichungen bei der Lautreproduktion überschätzt? Es is wohl unbestreitbar, dass die Erinnerungsbilder nicht absolut genau und zuverlässig sein können, und dass deshalb die Reproduktion besonders von komplizierteren Bewegungen nicht mit matematischer Exaktheit

vor sich gehen kann. Aber wo ein Mal ein entschiedenes Streben vorhanden ist eine alte Bewegung zu reproduzieren, da kann die rein physiologisch unvermeidliche Abweichung nur verhältnismässig geringfügig sein. Und ausserdem darf man noch einen Umstand nicht vergessen, dem Paul nicht genügend Beachtung zu schenken scheint. Je öfter gewisse Bewegungen wiederholt werden — sie mögen nun so kompliziert sein wie sie wollen — mit desto grösserer Präzision und Treffsicherheit geschieht die Reproduktion, desto seltener und kleiner werden die Abweichungen. Dass dem so ist, ist ja ganz natürlich. Denn je öfter eine gewisse Bewegung sich wiederholt, desto deutlicher werden die Erinnerungsbilder. Je deutlicher aber das Erinnerungsbild, desto kleiner die Abweichungsmöglichkeit. Das Beispiel, welches Paul benutzt, um die Abweichungsmöglichkeit bei der Lautreproduktion nachzuweisen scheint daher nicht ganz glücklich gewählt zu sein (S. 51). Er sagt nämlich, dass auch der geübteste Schütze zuweilen das Ziel verfehle. Nun ist es aber doch offenbar, dass, je öfter der Schütze auf denselben Punkt zielt, er desto näher dem Ziel kommt, mit desto grösserer Sicherheit es trifft, desto seltener und kleiner die Abweichungen von dem Ziel werden. Es ist nicht leicht einzusehen, warum nicht dasselbe der Fall bei der Lautreproduktion sein sollte? Wenn nun aber thatsächlich die Lautreproduktion einen entschieden konservativen Charakter trägt, und die dabei naturgemäss mitwirkenden Faktoren deutlich zur Bewahrung des Alten tendieren, dann haben ja auch die bei der Lautreproduktion vorkommenden individuellen Abweichungen offenbar die Tendenz sich abzuschwächen und nicht die Tendenz immer grösser zu werden, wie Paul anzunehmen scheint.

Nun hat Paul zwar auch auf zwei andere Ursachen hingewiesen, welche neben den Schwankungen des Bewegungsgefühls — die doch als Grundursache anzusehen sind — zur Entstehung des Lautwandels beitragen. Die erste ist das Streben nach Bequemlichkeit, die zweite die Übertragung der Sprache auf neue Generationen. Keine von diesen beiden Ne-

benursachen scheint mir jedoch diejenige Bedeutung zu besitzen, welche ihnen nach der Theorie Pauls zukommt.

Was zuerst das Streben nach Bequemlichkeit betrifft — soweit dadurch die Entstehung des Lautwandels erklärt werden soll — so scheint eine solche Erklärung eigentlich nicht viel zu besagen. Es müsste ja schon von vornherein bekannt sein, dass die allgemeinste Ursache dazu, dass ein Laut in irgend einen anderen übergeht, die ist, dass der neue Laut den Organen angemessener d. h. bequemer ist als der alte. Damit ist aber die Lösung des Lautwandelproblems eigentlich noch recht wenig gefördert. Man muss nämlich dann weiter fragen: Wäre der neue Laut schon ursprünglich in der betreffenden Lautkombination bequemer gewesen als der alte oder ist er es erst im Laufe der Zeit geworden? Offenbar muss doch das letztere der Fall sein, denn anderenfalls wäre ja der neue Laut als der bequemere, den Organen angemessenere schon gleich in die Lautkombination eingetreten. Wenn nun aber der neue Laut also erst im Laufe der Zeit in der betreffenden Lautkombination »bequemer» geworden ist als der alte, so muss man notgedrungen fragen: Woher kommt es und worauf beruht es, dass in irgend einer Lautkombination derselbe Laut, der früher den Organen angemessen, «bequem» war, später es nicht mehr ist und deshalb einem bequemeren weichen muss? Und in dieser Frage ist das alte Lautwandelproblem nur in einer neuen Form enthalten.

Was wiederum den Wechsel der Generationen betrifft, so ist er ein Umstand, der offenbar nicht ohne Einfluss auf den Lautwandel ist. Doch will es mir vorkommen, als ob man ihm nicht eine so entscheidende Bedeutung in dieser Hinsicht zuschreiben dürfte, wie Paul es thun zu wollen scheint. Paul sagt ja ausdrücklich, dass die »Hauptveranlassung zum Lautwandel in der Übertragung auf neue Individuen liegt» (S. 58).

Man muss es sich gegenwärtig halten, dass »die Übertragung der Laute auf neue Individuen» beim Generationswechsel nicht plötzlich und auf ein Mal, sondern ganz allmählich und unmerklich geschieht. Der Wechsel der Gene-

rationen geht nicht so vor sich wie etwa der Wechsel der Altersklassen beim Militär. Die alte Generation verschwindet nicht auf ein Mal und wird nicht auf ein Mal gänzlich oder auch nur zum grossen Teil durch neue Individuen ersetzt, sondern die alten sterben einzeln ab und die neuen Individuen kommen auch einzeln auf die Welt. Deshalb befinden sich die neuen Individuen, jedes in seiner Umgebung, in absoluter Minorität und können beim normalen Verlauf der Dinge ebenso wenig mit ihren sprachlichen wie mit ihren anderen Eigentümlichkeiten durchdringen. Daher suchen auch die neuen Individuen in der Regel sich möglichst genau nach der traditionellen Sprechweise zu richten, was ihnen auch gewöhnlich gelingt. Wenn aber auch hier und da irgend ein Individuum auftritt, das in seiner Sprechweise in irgend einer Beziehung von dem allgemeinen Usus abweicht — was dann wohl gewöhnlich auf irgend einem organischen Fehler beruht — so kann daraus noch kein Lautwandel entstehen. Denn dazu wäre nötig, dass entweder die alten Individuen der Umgebung sich die Sprechweise dieses Neuen aneigneten und weiter verbreiteten — oder dass zu einer bestimmten Periode eine grosse Anzahl von den neuen Individuen einer Sprachgemeinschaft mit eben denselben, von dem hergebrachten Usus abweichenden Eigentümlichkeiten auf die Welt käme. Jeder dieser Fälle würde dann eine besondere Erklärung erheischen, welche Erklärung dann auch den Schlüssel zum Verständnis des Lautwandels enthielte, und nicht der Generationswechsel als solcher.

So viel Wahres und Beachtenswertes die Darlegungen Pauls auch enthalten, scheint es ihm also doch nicht gelungen zu sein die Entstehung und Ursachen des Lautwandels befriedigend zu erklären. Die Hauptschwäche der Theorie Pauls scheint mir darauf zu beruhen, dass er allzu viel Gewicht auf die bei der Lautreproduktion vorhandene Abweichungsmöglichkeit legt *und folglich die Grundursache der Lautänderungen in der eigenen Natur der normalen Lautreproduktion erblickt. Nach Paul tendiert also die Lautreproduktion, so wie sie naturgemäss ist, von selbst zur Abweichung von dem Alten.* Es

scheint nötig zu sein demgegenüber geltend zu machen, dass trotz der Abweichungsmöglichkeit, die bei der Lautreproduktion unbestreitbar vorhanden ist, die Lautreproduktion doch auf die Dauer, ihrem Totalverlauf nach, einen entschieden konservativen Charakter trägt und zur Bewahrung des Hergebrachten tendiert. Wo also bedeutendere Abweichungen auftreten, da muss die Grundursache zu denselben ausserhalb der bei der Lautreproduktion naturgemäss mitwirkenden Faktoren zu suchen sein und kann nicht in der eigenen Natur der normalen Lautreproduktion begründet liegen. Diese fördert Neuerungen eigentlich nur dadurch, dass sie den von aussen kommenden in neuernder Richtung wirkenden Faktoren einen gewissen Spielraum gewährt.

Gilt es nun aber dann diese »von aussen» kommenden Ursachen der Lautänderungen nachzuweisen, so muss man wohl gestehen, dass alles, was man in dieser Hinsicht ausführen kann, ziemlich allgemein gehalten und problematisch bleiben muss.

Wenn man davon ausgeht, dass die Grundursachen der Lautänderungen nicht in der eigenen Natur der Lautreproduktion begründet liegen, sondern von aussen kommen müssen, so würde es scheinen, als könnte man apriori zwei ganz allgemeine Ursachen — oder vielmehr zwei Gruppen — der Lautänderungen aufstellen. Wenn in irgend einer Lautkombination ein Laut in irgend einen anderen übergeht, so könnte dies entweder darauf beruhen, dass der Laut in eine, auf irgend eine Weise veränderte Situation geraten ist, oder darauf, dass an der Funktionsweise der Sprechorgane, die den Laut reproduzieren, irgend eine Änderung geschehen ist. Besonders diejenigen Lautänderungen, die auf der erstgenannten Ursache beruhen, können von sehr ungleicher Beschaffenheit sein, weshalb es auch unmöglich ist Lautänderungen von dieser Art aus gemeinsamen Ursachen zu erklären, sondern jeder Fall — oder jede Gruppe von Fällen — aus ihren speziellen Ursachen erklärt werden muss. Zu dieser Gruppe würden z. B. alle diejenigen Lautänderungen gehören, die auf Assimilation und Dissimilation

— oder allgemeiner auf »Sandhi» beruhen. Ferner alle durch Analogie veranlassten Lautänderungen, ebenso diejenigen Lautänderungen, die auf der Wirkung der Konjugation und Flexion, des veränderten Akzents und veränderten Tempos beruhen u. s. w. Man könnte annehmen, dass die zu dieser Gruppe gehörenden Lautänderungen ihrer Natur nach öfter springend als stetig sind. Ein gewisses Recht zu einer solchen Annahme scheint der Umstand zu geben, dass die Situation des Lautes z. B. durch Assimilation und in Flexions- und Konjugationsfällen überhaupt wohl plötzlich verändert wird, und wo die Ursache plötzlich erscheint, da müsste in der Regel auch die Wirkung plötzlich eintreten. Doch ist zu bemerken, dass auch in solchen Fällen das Eintreten der Wirkung durch das Trägheitsgesetz aufgehalten werden kann, wie auch durch den Umstand, dass die Ursache, wenn auch manchmal schon lange äusserlich vorhanden, doch oft noch eine lange Zeit braucht, ehe sie sich wirklich geltend macht. Darum können wohl auch die auf der veränderten Situation beruhenden Lautänderungen doch stetig sein, wo solche Laute vorliegen, von denen der allmähliche Übergang des einen in den anderen phonetisch möglich ist. Dagegen dürfte man wohl berechtigt sein anzunehmen, dass die zu der zweiten Gruppe gehörenden Lautänderungen meistens stetiger Art sind. Denn die Änderungen an der Funktionsweise der Sprachorgane können ohne Zweifel nur langsam und gradweise vor sich gehen. Folglich dürfte man wohl Anlass haben zu vermuten, dass auch die auf solchen langsamen Änderungen beruhenden Lautänderungen langsam und allmählich sind.

Dass Änderungen an der Funktionsweise der Sprachorgane naturgemäss zu Lautänderungen führen, dürfte wohl ohne Weiteres klar sein. Dagegen bedarf einer Klarstellung die Frage: Worauf beruhen denn die Änderungen an der Funktionsweise der Sprachorgane? Ganz allgemein kann man darauf antworten: die Änderungen in der Funktionsweise der Sprachorgane werden natürlich durch Änderungen der ganzen psychophysischen Konstitution des Menschen veranlasst. Wie jede andere Seite und jeder andere Teil des menschlichen

Organismus durch den Zustand des *ganzen* Organismus bedingt ist und überhaupt gleichen Schritt mit der Entwicklung desselben halten muss, so ist der Fall auch mit den Sprachorganen. — Auch diese Antwort ist jedoch nicht endgültig. Man muss nämlich noch weiter fragen: Worauf beruhen denn die Änderungen der ganzen psychophysischen Konstitution des Menschen? — Auf diese Frage kann man wohl, scheint es mir, nicht besser antworten als. Wundt es thut (Vgl. Völkerpsych. I, I S. 395—404). Wundt führt drei allgemeine Ursachen an, auf denen die Änderungen der psychophysischen Konstitution beruhen. Dies sind: »Erstens der Einfluss der äusseren Naturumgebung, zweitens die Vermischung von Völkern und Rassen verschiedener Abstammung, und drittens der Einfluss der Cultur, wenn wir unter diesem letzten Begriffe alles zusammenfassen, was innerhalb einer Sprachgemeinschaft unabhängig von den beiden zuerst genannten Bedingungen Veränderungen der physischen und geistigen Formen des Lebens hervorbringt» (S. 397).

Was die Vermutung betrifft, dass die äussere Naturumgebung auf die psychophysische Konstitution und dadurch auch auf die Funktionsweise der Sprachorgane einen Einfluss hätte, so ist dieselbe vielfach auf Einwände und Bedenken gestossen. Man hat dagegen geltend gemacht, dass es nicht gelungen sei an den Sprachorganen solcher Volkstämme, die in ungleichen physischen Verhältnissen leben, irgend welche Verschiedenheiten festzustellen. So sagt z. B. Delbrück: »So viel ich weiss, ist eine anatomische Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge verschiedener Rassen oder Nationen bis jetzt nicht oder kaum nachgewiesen worden, und vollends hat nichts davon verlautet, dass man eine solche Verschiedenheit in verschiedenen Generationen desselben Volkes hätte feststellen können» (Grundfr. der Sprachforschung S. 97). Und in ähnlicher Richtung äussert sich Paul (Prinz. S. 56).

Diese Bemerkung — auch angenommen dass sie in der Sache selbst richtig wäre — scheint mir doch nicht diejenige Behauptung zu entkräften, um welche es sich hier eigentlich handelt. Wenn es auch festgestellt wäre — was in *positiver*

Richtung wohl noch eigentlich nicht geschehen ist — dass die Ungleichheit der äusseren Naturumgebung keine Verschiedenheit an *dem anatomischen Bau* der Sprachorgane zur Folge hat, so dürfte damit noch keineswegs bewiesen sein, dass die Verschiedenheit der äusseren Naturumgebung keine Verschiedenheit in der *Funktionsweise* der Sprachorgane veranlasst. Die Funktionsweise der Sprachorgane beruht doch nicht ausschliesslich auf dem anatomischen Bau der Sprachorgane, sondern dieselbe ist durch zahlreiche andere Umstände bedingt, wie z. B. durch die Atmung u. s. w. Um Änderungen in der Funktionsweise der Sprachorgane zu veranlassen — und auf *diesen* Änderungen beruhen ja thatsächlich die Lautänderungen — braucht die äussere Naturumgebung also keineswegs direkt auf den anatomischen Bau der Sprachorgane zu wirken, sondern es genügt nur auf die anderen Umstände zu wirken, durch welche die Funktionsweise der Sprachorgane bedingt ist. Dass nun das Klima z. B. auf die Atmung und auch auf andere Lebensprozesse wirkt, ist ja unbestreitbar. Aber diese anderen Lebensprozesse wirken wiederum, der eine mehr, der andere weniger, auf die Funktionsweise der Sprachorgane. Auf diese Weise können also z. B. die klimatologischen Verschiedenheiten Änderungen in der Funktionsweise der Sprachorgane veranlassen, wenn dem auch so sein sollte, dass sie keinen direkten Einfluss auf den anatomischen Bau der Sprachorgane auszuüben vermögen. Es ist ja auch sonst eine bekannte Thatsache, dass Funktionsänderungen durchaus nicht immer auf Strukturänderungen beruhen.

Dass die Kultur, im weitesten Sinne des Wortes genommen, auf die Gestaltung der psychophysischen Konstitution des Menschen und folglich auch auf die Funktionsweise der Sprachorgane tief eingreifend wirken muss, sieht man ein, wenn man sich darüber Rechenschaft gibt, was unter Kultur und Kulturarbeit zu verstehen ist. Kultur im weitesten Sinne des Wortes ist Bearbeitung des von Natur gegebenen, die Nutzbarmachung des geistigen und materiellen Rohstoffes, der geistigen und materiellen Ressourcen. — Die Kultur wirkt reformierend auf die psychophysische Konstitution des Men-

schen in doppeltem Sinne. Erstens direkt. Die psychophysische Konstitution des Menschen ist direkt als solche ein Gegenstand der Kulturarbeit, die darin verborgenen physischen und psychischen Kräfte und Anlagen sucht man zu immer grösserer Entfaltung und Bethätigung zu bringen. Dass man auf diesem Wege notgedrungen dazu kommt erhebliche Änderungen der psychophysischen Konstitution zu veranlassen, liegt auf der Hand.

Aber noch in einer anderen Weise — nämlich indirekt — wirkt die Kultur auf die psychophysische Konstitution. Durch die Kulturarbeit werden nämlich auch die physischen und psychischen *Bedingungen* geändert, in denen die Menschen leben, und diese Änderungen wirken wieder zurück auf die psychophysische Konstitution.

Diejenigen Änderungen an der Funktionsweise der Sprachorgane und daraus folgend an dem Lautbestande der Sprache, die durch die beiden oben angeführten Ursachen veranlasst werden, müssen wohl ihrer Natur gemäss überhaupt langsam und regelmässig und noch dazu zu allen Zeiten ungefähr gleichmässig sein. Aber wie schon im Anfang hervorgehoben wurde, weisen durchaus nicht alle Perioden der Sprachentwicklung gleich grosse Lautänderungen auf, sondern es ist in dieser Hinsicht eine ziemlich grosse Ungleichmässigkeit bemerkbar. Diese Ungleichmässigkeit wird durch den dritten Faktor erklärlich, der bei der Entstehung des Lautwandels mitspielt, nämlich durch die Rassenmischung. Obgleich die Rassen- und Völkermischung Erscheinungen sind, die in einem gewissen Grade eigentlich überall und immer vorkommen, kommen sie doch zu jeder Zeit durchaus nicht *in gleich hohem* Grade vor. Besondere umwälzende Ereignisse in dem Leben der Völker geben zu gewaltigen Massenwanderungen und zu einer stark gesteigerten Rassen- und Völkermischung Anlass. Diese Ungleichmässigkeit der Rassenmischung dürfte wohl in grossen Zügen der Ungleichmässigkeit des Lautwandels entsprechen.

Auch die Rassenmischung kann auf doppelte Weise zu Lautänderungen Anlass geben. Erstens indirekt dadurch,

dass sie oft tief eingreifende Änderungen an der psychophysischen Konstitution der Individuen da veranlasst, wo Rassenmischung vorkommt. Aus der Mischung gehen oft vollständig neue Individuen hervor, die in ihrer psychophysischen Konstitution zwar Spuren der Eigentümlichkeiten der beiden gemischten Rassen aufweisen, aber doch von beiden grundverschieden sind. Naturgemäss wird nun eine solche Änderung der psychophysischen Konstitution auch auf die Funktionsweise der Sprachorgane wirken.

Aber auch noch direkter giebt die Rassenmischung zu Lautänderungen Anlass, dadurch nämlich, dass sich daran in der Regel eine Sprachmischung anschliesst. Die mit einander gemischten oder mit einander nur in eine nähere Berührung gekommenen Volkstämme eignen sich gegenseitig Elemente des anderen Idioms an. *Hierbei geschieht nun wirklich eine Übertragung der Laute an neue Individuen, an Individuen nämlich, deren Sprachorgane zur Bildung der angeeigneten Laute weder gewöhnt noch erblich prädisponirt sind.* Darum ist es auch natürlich, dass viele Laute auf diese Weise in dem Munde der neuen Individuen, von denen dieselben angeeignet sind, ganz gewaltig verschoben werden und am Ende eine ganz andere Gestalt bekommen. Zieht man nun in Betracht, wie allgemein und weit verbreitet die Rassen- und Sprachmischung eigentlich ist, so wird man ungefähr begreifen, welch eine wichtige Rolle dieselbe bei der Entstehung des Lautwandels spielt. So z. B. wird wohl die Rassen- und Sprachmischung bei dem gewaltigen Wandlungsprozess, aus welchem die jetzigen romanischen Sprachen hervorgegangen sind, die Hauptrolle gespielt haben. Die Laute der lateinischen Sprache wurden auf Barbaren übertragen, deren ganze psychophysische Konstitution von der der Römer grundverschieden war und deren Sprachorgane zu einer ganz anderen Funktionsweise gewöhnt und prädisponirt waren als diejenige, welche zur »richtigen» Erzeugung der lateinischen Laute nötig war. Folglich war es ja natürlich, dass diese Laute in dem Munde der »Barbaren» allmählich eine ganz neue Gestalt erhielten.

K. S. Laurila.

Sur l'origine de deux expressions françaises.

Les deux expressions dont je voudrais parler sont d'une part: *faire le veau*, de l'autre: *prendre la clef des champs*. La seconde de ces expressions s'emploie souvent dans la conversation courante; elle a aussi trouvé place dans la littérature. Pour la première, plus familière encore, elle a joui d'une fortune littéraire assez considérable. Les éditions des textes où on les rencontre, les dictionnaires donnent bien le sens, mais non l'explication de ces expressions: c'est précisément l'origine que je voudrais exposer ici. Les explications qui suivent n'apprendront rien aux folkloristes de profession, mais elles ne seront peut-être pas inutiles aux philologues.

*

L'expression de *faire le veau* se rencontre au XVI:e siècle, surtout chez les conteurs; Lafontaine l'a reprise dans le *Meunier, son fils et l'âne*. Elle se présente avec le sens soit de *faire le paresseux*, soit de *faire le sot* (sens plus rare et douteux). Si on en demandait l'explication même à un philologue, il répondrait sans doute que le veau, qui sert ici de terme de comparaison, est considéré comme un animal nonchalant et bête. Mais cette explication en apparence plausible ne tient pas à l'examen. L'expression est en effet très ancienne. Mannhardt [1]) la signale dans un pénitentiaire franc qui interdit la coutume de *vitulum facere:* c'était, comme on le sait par ailleurs, une mascarade de jour de l'an (qui tombait alors au 1:er mars). L'expression est donc, dans le témoignage le plus ancien, liée étroitement à un usage populaire, et doit être interprétée en connexion avec cet usage. Comme le montre Mannhardt, elle se rattache à toute une série de représentations remontant à la plus haute antiquité, dans lesquelles un animal (ici le boeuf) personnifie l'esprit de la végétation. C'est à partir de ces rites agraires qu'il faut expliquer le sens actuel de l'expression.

---

[1]) Mannhardt, Mythologische Forschungen p. 63, et du reste tout le chapitre II: Chthonien und Buphonien.

Parmi les diverses coutumes entre lesquelles on a le choix, Mannhardt en cite plusieurs qui me paraissent très voisines: ce sont des coutumes de moisson. — Le champ de blé est le siège de l'esprit de la moisson, qui recule devant les moissonneurs, se réfugiant dans les épis non coupés. Celui qui coupe la dernière javelle tue l'esprit, représenté toujours comme un animal; et il est l'objet de railleries, de traitements ironiques; il porte pendant toute l'année le nom de l'animal (veau, loup, renard etc selon les régions); à la fête finale de la moisson, il doit quelquefois en porter les insignes. — Aussi cherche-t-on à éviter cette situation. Quand le dernier champ est presque moissonné, la partie restante est répartie entre les moissonneurs, qui se hâtent, à un signal donné, de faucher leur part; celui qui reste le dernier est celui qui représentera l'esprit de la moisson. Celui qui »fait le veau» a donc bien été le plus lent à la besogne — On peut aussi invoquer une autre coutume. Cet esprit de la moisson, troublé dans son domaine, cherche à se venger; tous les accidents: fatigue, coups de soleil etc, qui arrivent sont mis au compte de l'animal: c'est lui qui a donné un coup de pied ou un coup de dents au moissonneur etc. Quand une lieuse ne peut pas suivre le moissonneur qui la précède, et reste en arrière, c'est que le démon agraire l'a surprise, et on s'écrie qu'elle »fait le veau»: le sens de l'expression est rendu très clair par une coutume allemande identique où l'on dit de la lieuse: »sie bullt, sie muss bullen». On peut croire que l'expression, primitivement appliquée aux femmes, avec une signification très réaliste, s'est généralisée ensuite; mais cela n'est pas absolument nécessaire; comme je l'ai montré plus haut, on peut l'expliquer aussi par une coutume plus générale.

Quant à l'expression: *prendre la clef des champs*, elle signifie, comme on sait: se sauver, s'échapper, fuir. On l'interprète généralement comme si elle signifiait »prendre la clef qui mène aux champs». Mais ce sens n'est pas satisfaisant; car ce n'est pas la clef qui mène aux champs, mais la porte qu'elle ouvre; il faudrait donc admettre une très forte

ellipse: la clef de la porte qui donne sur les champs. — En outre, l'expression *la clef des champs* se retrouve elle aussi dans des usages agraires où elle est tout à fait naturelle. La clef des champs (ou *du* champ) c'est la dernière poignée d'épis, les derniers brins d'herbe tombés sous la faux, où se trouve l'esprit de la végétation, et grâce auxquels on peut l'enfermer dans le champ, d'où il ressortira au printemps suivant. Or cette »clef des champs», cette »Wiesenschlüssel», représentée par une gerbe de blé, un lien de paille, ou une clef véritable, joue un rôle important dans certains usages, dans lesquels a lieu une poursuite [1]). En Allemagne, le laboureur qui a fini de battre va jeter chez le voisin qui n'a pas encore fini une clef faite d'un lien de paille, et lui dit: »Hier habt ihr den Schlüssel»; et il se sauve à toutes jambes, car si on le saisit on lui attache sur le dos une poignée de paille (qui représente dans doute cette clef). Un usage français se rapproche encore davantage du sens de l'expression étudiée. C'est une croyance très ancienne que l'étranger qui passe devant un champ qu'on finit de moissonner est la personnification de l'esprit de la moisson chassé de son domaine. On cherche à l'atteindre, pour s'assurer de la récolte de l'année suivante. Or Mannhardt rapporte la coutume suivante usitée en Brie: »Wenn Jemand der nicht zum Hofe gehört, aber doch so bekannt ist, dass man einen Spass mit ihm wagen darf, dem Erntefelde vorbeigeht, machen die Schnitter Jagd auf ihm. Können sie ihn erhaschen, so binden sie ihn in eine Garbe ein, indem sie ausrufen: »*Tu porteras la clef du champ*». Porter, donner, prendre la clef des champs sont donc liés à une fuite. Rien de plus naturel, et de plus fréquent dans l'histoire des coutumes que de voir un élément matériel (ici la course) subsister quand le contenu d'idées primitif a disparu. En tout cas, un point est sûr: à quelque explication qu'on s'arrête,

[1]) Mannhardt M. F., p. 36, dans l'explication de la légende phrygienne de Lityersès.



il faut partir, pour interpréter l'expression *la clef des champs*, du sens qu'elle a dans les rites dont j'ai parlé.

J. Poirot.

Le Miroir des dames et des demoiselles.

Avant de publier le petit poème qui sous ce titre est imprimé dans le n:o 2 des *Neuphilologische Mitteilungen* 1904, e n'avais pas eu l'occasion de vérifier si, en effet, le ms. de Cambridge dont je fais mention contient le même texte. D'après les renseignements que j'ai pris plus tard, il en est ainsi. Mr le D:r E. Braunholtz, à Cambridge, a bien voulu regarder le ms. du Musée Fitz-William et me dire que le poème est »absolument identique» avec celui que je viens de publier. Il a, de plus, annoté quelques variantes, dont je reproduis ici la liste:

Rubrique: et damoiselles — 1, 2 regardez — Rubrique de 2: beaute — Rubrique de 3: beaulx cheueux — 3, 1 deuenuz — 10, 1 *draps* — 11, 4 rongent — 12, 2 chambre — Rubrique de 14: domination — 16, 4 charongne — 18, 1 faicte — 18, 2 cueurs — 20, 1 iay peu nommer — 20, 4 nen — Rubrique de 21: *pour* gloire — 21, 3 tousiours — 24, 2 histoire — 25, 1 helaine — 26, 3 saiche — 27, 1 regner.

Comme on le voit, ces variantes sont presque toutes purement orthographiques. Il n'y a guère que les deux imprimées en italiques qui fassent exception; elles pourraient, dans le texte, remplacer la leçon des mss. B. N. 147 et Nouv. acq. 10032 *drap* et *par*). [1])

Sous la rubrique, il y a dans le ms. Fitz William, une miniature: à gauche un corps féminin en décomposition, debout, avec le ventre ouvert; le linceul, tenu par la main droite, est jeté sur le bras gauche. A droite, huit dames.

W. S.

---

[1]) M. J. Bédier me propose de lire 10,3 *linceul* au lieu de *serqueul*. Est-il impossible de dire »envelopee d'ung serqueul?»

Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1904.

Anm. *l* = laudatur, *c* = cum laude appr., *a* = approbatur, *i* = improbatur. Die sog. Privatisten sind in die Schülerzahl miteinberechnet; vgl. indessen die Fussnote.

Name der Schule	Deutsch				Summe Skribenten	Französisch				Summe Skribenten
	l.	c.	a.	i.		l.	c.	a.	i.	
H:fors: Svenska normallyceum	3	2	—	—	5[1])	—	—	—	—	—
» » reallyceum	3	10	16	1	30	—	—	—	—	—
» Suomalainen reaalilyseo	3	10	10	2	25[2])	—	—	—	—	—
» Nya svenska läroväirket.	5	2	9	1	17[3])	—	—	—	—	—
» Läroväirket f. gossar o. flickor	11	9	5	—	25[4])	—	—	—	—	—
» Nya svenska samskolan	9	8	3	1	21[5])	—	—	—	—	—
» Suomalainen yhteiskoulu	13	11	8	1	33[6])	—	—	1	—	1
» Uusi yhteiskoulu	—	—	4	—	4[7])	—	—	—	—	—
» Privata svenska flickskolan	1	—	—	—	1	1	4	3	—	8
» Svenska priv. läroväirket f. flickor	2	1	1	—	4	—	—	—	—	—
Borgå: Lyceum	1	1	2	1	5	—	—	—	—	—
» Suomalainen yhteiskoulu	3	5	5	3	16[8])	—	—	—	—	—
Tavastehus: Lyseo	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—
» Suom. jatkoluokat	5	3	2	3	13[9])	—	—	—	—	—
Tammerfors: Reaalilyseo	3	4	6	1	14[10])	—	—	—	—	—
» Svenska samskolan	1	3	2	1	7[11])	—	—	—	—	—
» Suom. yhteiskoulu	5	3	5	—	13	—	—	—	—	—
» Suom. tyttök. jatkol	3	3	2	—	8	—	—	—	—	—
Hangö: Svenska samskolan	1	1	2	—	4	—	—	—	—	—
Åbo: Svenska reallyceum	6	2	—	—	8	—	—	—	—	—
» Suomalainen lyseo	2	3	5	—	10	—	—	—	—	—
» Svenska samskolan	1	4	—	—	5	—	—	—	—	—
» Heurlinska skolan	3	3	—	—	6	—	—	—	—	—
» Svenska frunt.-sk. forts. klasser	4	1	—	—	5	—	—	—	—	—
» Suomalainen jatko-opisto	4	1	2	—	7	1	2	—	—	3
Mariehamn: Svenska forts. kl.	3	4	3	—	10	—	—	—	—	—
Nystad: Suomalainen lyseo	3	2	2	—	7	—	—	—	—	—
Raumo: Yhteislyseo	1	2	—	—	3	—	—	—	—	—
Björneborg: Svenska samskolan	4	—	—	—	4	—	—	—	—	—
Lahtis: Suomalainen yhteiskoulu	1	6	3	2	12[12])	—	—	—	—	—
Kotka: Svenska samskolan	—	—	2	—	2	—	—	—	—	—
» Suomalainen yhteiskoulu	—	4	6	4	14[13])	—	—	—	—	—
Willmanstrand: Suomalainen yhteiskoulu	—	1	4	2	7	—	—	—	—	—
Wiborg: Svenska lyceum	4	8	—	1	13[14])	—	—	1	—	1
» Suomalainen reaalilyseo	4	2	—	—	6	—	—	—	—	—
» Svenska fruntimmersskolan	2	—	—	—	2	—	1	—	—	1
» Suomalainen jatko-opisto	—	2	2	—	4	—	2	—	—	2
Nyslott: Reaalilyseo	2	3	—	—	5	—	—	—	—	—
Sordavala: Reaalilyseo	5	5	3	—	13	—	—	—	—	—
Kuopio: Lyseo	—	1	—	—	1[15])	—	—	—	—	—
» Priv. sv. reall. f. gossar o flickor.	1	6	7	—	14	—	—	—	—	—
» Suomalainen yhteiskoulu	2	6	1	—	9	—	—	—	—	—
Jyväskylä: Lyseo	1	2	1	—	4	—	—	—	—	—
Wasa: Svenska lyceum	3	5	7	1	16	—	1	—	1	2
» Reaalilyseo	4	4	5	—	13[16])	—	—	—	—	—
Uleåborg: Svenska lyceum	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—
» Suomalainen lyseo	2	3	1	—	6	—	—	—	—	—
» Suom. jatko-opisto	3	2	4	2	11[17])	—	—	—	—	—
Kemi: Suomalainen yhteiskoulu	1	4	5	2	12[18])	—	—	—	—	—
Summe	139	162	147	29	477	2	10	5	1	18

[1]) Davon 3 Privatisten, beurteilt mit 2 l. 1 c; [2]) Privat., beide = a; [3]) 4 Privat. (1 l., 3 a); [4]) 3 Privat. (2 c. 1 a); [5]) 1 Privat. (l); [6]) 4 Privat. (1 l, 2 a, 1 i); [7]) Sämtlich Privat.; [8]) 1 Privat (c); [9]) 1 Privat. (i); [10]) 2 Privat. (1 l, 1 c); [11]) 1 Privat. (c); [12]) 1 Privat (c); [13]) 1 Privat. (i); [14]) 2 Privat., beide = l; [15]) Privatist; [16]) 1 Privat., (l); [17]) 2 Privat. (1 l, 1 a); [18]) 3 Privat. (1 c, 1 a, 1 i). — Summe: 37 Privatisten (10 l, 9c, 14 a, 4 i).

Die folgenden Angaben beziehen sich nur auf die deutschen Skripta.

Vier deutsche Skripta aus Åbo Svenska klassiska lyceum konnten nicht beurteilt werden, weil dieselben nicht innerhalb der für die fremdsprachliche Übersetzung bestimmten Zeit von 6 Stunden geschrieben worden waren; die betreffenden Schüler haben sämmtlich die lateinische Probe bestanden.

Wenn die Note »laudatur» = 3 points, »cum laude» = 2, »approbatur» = 1 und »improbatur» = 0 gesetzt wird, beträgt die durchschnittliche Pointzahl für jeden Skribenten für das ganze Land 1,86. Für die einzelnen Schulen — wobei nur diejenigen in Betracht gezogen werden sollen, die wenigstens 10 Schüler zählen — gestaltet sich diese Zahl für jeden Schüler folgendermassen: H:fors Lärov. f. gossar o. flickor 2.24; H:fors Nya sv. samskolan 2,19; Wiborg Svenska lyceum und Sordavala Reaalilyseo 2,15; H:fors Suom. yhteiskoulu 2,09; Mariehamn Sv. forts. klass. und Tammerfors Suom. yhteiskoulu 2,00; Wasa Reaalilyseo 1,92; Tavastehus Suom. jatkoluokat 1,77; Åbo Suom. lyseo 1,70; H:fors Nya sv. lärovärket 1,65; Tammerfors Reaalilyseo 1,64; Wasa Sv. klass. lyceum 1,63; Kuopio Sv. priv. reall. f. goss. o. fl. 1,57; H:fors Suom. reaalilyseo 1,56; Uleåborg Suom. jatko-opisto 1,55; H:fors Sv. reallyceum, Borgå Suom. yhteiskoulu und Lahtis Suom. yhteiskoulu 1,50; Kemi Suom. yhteiskoulu 1,33; Kotka Suom. yhteiskoulu 1,00. — Für die Schüler der schwedischen Schulen (i. S. 206, wovon 7 improb.) beträgt die durchschnittliche Pointzahl 1,98; für diejenigen der finnischen Schulen (271, wovon 22 improb.) 1,77. — Für die männlichen Skribenten (289, wovon 19 improb.) ist die Pointzahl 1,81; für die weiblichen Skribenten (188, wovon 10 improb.) ist die Zahl 1,95.

Der Prozent der Improbierten beträgt für das ganze Land 6,08. Von den 29 Improbierten wurden 18 auch in anderen Fächern improbiert.

Da das diesjährige deutsche Skriptum offenbar verhältnismässig leicht gewesen ist, hat sich der Examinator für berechtigt gehalten, in Bezug auf die höheren Noten (laudatur u. cum laude) ein wenig strenger zu verfahren, als gewöhnlich der Fall gewesen ist. So ist ein Skriptum nicht mit der höchsten Note beurteilt worden, falls dasselbe neben kleineren Inkorrektheiten einen groben Fehler enthält. Nichtsdestoweniger steht das Gesamtergebnis dieses Jahr eher über als unter dem Durchschnittsresultat der letzten zehn Jahre. — In diesem Zusammenhange sei erwähnt, dass einige Lehrer sogar geringe Schwankungen bezüglich der Konjunktivform in indirekter Rede als grobe Fehler angesehen haben, während andere sehr grobe Verstösse, wie den Gebrauch eines Ackusativ-

objekts bei *warten* (f. *erwarten*) oder die Verwendung des Pronomens *derjenige* anstatt *derselbe* ohne Anmerkung haben passieren lassen.

Auf einen Punkt möchte der Examinator hier gern die Aufmerksamkeit der Lehrer lenken, nämlich auf die weit verbreitete Sitte, in den schriftlichen Übersetzungsproben Hinweisungen aufs Konzept des Schülers anzubringen. Da die vorgelegte Aufgabe selten den Umfang von 21 bis 23 Druckzeilen überschreitet und die lange Zeit von sechs Stunden den Skribenten zur Verfügung steht, sollten diese im Stande sein, ordentlich zu schreiben und das Geschriebene wiederholt zu kontrollieren. Wo die endgültige Abfassung vom Konzept abweicht, liegt gewiss in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine absichtliche Veränderung des ursprünglichen Gedankens vor. Es lässt sich nun freilich nicht leugnen, dass auch bei der grössten Sorgfalt sich ein Schreibfehler einstellen kann, der dem Schreibenden auch bei wiederholtem Durchlesen entgehen mag. Doch sollte derartiges sich auf ein Minimum reduzieren lassen, falls die Schüler nachdrücklich aufgefordert werden, sorgfältig und sauber zu schreiben und sich nicht auf eine eventuelle Berücksichtigung des Konzepts zu verlassen. Leider beziehen sich aber zahlreiche Hinweisungen aufs Konzept keineswegs auf reine Schreibfehler. Es kommen vielmehr massenhaft Fälle vor, wo der Schüler offenbar unsicher gewesen ist und absichtlich verschiedene Varianten niedergeschrieben hat; falls er dabei das Unglück gehabt hat, in der Reinschrift bei der unrichtigen Form stehen zu bleiben, das Konzept aber die richtige Form enthält, unterlassen es die Lehrer selten, auf das Konzept hinzuweisen, einige sogar ohne das betreffende Konzept dem Skriptum beizufügen. Das Schreiben von Doppelformen kann sogar zum System werden. Dem Examinator ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Schüler, der aus einer Schule zu einer anderen übergegangen war, dem Lehrer mitteilte, dass die Schüler der von ihm früher besuchten Schule geradezu aufgefordert worden waren, verschiedene Varianten im Konzept und in der Reinschrift zu gebrauchen, da »der Examinator sich immer an die richtige Form halte.»

In den diesjährigen deutschen Maturitätsproben kommen Hinweisungen aufs Konzept im Ganzen etwa 150 mal vor. Dabei verhalten sich die einzelnen Lehrer sehr verschieden. Während in den Arbeiten von 17 Schulen gar keine Hinweisungen vorkommen, sind dieselben in anderen sehr zahlreich — in einer Schule sogar 19 Hinweisungen in 12 schriftlichen Arbeiten. Die betreffenden Fälle lassen sich leicht in mehrere Kategorien zerlegen. Etwa 10

Hinweisungen beziehen sich auf weggelassene, aber im Konzept vorkommende Worte, Wortgruppen oder ganze Zeilen, deren Ausfallen offenbar auf Nachlässigkeit beruht. Etwa 30 mal hat der Schüler Schreibfehler ohne jegliche grammatische Bedeutung gemacht, wo das Konzept die richtige Schreibung hat. (*Sloss* oder *Schoss* für *Schloss, Belingung* für *Bedingung* u. dgl.). Bisweilen ist freilich die Schreibung von derjenigen des Konzepts dermassen abweichend, dass man sich wundern muss, wie der Schüler auf dieselbe geraten ist (*notigt* für *genötigt*, *frissem* f. *freiem* etc.). — Es bleiben aber etwa 100 Fälle, wo eine Berücksichtigung des Konzepts mit prinzipiellen Bedenken verbunden ist. Sehr häufig kommt es vor, dass die Reinschrift eine, das Konzept eine andere Endung hat: *unter freien Himmel* (Konz. *freiem); mit entblössten* (*unbedeckten*) *Haupt*(*e*) (K. *entblösstem;* dieses c. 7 mal); *in einen wollenen Hemd* (K. *einem*)*; wandte sich an diesem* (K. *diesen*)*; einiger Zeit* (K. *einige*)*; erwarten hatte* (K. *erwartet,* c. 5 mal). So auch *in Herzen* (K. *im*)*;* partiz. *entscheiden* (K. *entschieden*)*;* inf. *verblieben* (K. *verbleiben*). — Zahlreich sind ferner die Fälle, wo das Konzept ein grammatisch unentbehrliches Wort oder eine Wortgruppe enthält, welche in der Reinschrift fehlen, oder auch umgekehrt ein überflüssiges und grammatisch unmögliches Wort in der Reinschrift hinzugekommen ist. Solche Fälle sind z. B.: *da stand König von Deutschland* (Konz. *der König);' wandte er* (K. *wandte er sich); erklärte bereit* (K. *erklärte sich bereit); der Stunde sehnend* (K. *nach der Stunde); ohne sich erquicken können* (K. *zu können); von Ausübung der Macht* (K. *von der Ausübung*)*;* andererseits: *ein König bleiben* (K. *König bleiben); erklärte sich bereit zu sein* (K. *erklärte sich bereit).* — Einigemal kommt falsche Behandlung eines zusammengesetzten Verbums vor, wo das Konzept die richtige Form aufweist; so in Hauptsätzen *abwartete, aufhob (*K. *wartete ab, hob auf).* So auch Verschiedenheiten in Bezug auf die Wortstellung: *bis ein Reichstag hatte entschieden, ohne zu dürfen sich erquicken* (Konzept richtig).

Zuletzt sind Fälle anzuführen, wo die Reinschrift und das Konzept verschiedene Wörter oder von einander gänzlich abweichende Ausdrücke enthalten. Einigemal handelt es sich um wenig bedeutende stilistische Schwankungen; andere Fälle sind aber recht ernster Art, wie *sich abhälte* (*!,* Konz. *abhalten sollte*)*; in drei Tagen* (K. *drei Tage); sich in Deutschland begeben* (K. *nach); wenn* (in indirekt. Frage, K. *ob*)*; dann stand der König* (K. *hier stand); ohne sich erquicken zu erhalten* (K. *zu dürfen); ob er König bleiben bekäme* (K. *könne*), u. s. w.

Die angeführten Beispiele genügen, um die verschiedenen Kategorien der Hinweisungen aufs Konzept zu illustrieren. Dass

ein beträchtlicher Teil derselben so beschaffen ist, dass eine Berücksichtigung des Konzepts vom Examinator nicht billigerweise verlangt werden kann, dürfte auf der Hand liegen. Das absichtliche Experimentieren mit verschiedenen Varianten muss einen sehr unsympathisch berühren, und auch wo nichts als Nachlässigkeit vorliegt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die meisten Fehler mit gutem Willen hätten vermieden werden können.

Für die Zukunft mögen folgende Punkte festgehalten werden:

1) Die Schüler sollten aufgefordert werden, sorgfältig zu schreiben, das Geschriebene genau zu kontrollieren und sich durchaus nicht auf eine eventuelle Berücksichtigung des Konzepts zu verlassen.

2) Hinweisungen aufs Konzept können berücksichtigt werden, nur wo es sich um offenbare Schreibfehler handelt, nicht aber wo sich die Abweichungen zwischen Reinschrift und Konzept auf grammatisch bedeutungsvolle Worte oder Wortteile beziehen oder wo es sich um ganz und gar verschiedene Ausdrücke handelt.

3) Wenn der Lehrer auf ein Konzept hinweist, sollte dieses dem Skriptum unbedingt beigelegt werden (sonst ist das Einsenden der Konzepte nicht nötig); auch sollte genau angegeben werden, wann der Schüler die Arbeit beendigt hat.

U. L.

Besprechungen.

Eduard Schwan, *Grammatik des Altfranzösischen.* Neu bearbeitet von *Dietrich Behrens.* Sechste Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1903, 8⁰. VIII + 281 S.

Diese neue Auflage der mit Recht hochgeschätzten afrz. Grammatik ist nur neun Seiten stärker als die nächst vorhergehende vom Jahre 1901. Die Zusätze sind durchweg, soweit ich sie kontrolliert habe, wohlbedachte Verbesserungen. Das nützliche Literaturverzeichnis ist um etwa ein Blatt länger geworden. So viele Male von geschickter Hand umgearbeitet und verbessert, enthält jetzt die Schwan'sche Grammatik kaum wirkliche Irrtümer, obwohl ich gestehen muss, dass ich doch nicht in allen Einzelheiten die ausgesprochenen Ansichten billigen kann. Ich will aber nicht auf eine Diskussion über die m. E. streitigen Fälle eingehen. Dagegen erlaube ich mir im Interesse der Leser für die folgende Auflage einige Vorschläge zu machen, welche die methodische Einrichtung des Buches betreffen. Erstens sind jetzt sowohl die lateinischen wie die

französischen Wörter und Formen kursiv gedruckt, was die Übersichtlichkeit entschieden beeinträchtigt. Wäre es nicht besser die (lateinischen, germanischen) Urformen in gesperrtem Druck anzuführen? Zweitens scheint es mir sehr unpädogogisch, altfranzösische Wortformen in einer teilweise erfundenen Orthographie zu geben. Ich denke hierbei nicht so sehr an solche diakritische Zeichen wie Akzente, Tremas, Punkte und Haken, denn der junge Romanist soll ja wissen, dass dergleichen in den afrz. Handschriften nicht zu finden ist. Wohl aber verletzt es mich z. B., das aus dem lat. geschlossenen und gedeckten *o* hervorgegangene afrz. offene *u* mit einem *u* wiedergegeben zu sehen (*ropta — rute*, *corte — curt*, u. s. w.). Die Schreibweise mit *u* ist entschieden dialektisch (speziell normandisch), im Zentralfranzösischen hat man ja *o* und *ou*. Da nun *ou* nach Schwan-Behrens den Diphthongen *ou* bezeichnet (*toa*, cl. **tua — toue*), bleibt *o* als passendes Zeichen übrig. Allerdings geben die Verfasser dem Buchstaben *o*, insofern er das Resultat der Entwickelung eines vlat. geschlossenen *o* angeben soll, auch den Lautwert eines nasalierten *o* (*donat — done*), oder eines geschl. *o* in den Diphthongen *oi* und *ou* (*voke — voiz*, *toa — toue*), aber das kann wohl kaum irreführend wirken. Wenn der Buchstabe *o* den offenen *u*-Laut wiedergäbe, würde der Buchstabe *u* den Vokal des frz. *mur* bezeichnen können, wodurch das unfranzösische Zeichen *ü* vermieden werden würde. Kurz, ich wollte, dass man, so weit möglich, die (normalisierte) altfranzösische Orthographie beibehielte und daneben, wenn es nötig wäre, die Aussprache besonders angäbe. Als Muster in dieser Methodenfrage empfehle ich Nyrops *Grammaire historique de la langue française.*

Zum Schluss seien einige bemerkte Druckfehler angegeben. § 8, Anm., 3. Vers: Encore, soll sein: Encor. — § 27, 2), Z. 3: *qinquaginta*, soll sein: *quinquaginta.* — § 33, 3), Anm., Z. 6: *cont-e,* soll sein: *con-te.* — § 35, Anm., Ende: *jó-vi-ne,* soll sein: *jó-ve-ne.* — § 39, b): *Belveisis,* soll sein: *Belvaisis.* — § 60, Anm.: Warum *o*, nicht *u*, in *aprochet, reprochet, despoillet?* — § 66, Anm.: Anstatt *mot* mit geschlossenem *o* sollte *mut* stehen. — § 135, Anm., Z. 2: § 38. soll sein: § 39. — § 279, 1), d): *l + s,* soll sein: *l' + s.* — § 297, Z 11: *jurz,* soll sein: *jurs,* da nach den Verfassern *rn + s rs* ergiebt (s. § 279, d) und sogar § 297, Z. 12: *cors < cornu-s*) — § 300. Z. 11: *œus*, *œuf*, soll sein: *ues, uef;* Z. 20: *ieus,* soll sein: *ieuz.*

A. Wallensköld.

Nordiska studier *tillegnade Adolf Noreen på hans 50-årsdag d. 13 Mars 1904 af Studiekamrater och Lärjungar.* Uppsala. VI + 492 S. gross-8:o.

Es ist nicht möglich in einigen Worten die Bedeutung Adolf Noreens für die germanische Philologie im allgemeinen und für die nordische insbesondere anzugeben. So tiefdringend und umfassend ist seine Wirksamkeit als Forscher und Lehrer gewesen, dass man sagen darf, dass wir zum allergrössten Teil ihm, seinem unermüdlichen Interesse, seinen vielseitigen Forschungen und seinem pädagogischen Talent verdanken, dass die nordische Sprachforschung auf ihrem jetzigen hohen Standpunkt steht. Und ein grosser Teil von dem, was die Zukunft in dieser Hinsicht bringen wird, wird von seinen Schülern gethan und von ihm angeregt werden. Ein schöner Dank ist der stattliche Band, auf dessen erstem Blatt unter der Zueignung mehr als 120 Namen stehen, unter ihnen viele weltbekannte.

Das Buch enthält c:a 40 Aufsätze von sehr verschiedenem Inhalt, die meisten aber von grossem Wert. Da finden sich linguistische, folkloristische, litteraturgeschichtliche, archäologische, historisch-philologische Beiträge, Runenforschungen, Textkritik, Metrik, phonetische Untersuchungen u. s. w. Von direktem Interesse für die deutsche Sprachforschung sind die Abhandlungen von *E. Grip* über *l* und *r* in deutscher Rede, und von *E. A. Meyer* über die Vokaldauer im deutschen, eine experimentalphonetische Untersuchung, die wieder die Bedeutung dieser neuen Wissenschaft darlegt. Über die Nominalcomposita im gotischen schreibt *K. F. Johansson.* Zu der Sammlung haben fünf finnische Forscher Beiträge geliefert: Ralf Saxén, Rolf Nordenstreng, T. E. Karsten (bespricht einige germ. Lehnwörter im finnischen), Hugo Pipping und V. F. Hultman.

Bruno Sjöros.

Zeitschriften-Rundschau [1].

Zeitschrift für romanische Philologie, herausg. v. G. Gröber, XXVIII. Band (1904), 1 Heft:

In einem (dritten) Artikel über die Etymologie von frz. *trouver* findet Hugo Schuchardt Gelegenheit, einen kritischen Blick

[1] Indem wir jetzt diese Abteilung unseres Blattes wieder aufnehmen, wollen wir ausdrücklich unseren Lesern kundgeben, dass wir hiemit nur die Absicht haben, die jüngeren Neuphilologen und Lehrer der modernen Sprachen in Finland auf lesenswerte Artikel solcher Zeitschriften aufmerksam zu machen, welche in unserer Universitäts-Bibliotek, in der Bibliotek unseres germ.-rom. Seminars oder auch bei den Lehrern der modernen Philologie an unserer Universität ihnen zugänglich sind.



auf die ganze Etymologisierungsmethode der französischen Romanisten, deren Führer Gaston Paris gewesen ist, zu werfen (S. 50—55). Schuchardt meint, dass man in Frankreich allzu viel auf die »regelmässige» Lautentwicklung halte, ohne die semasiologische Seite des Etymologisierens hinlänglich zu beachten. Schuchardts Beurteilung ist denkwürdig, schiesst wohl aber im ganzen über das Ziel.

A. W.

Zeitschrift f. deutsches Altertum XLVII, 1—2:

Franck, Die Überlieferung des Hildebrandsliedes. (Ss. 1—56) (Prüft die Überlieferung eingehend. Dass Hl. wäre in Fulda von einem fremden Mönch abgeschrieben; das Original ingwäonisch, etwas südlich von der nd. Sprachgrenze entstanden). — Boer, Finnsage und Nibelungensage 125—160 (Die Finnburgepisode im Beowulf wird der Burgunderschlacht zur Seite gestellt; sie lässt eine ältere Stufe der Ns. vermuten. Hagen ist König, tötet seinen Schwager Siegfrid; er wird selbst von seinem Schwager [Etzel] eingeladen, treulos überfallen und ermordet; Kriemhilt beklagt ihn). — Paul Hagen, Untersuchungen über Kyot III (203—224) (Die Kyotfrage ist in den letzten Jahren lebhaft untersucht worden. Hagen kommt zum Schluss, dass Wolfram [oder sein Gewährsmann] eine lateinische Encyclopädie benutzt hat, die ein arabisches Buch verwertet hat. — Ob damit die Existenz Kyots erwiesen ist, scheint mir aber noch fraglich.)

Indogermanische Forschungen XV, Anzeiger 3:

J. Janko: Selbstanzeige einer in böhmischer Sprache verfassten Abhandlung über die germanischen Auslautsgesetze. (Ss. 246—271). Der Verf. vertritt die jetzt allgemein anerkannte Morentheorie. Er behandelt nur die langen (gestossenen und geschleiften) Vokale, und giebt eine detaillierte Übersicht seiner Resultate. Beachtung verdienen insbesondere die Behandlung der orthotonierten Einsilbler, und der auf Spirans ausgehenden Wörter.

J. P.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausg. v. O. Lyon, Jahrg 18 (1904), Heft 1:

K. Schladebach, Die Dresdener Pennälersprache (S. 56—62).

Ein Beitrag zur Erforschung der s. g. Standessprachen. Der Verf. verzeichnet und erklärt hier viele der wunderbaren Ausdrücke, Wortbildungen und Übertragungen, welche der Sprache der Schüler eigentümlich sind, beschränkt sich jedoch absichtlich nur auf

die Schulen in Dresden und Meissen. Das Wörterverzeichnis enthält recht schöne Kuriositäten und kann unseren Lehrern der deutschen Sprache vieles von Interesse bieten.

Heft 3, Sprechzimmer:

R. Hansen (S. 205—208) bespricht einige Ausdrücke, »über deren Richtigkeit sich streiten lässt». So verteidigt er u. a. »*Am Montag, den 18 Mai*» gegen Wustmann, der nur »*am Montag, dem 18 Mai*» zulässt. — *Erinnern = Sich etwas vorstellen*, dem holsteinschen Dialekt entnommen, empfiehlt er auch dem Schriftdeutschen, wo der Ausdruck sich immer mehr verbreitet, z. B. »»*ich erinnere den Vorgang noch*» = »*ich kann mir den Verlauf der Sache noch vorstellen*».

Die neueren Sprachen, herausg. v. W. Viëtor. Bd. XII, Heft 1. (April 1904):

W. Grote, Die Anredeform im Französischen, Englischen und Deutschen (S. 56—61.) »Unter Benutzung der Fachlitteratur» wird hier eine kurze, aber klare und sehr übersichtliche Darstellung vom Gebrauch der Anredeform der drei Sprachen mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung gegeben. Mehr als die Hälfte des Aufsatzes behandelt die Bedeutungsentwicklung und Anwendung der 3 Person als Anredeform im Deutschen *(er, Sie)* im Anschluss an Grimm, Blatz und Behaghel. Der Artikel ist interessant und lesenswert.

M. W.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1903—1904.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 30. Januar 1904, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 20 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Herbstsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1903 wurde verlesen und beschloss der Verein dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

§ 3.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Vorstand nebst einigen andern Mitgliedern des Vereins beschlossen habe, die Neuphilologischen Mitteilungen an eine grössere Anzahl verschiedener neuphilologischer und pädagogischer Zeitschriftsredaktionen im In- und Auslande zu senden um das Organ des Vereins dadurch bekannter zu machen.

§ 4.

Dr. *Wallensköld* leitete eine Diskussion über den Deutlichkeitstrieb als Faktor in der Sprachentwicklung ein. Diese Frage ist bis jetzt ziemlich wenig behandelt worden. Mehrere Sprachforscher scheinen freilich einen solchen Trieb vorauszusetzen; wenige sprechen sich aber darüber näher aus. Eine sehr klare, vielleicht die beste Definition des Deutlichkeitstriebes hat Dr. Uschakoff in seinem in den »Mémoires» T. I erschienenen Aufsatz gegeben. — Seinesteils bezweifelte Dr. Wallensköld die Existenz eines Deutlichkeitstriebes, wofür es keine absoluten Beweise giebt. Diesen Trieb hat man oft in den Fällen als Erklärungsmittel ergriffen, wo eine lautgesetzliche Entwicklung oder eine Analogiebildung ausgeschlossen ist. Es ist aber gar nicht nötig einen Deutlichkeitstrieb vorauszusetzen um die Sprachformen und Wörter, welche gegen die Lautgesetze und auch nicht durch Analogie entstanden sind, zu erklären. Es giebt auch andere Erklärungen für dieselben. So können die Unregelmässigkeiten durch Dialektmischungen und Einflüsse fremder Wörter entstanden sein. Oder auch können sie als Bildungen phonetischer Art betrachtet werden. So ist z. B. in der Imperf. form *rettete* das *e* vor der Endung *te* aus keinem Deutlichkeitstrieb eingeschoben um etwa das Imperfektum vom Präsens *rette* zu unterscheiden, sondern es ist nur als ein Stützevokal zu betrachten. Eine Form wie die von dem schwedischen Namen *Laguses* hat ein *e* zwischen den beiden *s* erhalten nur um die Aussprache des zweiten *s* zu erleichtern. Ein Beweis dafür ist eine Form wie *Ernstes* statt *Ernsts*, wo ja die Genetivendung *s* auch ohne Stützevokal deutlich genug hervortreten würde.

Könnte man wirklich von einem Deutlichkeitstrieb sprechen,

so müsste er eigentlich jedesmal wirken, wo eine Undeutlichkeit oder ein Zusammenfall von z. B. zwei Formen stattfinden würde. Dies ist aber nicht der Fall (vgl. z. B. *il porte — ils portent*).

Das Wort »Trieb» kam Dr. W. übrigens nicht als ein gut gewählter Ausdruck vor. In diesem Worte liege immer die Bedeutung von einer Vorstellung des Zieles der unwillkürlichen Handlung; die Veränderungen, von denen hier die Rede ist, sind aber doch unbewusst geschehen. In der Sprache kommt der Deutlichkeitstrieb nur als ein allgemeines Streben vor, sich so deutlich wie möglich ausdrücken zu wollen.

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. phil. Ernst Bengelsdorff und Stud. phil. Ernst von Wendt.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 20. Februar 1904, bei welcher Sitzung die Ehrenmitglieder die Professoren Donner und Gustafsson, der Ehrenpräsident prof. Söderhjelm, der Vorstand und 28 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilte mit, er habe dem Ehrenmitglied des Vereins, Professor *Estlander*, am 70-jährigen Geburtstag desselben ein Telegramm folgenden Inhalts geschickt:

Société néo-philologique félicite chaleureusement membre honoraire.

Président:

Wallensköld.

Der Vorsitzende verlas ein Schreiben von Professor Estlander, wo dieser seinen Dank für die Glückwünsche ausspricht.

§ 3.

Als Mitglieder des Jahresfestkomitées wurden gewählt: Frl. *E. Lindelöf* und *E. Lindfors*, Herren *Reims*, *Wasenius* und *v. Wendt*.

§ 4.

Die Diskussion über den Deutlichkeitstrieb wurde fortgesetzt.

Dr. *Uschakoff* bekam zuerst das Wort und stellte sich auf einen wesentlich anderen Standpunkt als Dr. Wallensköld. Er suchte den Deutlichkeitstrieb oder, wie er sich lieber ausdrückte, die Deutlichkeitstendenz psychologisch zu erklären und durch Beispiele zu beleuchten, wie man nach der Paralleltheorie sich den psycho-physiologischen Prozess, der beim Aussprechen eines Wortes oder Ausdruckes vorgeht, zu denken hat.

Als ein Beispiel führte Dr. U. die beiden Ausdrücke *die Strassen Berlins* und *die Strassen von Berlin* an, die für denselben Begriff neben einander existieren und welche verschiedene Zellen des Gehirns in Bewegung gesetzt haben und als zwei verschiedene auditive Vorstellungen fortleben. Wenn nun ein Ausdruck für den Begriff *die Strassen von Mainz* zum ersten Male gebildet werden soll, entsteht die Vorstellung, dass der Genetiv von Mainz nicht deutlich ausgedrückt werden kann und man zögert eine solche Form auszusprechen; gleichzeitig wird aber die Vorstellung vom Ausdrucke »die Strassen von Mainz» erweckt. Dieser Ausdruck enthält keine Undeutlichkeit; der physiologische Prozess kann dem psychologischen ohne Hindernis folgen und so kommt es, dass man der Deutlichkeit wegen immer den Ausdruck *die Strassen von Mainz* artikuliert.

Auf dem Gebiete der Syntax ist der Einfluss der Deutlichkeitstendenz grösser und auffallender als auf dem der Formenlehre. Einige Beispiele aus dem englischen und deutschen wurden angeführt. So wurden z. B. die Pluralformen *foxes* von *fox* und *dogs* von *dog* mit einander verglichen. Früher kam überall die Endung *-es* vor; also auch *doges*. Im 15. Jahrh. fiel *e* weg ausser nach *s*, *x* ohne dass man dies für ein Lautgesetz halten kann. Diese Veränderung trat zuerst bei der jüngeren Generation ein. Einige Zeit herrschten dann die beiden Formen *dogs* — *doges* neben einander. Später wurde *dogs* die einzige Form; *foxes* wurde aber immer beibehalten um den Plural hervortreten zu lassen.

Professor *Söderhjelm* wandte sich gegen Dr. *Wallensköld*, dessen Ansichten er als allzu radikal und theoretisch stempelte. Nach Dr. W. seien die Konklusionen, zu denen der Deutlichkeitstrieb führe, zu subjektiv. Aber auch die Analogien sind oft ebenso sehr hypothetisch und subjektiv. Der Deutlichkeitstrieb ist keineswegs, so wie Dr. W. behauptete, ein Notbehelf; viele hervorragende Sprachforscher sehen in verschiedenen Sprachformationen das Resultat seiner Wirkungen. Der Deutlichkeitstrieb ist ein psychologischer Faktor, der zweifellos eine Rolle in der Sprachentwicklung spielt. Prof. S. führte auch H. Pauls Definition über den Deutlichkeitstrieb an und stellte sich auf denselben Standpunkt wie dieser.

Lektor *Poirot* verhielt sich sehr skeptisch in Bezug auf den Einfluss, den man dem Deutlichkeitstrieb zuschreiben will. Das Wesen desselben ist noch sehr dunkel und unerforscht, so dass man darüber nichts bestimmtes sagen kann. Insofern stimmte er Dr. Wallensköld bei, dass man diesen Trieb oft unnötiger Weise als Erklärungsmittel ergriffen zu haben scheint auch in Fällen die nach den Lautgesetzen oder als Analogiebildungen erklärt werden können. Was die Veränderungen, die in der Sprachentwickelung vorgehn, betrifft, so glaubte Lektor P., dass man, um sie zu erklären, nicht vom einzelnen Individuum, sondern von der ganzen Sprachgemeinschaft auszugehen hat.

Prof. *Donner* sprach sich für die Annahme eines Deutlichkeitsstriebes aus und stellte ihn mit dem allgemeinen Streben nach Deutlichkeit, das in der Sprachentwickelung beobachtet werden kann, zusammen.

Prof. *Mandelstam* stimmte Dr. Wallensköld bei und auch Prof. *Gustafsson* war der Ansicht, dass kein Deutlichkeitstrieb existiere.

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Iza Aminoff.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1904 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 33 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Prof. *Mandelstam* hielt den Festvortrag über den deutschen Realismus in der französischen Literatur.

§ 2.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt Fräulein Stud. Hjördis Winter und Dr. J. Reuter.

§ 3.

Es folgte ein geselliges Beisammensein. Ein gemeinsames Souper wurde eingenommen, wobei Reden von dem Vorsitzenden, von Professor Söderhjelm und Professor Mandelstam gehalten wurden. Das Programm enthielt eine Festpublikation, ein Teaterstück, Musik und Deklamation.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 9. April 1904, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, Professor Söderhjelm, der Vorstand und 25 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

In der Abwesenheit des Schriftführers übernahm der Unterzeichnete das Führen des Protokolls.

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Der Vorstand teilte mit, dass der italienische Verein in Rom Societa Filologica Romana den Wunsch ausgedrückt habe, mit dem Neuphilologischen Verein in Austausch der Schriften zu treten. Der Vorschlag wurde vom Verein mit Vergnügen angenommen.

§ 4.

Professor Söderhjelm machte dem Verein den Vorschlag, einen 4. Teil der Mémoires zu veröffentlichen, der im Frühjahr 1905 fertig vorliegen sollte. Um die vorbereitenden Massregeln zu treffen, Beiträge zu sammeln u. s. w. sollte ein Kommité ernannt werden. Der Verein beschloss den Vorschlag Professor Söderhjelms anzunehmen und erwählte in das Kommitée den Vorstand und Professor Söderhjelm

§ 5.

Als Geschenk hatte der Verein von der Universitätsbibliotek in Upsala die an Professor Adolf Noreen an seinem 50-jährigen Geburtstage gewidmete Festschrift »Nordiska Studier» erhalten.

§ 6.

Lektor *Poirot* stattete Bericht über zwei französische Ausdrücke: *faire le veau* und *prendre la clef des champs*, die er als Reste alter agrarischer Bräuche ansah. (Vgl. Neuphil. Mitt. dieses Heft).

§ 7.

Professor *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die Entstehung der französischen Novelle.

In fidem:

Hugo Palander.

Eingesandte Literatur.

Aus dem Verlag der Aktiengesellschaft »*Helios*» in Helsingfors:

King Fjalar, A poem in five songs by *Johan Ludvig Runeberg*, rendered into english from the original swedish by *Anna*

Bohnhof, with an introduction by Bernhard Estlander, M. A. Helsingfors, 1904. XI + 70, mit einem Bildnis von J. L. Runeberg vom Jahre 1837.

Mitteilungen.

In der Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur Bd. 26, Heft 6—8 ist Dr. *Palanders* Aufsatz »Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert» von *Wilhelm Horn* besprochen worden.

Ferienkurse: 1) Die Alliance française zu Paris ordnet auch in diesem Sommer zwei Ferienkurse, während der Monate Juli und August, an. 2) Die von der Universität zu Grenoble angeordneten Ferienkurse dauern vier Monate, vom 1. Juli bis zum 31. Oktober. 3) An der Universität zu Lausanne finden ebensolche Kurse vom 19. Juli bis 27. August statt, ebenso 4) in Genève, wo die Kurse vom 16. Juli bis zum 28. August dauern. 5) Die Marburger Ferienkurse finden dieses Jahr im Juli und August statt. Nähere Auskunft über die Programme der Kurse giebt die Reddaktion dieses Blattes. — Auch von dem Programm der 11 Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes in Cöln am Rhein vom 25. bis 27. Mai 1904 kann bei der Redaktion Einsicht genommen werden.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5/6	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1904

Zur Deutung der Runeninschrift von Orléans.

Im Jahre 1824 hat ein französischer Forscher, M. Vergniaud Romagnési auf dem alten Friedhofe von Orléans eine sehr interessante Grabschrift gefunden. Sie war in lateinischer Sprache abgefasst und mit Runen geschrieben, und es geht aus ihr u. a. hervor, dass ein gewisser *Joannes Christianisati*, geboren in Södermanland, Bürger in Orléans, dem Kloster Bonneval ein Haus geschenkt hat. Sein Todesjahr wird angegeben, nur scheint es ungewiss, ob 1364 oder 1384 zu lesen ist. M. Vergniaud Romagnési hat seine schöne Entdeckung auch noch ergänzt, indem er aus den Schriften des Geschichtsschreibers Beauvais de Préau (1778) folgende Zeilen zitiert:

»Dans la vue et vis-à-vis l'Eglise de Ste Catherine est une maison appellée *la Maison du Chevalblanc*, qui fut donnée à l'abbaye de Bonneval le 12 mars 1364 par Jean Christianisati, bourgeois d'Orléans, et qui a servi d'hospice aux religieux de cette communauté jusqu'en 1552.»

Im Jahre 1885 hat M. Ch. Cuissard in den »Bulletins de la Société Dunoise» einen Aufsatz mit dem Titel: *Jean Christianisati, bienfaiteur de l'Abbaye de Bonneval (1384)* veröffentlicht. M. Cuissard teilt uns (nach V. Bigot, *Histoire de l'Abbaye de St. Florentin de Bonneval*) mit, dass die Gabe des in Orléans gestorbenen Schweden in einer Urkunde von 1375 erwähnt wird. Nur wird *Christianisati* hier *Lestretienne* genannt.





Von nordischen Gelehrten haben sich besonders Fr. Läffler und E. Brate für die Runeninschrift von Orléans interessiert. Ich kenne die Inschrift überhaupt nur durch einen Aufsatz von Läffler in »Stockholms Dagblad» (15. September 1901) und eine neuerdings von Brate veröffentlichte Untersuchung in »K. Vitterhets Historie o. Antiqv. Akad. Månadsblad» 1901, nr 349—360 S. 58 ff., wo auch ein orientierender Aufsatz von H. Schück abgedruckt wird.

Trotz des stark beschädigten Zustandes, in dem sich das Grabmal befand, als es von Vergniaud Romagnési untersucht wurde, ist es im Ganzen gelungen, die bewahrten Runen zu lesen, die Lücken auszufüllen und die Inschrift zu deuten. In einem wichtigen Punkte herrscht aber noch immer Zweifel. Wie ist der Name *Christianisati* zu verstehen?

Läffler, in »Stockholms Dagblad», meint, dass *Christianisati* für *Christianisatus* stehe und eine lateinische Übersetzung von *Christiansson* sei. Brate a. a. O. S. 64 wendet ein, dass *-satus* in der Bedeutung Sohn (Ovid: *satus Iapeto*) in einer mittelalterlichen Inschrift nicht zu erwarten sei. Dass der Name *Christianisati* in richtiger Form überliefert worden ist, hält Brate (S. 64), trotz der Beschädigung der zwei letzten Runen, für sicher, weil auch Beauvais de Préau, der vermutlich eine andere Quelle hatte, genau so schreibt. Brate schlägt nun vor, *Christiani* von *Sati* zu trennen. Jenen Namen findet B. in korrumpierter Form (*Lestretienne*) bei Cuissard (Bigot) wieder, dieser wird (nach Läffler) als ein Beiname (»der Versöhnliche») aufgefasst.

Keine der gegebenen Deutungen halte ich für richtig. Ich verstehe *Christianisati* als eine jüngere Schreibung für älteres *Christianizati.**) Dem lateinischen *Christianizatus* (der

---

*) Auf dem Taufbecken von Åkirkeby wird eine vom kürzeren *sól*-Typus wenig abweichende Rune als Zeichen für *z* angewandt. — Da der Runenritzer von Orléans hie und da auch lateinische Typen (besonders häufig *s*, vgl. Brate S. 65) gebraucht, könnte man die Rune *knésól* hier vielleicht als ein um 90° gedrehtes *z* auffassen. Aber de Préau's Schreibung *Christianisati* spricht für die Transskription mit *s*.



Getaufte) entsprach vollständig das afr. *Le cre[s]tienné,* welcher Name wohl hinter Bigot's Lesung *Lestretienne* steckt.

Diese meine Hypotese habe ich der Prüfung meines Freundes Wallensköld unterstellt. W. findet sie sehr plausibel und teilt mir eine Reihe von Tatsachen mit, die sie kräftig stützen. Das Zeitwort *christianizare* ist bei Tertullian belegt; die Schreibung mit *s* statt *z* erklärt sich leicht aus der schon damals herrschenden franz. Aussprache des *z* mit einfachem Konsonanten. Das von mir vermutete Zeitwort *cre[s]tienner* (taufen) ist im Afr. belegt, und da man *école*, *étable* sprach, aber *escole, estable* schrieb, macht weder das überschüssige noch das fehlende *s* in **Lescretienne* statt **Lecrestienne* Schwierigkeiten. Die Form *Lestretienne,* welche Bigot mitteilt, kann, wenn B. sie überhaupt richtig gelesen hat, eine Verschreibung für **Lescretienne* sein. Die Verwechselung von *c* und *t* kennen wir ja zur Genüge auch aus unseren nordischen Sprachdenkmälern derselben Zeit.

Im Ganzen stimmen also der lateinische und der französische Beiname des in Orléans begrabenen Schweden gut mit einander überein, nur haben wir im Lateinischen den Genitiv, im Französischen den als Nominativ gebrauchten Accusativ. Da die patronymicale Form des lateinischen Namens sich nach allbekannten Mustern fast von selbst einfinden musste, ist auf sie kein grosses Gewicht zu legen, und ich halte deshalb die französische Form für die ursprünglichere. Es bleibt aber noch ein Rätsel übrig. Wie kam es, dass ein Mann, der in der Blütezeit des Katolizismus lebte, den Namen »der Getaufte» führen konnte? Ein solcher Name konnte höchstens für einen getauften Juden als besonderes Kennzeichen gebraucht werden. Es fällt mir aber nicht ein, den etwa ums Jahr 1300 in Södermanland geborenen Johannes für einen getauften Juden zu halten. Meines Erachtens muss der Beiname, den er in Frankreich trug, auf volksetymologischer Umdeutung beruht haben.

Da Studenten in Orléans under den Errichtern des Grabmals genannt werden, ist es wohl sicher, dass Johannes als Student nach Orléans kam und also einen lateinischen Namen

führte. Ich glaube mit Läffler und Brate, dass er sich damals *Joannes Christiani (filius)* nannte. Als er später (vgl. Läfflers Darstellung) in den bürgerlichen Stand eintrat, wurde der Name *Christiani* von seiner wenig gelehrten Umgebung als *crestienné* aufgefasst, und er wurde nunmehr *Jean Lecres tïenné* geheissen. Selbst hat er sich wohl immer *Joannes Christiani* genannt oder wenigstens geschrieben, aber nach seinem Tode liess es sich nicht verhindern, dass der Name, den er im Volksmunde hatte, in den Vordergrund trat und sogar ins Lateinische übersetzt wurde.

Hugo Pipping.

Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Öhquist.

(Forts.)

Kap. VII.

a) Das unbetonte e in den Verbformen. Wie bei den Substantiven und Adjektiven schwankt auch bei den Verben vielfach der Sprachgebrauch zwischen Formen, wo ein unbetontes *e* der Endung oder des Stammes beibehalten ist, und Formen ohne *e*. Bei Besprechung der Kap. III und IV der Lindelöf-Öhquistschen Grammatik habe ich schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass die hierhergehörigen Angaben der Verf. betreffs der Substantive und Adjektive nicht immer ganz einwandsfrei sind [1]. Auch betreffs gewisser Verbformen, wo sich das nämliche Schwanken kundgibt, möchte ich in der Darstellung der Verf. Änderungen vorschlagen. Verbformen, wo der Sprachgebrauch zwischen Beibehaltung und Schwund des stammhaften, unbetonten *e* schwankt, habe ich schon anlässlich der Adjektivformen mit ähnlichen Stammverhältnissen kurz berührt (S. 40). Was das Endungs-*e* betrifft, will ich hier in folgenden Fällen die Angaben der Verf. einer näheren kritischen Beleuchtung unterwerfen, die in Anbetracht der unklaren und sich widersprechenden Be-

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 1904, S. 10 und 36—41.

hauptungen der Grammatiker betreffs dieser Fälle vielen Lesern willkommen sein dürfte.

f) *2:te Pers. Plur. des Präs. Ind., des Imperf. Ind. und des Imperativs.* In den Paradigmen der 2-ten Aufl. der grösseren Grammatik, wie auch in der 1-sten Aufl. dieser Grammatik sowie in der schwedischen und finnischen Ausgabe der kurzgefassten Grammatik, sind die hierhergehörigen Formen in folgender Weise angegeben: 1) Präs. Ind.: *ihr frag(e)t, ihr brech(e)t, ihr irret euch, ihr habt (gefragt, gebrochen u. s. w.);* 2) Imperf. Ind.: *ihr brachet, ihr war(e)t, ihr waret gewesen (geworden);* 3) Imperativ: *fraget, brechet, irr(e)t euch, habet* (hierzu kommen im Verzeichnis der starken Verben zahlreiche Imperativformen wie *befehlet, kommet,* sowie bei den unregelmässigen Verben *wisset).*

Wenn von der offenbaren Inkonsequenz: *ihr irret euch — irr(e)t euch,* im Vergleich mit den sonstigen Typen *ihr frag(e)t — fraget,* sowie von den einzelnen Formen *ihr habt, ihr war(e)t* abgesehen wird, empfehlen also die Verf. im Imperf. Ind. und im Imperativ schlechthin die Formen auf *-et,* lassen dagegen im Präs. Ind. den Gebrauch von Formen auf *-et* oder nur *-t* frei.

Bekanntlich herrscht bei allen Verben, die gleiche Stammverhältnisse wie die oben angeführten Verben aufweisen, ein bunter Wechsel von Formen der 2-ten Pers. Plur. mit und ohne *e.* Und zwar lässt sich die allgemeine Tendenz des Sprachgebrauchs kurz so angeben, dass in der ungezwungenen Umgangssprache die *e*-losen Formen entschieden bevorzugt werden, wenn nicht geradezu allein gebräuchlich sind, während die ursprünglicheren Formen auf *-et* vielfach in der Schriftsprache, besonders in gewählter Rede, zur Verwendung kommen. [1])

---

[1]) Vgl. *Sanders,* Hauptschwierigkeiten [16], S. 319 b und a: »In der heutigen Prosa ist im Allgemeinen die Form auf *-t* üblicher als auf *-et,* ohne dass doch diese unverkürzte Endung gemieden würde;» *Sütterlin,* S. 211: »Die *e*-Bildungen [d. h. die Formen der 2. und 3. Sg., 2. Pl. auf *-est, -et]* verwendet man nur in der Möglichkeitsform und in altertümlich gefärbter Rede: »*nun danket alle Gott*»; *Wustmann,* Sprachdummheiten [3], S. 61: »In



Was besonders das Vorhandensein eines Unterschieds in der Frequenz der zwei Endungen in den drei Tempora betrifft, findet sich bei einigen Grammatikern, wie Sanders in seinen Hauptschwierigkeiten [16], Engelien [3], Sütterlin, keine Andeutung, dass die Beibehaltung des *e* im Imperf. Ind. und Imperativ häufiger wäre als im Präs. Ind. — In den Paradigmen von Heyse-Lyon [25] sind dagegen von den fraglichen Doppelformen in der Regel die Formen auf *-et* beim Imperf. Ind. und Imperativ in erster Linie, beim Präs. Ind. aber in zweiter Linie oder in Parenthese angeführt. Nach Blatz [3] (I, S. 508), dessen Angaben freilich in den verschiedenen Regeln und Paradigmen nicht ganz gleichmässig sind, heisst es »in der Regel» *ihr singt; ihr spracht,* mit ausgeworfenem *e*, »kann» gebraucht werden; Imperativformen ohne *e*, wie *schreibt*, sollen nur selten vorkommen [1]). In Hjorths Paradigmen sind die entsprechenden Formen folgenderweise angegeben: *ihr stellt, wünscht, sprecht, hebt; ihr sprach(e)t, hob(e)t; stellt, wünscht, sprecht,* aber *heb(e)t;* in Calwagens Paradigmen (7-te Aufl.) finden sich folgende Formen: *ihr lobt (lobet), brech(e)t; ihr brachet; lobet (lobt), brechet.* (Löfgren [5] hat ausschliesslich Formen auf *-et).*

Um die tatsächliche Frequenz der Endungen *-t* und *-et* in den drei Tempora genauer festzustellen, müsste eine, verschiedene Schriften und Stilgattungen berücksichtigende, statistische Untersuchung vorgenommen werden.

Inbetracht der bestimmten Angaben von Heyse-Lyon und Blatz, deren Darstellung offenbar sowohl Lindelöf-Öhquists als Hjorths und Calwagens Standpunkt beeinflusst hat, ist

---

der zweiten Person der Mehrzahl wird das *e*, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland, schon längst nicht mehr gesprochen; also hat es auch keinen Sinn, es zu schreiben. Über Maueranschläge, wie: *Besuchet* Augsburg mit seinen althistorischen Sehenswürdigkeiten, lacht man in Leipzig schon wegen des altmodischen *et.* Nur bei der Abendmahlsfeier lässt man sich gern gefallen: *Nehmet* hin und *esset.*»

[1]) Sollte diese letzte auffällige Behauptung von Blatz etwa damit im Zusammenhang stehen, dass dieser Grammatiker aus Süddeutschland (Karlsruhe) ist? Vgl. Wustmanns in der vorhergehenden Anmerkung zitierte Äusserung.

wohl nicht zu bezweifeln, dass wenigstens in der Schriftsprache die Endung *-et* im Imperf. Ind. und Imperativ verhältnismässig häufiger verwendet wird als im Präs. Ind.; besonders gilt wohl dies das Imperf. Ind., dessen 2-te Pers. Plur. von vielen starken Verben in der Umgangssprache nicht recht geläufig sein dürfte. Es scheint mir aber fraglich, ob die Berücksichtigung dieses Unterschieds in einer Schulgrammatik zu empfehlen ist. Jedenfalls finde ich es irreleitend, wie Lindelöf-Öhquist gar nicht zu erwähnen, dass auch Formen wie Imperf. Ind. *ihr spracht,* Imperativ *sprecht* vorkommen.[1])

Entweder sollte man also bei allen drei Tempora in den Paradigmen Doppelformen auf *-t* und *-et* aufnehmen — dies finde ich besser als die Anwendung der verkürzten Bezeichnung *frag(e)t* u. s. w. —, oder, was ich entschieden vorziehen würde, überall nur Formen auf *-t* aufführen, aber in einer besonderen Anmerkung erwähnen, dass statt der Formen auf *-t* auch solche auf *-et* vorkommen. Diese letztere Anordnung hat u. a. den Vorteil, dass dadurch die Hauptendung der fraglichen Formen der 2-ten Pers. Plur. inbezug auf das unbetonte *e* den Endungen der 2-ten und 3-ten Pers. Sing. Präs. Ind. sowie den Endungen des Imperfekts und des Perf. Part. der schwachen Verben völlig gleichgestellt wird: als allgemeine Regel kann aufgestellt werden, dass die Endungen sämtlicher dieser Formen nur bei solchen Verben mit *e* anfangen, wo der Stammschluss dies erfordert.

2) *2-te Pers. Sing. des Imperativs.* Auch in der 2-ten Pers. Sing. des Imperativs der meisten Verben schwankt bekanntlich der Sprachgebrauch zwischen Formen mit und ohne Endungs-*e*, wobei, ganz wie in den unter 1) behandelten Formen, als allgemeine Regel gilt, dass die *e*-losen Formen be-

[1]) Zu bemerken ist, dass in den unter dem gemeinsamen Titel »Unterhaltungen in der Schule» in Öhquists »Deutsche Prosa und Dichtung» aufgenommenen Lesestücken, die gerade für den Anfänger bestimmt sind, durchweg Imperativformen auf *-t* vorkommen *(setzt euch; nehmt eure Bücher vor*, u. s. w.)



sonders in der Umgangssprache üblich sind. Doch ist bei starken Verben, wo in der 2-ten Pers. Sing. des Imperativs ein Wechsel des Stammvokals vorkommt *(miss, lies)*, sowie bei *sein* (Imperat. *sei)* nur die endungslose Form zulässig [1]); bei gewissen schwachen Verben in der Regel nur die Form auf *-e*. [2])

Im Mittelhochdeutschen bestand bezüglich der 2-ten Pers. Sing. des Imperativs ein Unterschied zwischen den schwachen und den starken Verben, indem in der Regel die ersteren *-e*, die letzteren keine Endung hatten Im jetzigen Sprachgebrauch scheint sich dieser Unterschied, von Formen wie *miss, lies* abgesehen, zum guten Teil ausgeglichen zu haben, was freilich von den meisten Grammatikern nicht anerkannt wird. Doch sind noch jetzt von einigen, meistens sehr gewöhnlichen starken Verben die endungslosen Formen gebräuchlicher als die Formen auf *-e*, während bei den meisten sowohl schwachen als starken Verben, wo Doppelformen möglich sind, die Formen auf *-e* in der gewählten Sprache vorgezogen werden, und bei vielen von diesen Verben die endungslosen Formen sogar nachlässig klingen.

Ich finde es under solchen Umständen am richtigsten, dass die Paradigmen der Schulgrammatik sowohl bei den schwachen als den starken Verben an erster Stelle die Formen auf *-e* empfehlen, daneben aber auch die endungslosen Formen aufnehmen.

Lindelöf-Öhquist geben in ihrem Paradigma der schwachen Verben als 2-te Pers. Sing. des Imperativs von *fragen* die Doppelform *frag(e)*. Als Paradigma der starken Verben kommt nur *brechen* (Imper. *brich)* vor, was den Schülern zunächst die Auffassung beibringen könnte, dass bei diesen Verben die 2-te Pers. Sing. des Imperativs immer endungs-

[1]) Eine Ausnahme bildet die erstarrte Form *siehe* (in Hinweisen und als Interjektion).

[2]) So heisst es in Prosa wohl immer: *'tadle, widme, rechne, wandere* oder *wandre* (aber im Verse: *wandr' in Frieden);* und regelrecht: *arbeite, antworte, entschuldige* u. dergl. (man bemerke, dass in den leztgenannten Verben die letzte Stammsilbe unbetont ist).

los ist. In dem nachstehenden Verzeichnis der starken Verben werden aber dann eine Menge von Imperativformen aufgezählt, wovon die meisten nur mit *-e* geschrieben sind (*greife*, *laufe*, *haue*, *speie* u. s. w.). Von Imperativformen ohne Wechsel des Stammvokals lassen die Verf. nur folgende eine Ausnahme davon bilden: *geh(e)*, *steh(e)*, *heiss*, *lass*, *komm*, *tu*. Diese Angaben des Verzeichnisses erscheinen mir jedenfalls etwas willkürlich, wenn ich auch gern zugebe, dass eine befriedigende Anordnung Schwierigkeiten bietet. [1])

3) *Das Endungs-e bei Verben mit gewissen Stammausgängen.* Statt der Hauptendungen *-st*, *-t*, *-te* (*-test*, *-tet*, *-ten*) werden gewöhnlich die längeren Endungen *-est*, *-et* usw. gebraucht bei Verben mit solchen Stammausgängen, wo bei Anwendung der kürzeren Endungen entweder in der Sprache nicht vorkommende oder jedenfalls harte Konsonantenverbindungen entständen (*du begegnest*, *er widmete*; *du bindest*, *wartest*), oder auch der auslautende Stammkonsonant mit dem *s*, *t* der Endung verschmelzen würde (*du lasest*, *schlossest*; *er bindet*, *reitet*, *redete*).

A. In der gegenwärtigen nicht gebundenen Schriftsprache wird, was die mit *t* anfangenden Endungen betrifft, in diesen Fällen das Endungs-*e* regelrecht beibehalten. Eine Ausnahme bilden nur die Formen mit *d*, *t* im Stammauslaut, wo ein Wechsel des Stammvokals im Vergleich mit den zunächst stehenden Formen desselben Verbums vorkommt; in solchen Formen fehlt das Endungs-*e* immer: *er rät* neben *ich*

[1]) Man vergleiche hiermit die entsprechenden Angaben in Dudens Orthogr. Wörterbuch (9-te Aufl.) sowie in Hjorths Grammatik. Bei Duden sind von den Imperativformen der starken Verben ohne Wechsel des Stammvokals folgende als nur endungslos angegeben: *geh*, *hau*, *komm*, *lass*, *lauf*, *spei*; folgende sind nur mit der Endung *-e* angeführt: *bitte*, *errate* (aber *rat(e)*, *gerat(e)*), *finde*, *winde* (aber *bind(e)*), *genese*, *schwäre* (neben *schwier)*, *sitze*; bei allen übrigen starken Verben ohne Vokalwechsel sind doppelte Imperativformen angegeben. — Nach Hjorth kommt keine Endung vor in: *hau*, *komm*, *lass*, *spei*, *tu*; bei den übrigen starken Verben ohne Vokalwechsel, deren Imperativformen überhaupt in seinem Verzeichnis vorkommen, sind Doppelformen angegeben.



rate usw., *er lädt*, *ficht*, *gilt*, *birst; ich sandte* neben *ich sende* usw. Hier hat also der *t*-Laut in der psychophysiologischen Organisation des Redenden und des Hörenden die gemischte Funktion eines Stamm- und Endungselements. Es ist, als ob es der Sprache bei z. B. *ich sandte* nicht in so hohem Grade wie bei *ich sendete* daran liegen sollte, den Stammauslaut und die Endung zu sondern, da einmal in *ich sandte* im Vergleich mit *senden, ich sende* usw. die Einheitlichkeit des Stammes durch den Wechsel des Stammvokals beeinträchtigt ist. [1])

B. Betreffs der Endung der 2-ten Pers. Sing. bei Verben mit den oben genannten Stammausgängen hat sich in der gewöhnlichen nicht gebundenen Schriftsprache ein bestimmter Gebrauch in folgenden Fällen ausgebildet:

a) In der 2-ten Pers. Sing. des Präs. Ind. bleibt das *e* stets in Fällen wie *du öffnest, begegnest*, *widmest*, *leistest;* sowie regelmässig in Formen von schwachen und starken Verben, deren Stamm auf *d*, *t* ausgeht und im Präs. Ind. keinen Vokalwechsel aufweist: *du redest, bindest, bittest*, *sichtest, haftest, waltest, wartest;* [2])

b) Im Imperf. Ind. der starken Verben, deren Stamm auf *s*-, (tönendes) *z*- oder *sch*-Laut ausgeht, bleibt das *e* regelmässig erhalten: *du assest, lasest*, *wuschest;* [3])

c) Bei den unter A) berührten starken Verben mit dem Stammausgang *d, t* und Wechsel des Stammvokals, wo also

---

[1]) In der älteren Sprache, bei Wiedergabe. der Volkssprache, sowie nach *Engelien*, S. 201 in der lebendigen Rede werden solche zusammengezogenen Formen auch bei Verben ohne Wechsel des Stammvokals oft gebraucht; bisweilen ebenfalls im Verse: »Das neue Haus ist aufgericht» (Uhland). Vgl. *Blatz*, I S. 530.

[2]) *Sanders*, Hauptschwierigkeiten S. 319a meint, dass Verkürzungen wie *du redst, bittst* »sich noch vereinzelt finden, aber im Allgemeinen als hart mit Recht gemieden werden». — Wenn *Sütterlin*, S. 62 unter Fällen, wo ein Schwanken zwischen Formen mit und ohne *e* vorkommt, auch *du reit(e)st, find(e)st* aufführt, so dürfte diese Angabe für die gewöhnliche nicht gebundene Litteratursprache irreleitend sein.

[3]) Vgl. *Sanders*, S. 319a: »Formen wie *du last* finden sich nur vereinzelt und sind jedenfalls harte Verkürzungen»; *Duden*, S. XVII: »die abgekürzte Form *du asst* usw. ist zu vermeiden, weil eben das *e* der Endung im



in der 3-ten Pers. Sing. des Präs. Ind. *e* fehlt und zugleich eine Zusammenziehung des Stammauslauts und des Endungs-*t* stattfindet, fehlt auch in der 2-ten Pers. Sing. desselben Tempus das *e* immer: *du rätst* (vgl. *er rät*), *lädst*, *fichtst*, *giltst*, *birst* (in der letzten Form vertritt die Lautgruppe *st* zugleich den Stammauslaut und die Endung).

In folgenden Fällen herrscht dagegen Schwanken zwischen *-est* und *-st:*

d) in Präs.-Ind.-Formen von schwachen und starken Verben, deren Stamm auf *s*-, *z*- oder *sch*-Laut ausgeht, und wo in der 2-ten und 3-ten Pers. Sing. des Präs. Ind. kein Wechsel des Stammvokals vorkommt: *du hassest* oder *hasst, du heiss(es)t, preis(es)t, sitz(es)t, forsch(e)st;* [1])

e) in Präs.-Ind.-Formen von starken Verben mit demselben Stammauslaut wie die unter d) genannten Verben, wo aber in der 2-ten und 3-ten Pers. Sing. des Präs. Ind. ein Wechsel des Stammvokals vorkommt: *du lässest* oder *lässt, lies(es)t, wäsch(e)st;*

f) in Imperf.-Ind.-Formen von starken Verben mit dem Stammauslaut *d* oder *t: du bandest* oder *bandst*, *du bat(e)st*, *focht(e)st*, *hielt(e)st.* [2])

Betreffs der unter a), c) und f) erwähnten Verben mit dem Stammauslaut *d* oder *t* ist zu bemerken, dass die Konsonantenverbindungen *tst, chtst, ftst, ltst*, *ntst, rtst* zwar als hart empfunden werden — aus diesem Grunde heisst es in der Regel *der weiteste*, *bunteste*, *schwärzeste* — aber jedenfalls der deutschen Sprache durchaus nicht fremd sind (vgl.

Imperfectum in der Regel nicht ausfällt, es sei denn, dass man etwa mit Absicht den Ton der niedern Volkssprache, z. B. in einer Posse oder in einem komischen Gedicht niederer Gattung, wiedergeben will».

[1]) Die Schulorthographie von 1880 schrieb: *du forscht,* die Reichsorthographie von 1902 schreibt: *du forschst.* In der Aussprache verschmelzen entweder der Stammauslaut und das *s* der Endung, wobei nur *sch*-Laut gehört wird, oder auch wird der *s*-Laut beibehalten, wodurch die harte Verbindung *schst* entsteht. Vgl. *der charakteristischte* (Orthogr. v. 1880) oder *-ischste* (1902).

[2]) Von *bersten* kommt nur die Form *barstest*, von *werden* nur die Form *wardst* vor (aber *wurdest* immer mit *e*).

ietzt, Arzt, der glänzendste). Besonders werden diese Verbindungen in Verbformen, deren Endung mit *t* anfängt, geduldet; es heisst z. B. *er hetzt, hetzte, ächzt, seufzt, wälzt, glänzt, schmerzt,* und nicht etwa *er hetzet* usw. Nur die Verbindungen *stst, schtst* kommen wohl nicht vor (es heisst immer *du leistest, der ernsteste, am erfrischtesten).*

Es ist also nicht zu wundern, dass die unter c) angeführten Präsensformen der 2-ten Pers. Sing. (du *rätst* usw.), denen Formen der 3-ten Pers. Sing. ohne *e* entsprechen, und wo ein Wechsel des Stammvokals vorkommt, ihr Endungs-*e* eingebüsst haben. Und gleichfalls ist es sehr natürlich, dass in den unter f) erwähnten Fällen neben Imperfektformen mit erhaltenem *e* auch *e*-lose Formen *(du bandst, batst)* im guten Sprachgebrauch Eingang gefunden haben — Duden verzeichnet in seinem orthogr. Wörterbuch regelmässig beide Arten von Formen —, obgleich die ersteren Formen nach Sanders, S. 319a »entschieden häufiger und besser» sind als die Formen ohne *e.* — Wenn bei den unter a) berührten Präsensformen *(du bindest, bittest)* sich im Vergleich mit den Imperfektformen ein Unterschied bemerkbar macht, indem die ersteren Formen regelmässig das Endungs-*e* beibehalten, so ist dies wohl dem analogischen Einfluss der 3:ten Person desselben Tempus *(er bindet* usw.) zuzuschreiben, wo das *e* ebenfalls erhalten ist (vgl. Sütterlin, S. 62).

Was diejenigen Formen der 2-ten Pers. Sing. betrifft, deren Stamm auf einen Zischlaut ausgeht, so erkennen die meisten Grammatiker die Zulässigkeit der unter d) und e) erwähnten verkürzten Formen, die nach Sütterlin, S. 211 »vor allem anstandslos in der Umgangssprache» vorkommen. Blatz bezeichnet die unverkürzten Formen als die gewöhnlicheren, und Duden, S. XVII, meint, dass sie »in der edlern Sprache entschieden den Vorrang behaupten», aber verzeichnet, in Übereinstimmung mit dem offiziellen Regelbuch für die deutsche Rechtschreibung (neue Bearbeitung 1902), in seinem orthogr. Wörterbuch beide Arten von Formen. Von Wustmann werden die Formen mit *e* in erster Linie empfohlen; Mathias sagt, sie seien »bevorzugt». Nur Heyse-Lyon,

S. 316, gehen so weit, dass sie diese Formen ausschliesslich empfehlen. [1])

Sanders und Sütterlin machen nun aber bezüglich der Erhaltung des Endungs-*e* einen Unterschied zwischen den Gruppen d) und e). Nach Sanders, S. 319 a ist bei Verben, wo die 2-te Pers. Sing. des Präs. Ind. einen anderen Vokal als die 1-ste Pers. Sing. hat, das Ausstossen des *e* »jetzt schon bei Weitem überwiegend», wogegen er Formen wie *du hasst, forsch(s)t* den Bildungen *bindst, bittst* gleichstellt, indem er von allen meint, dass sie »im Allgemeinen als hart mit Recht gemieden werden».

Ohne so weit als Sanders zu gehen, finde ich es sehr möglich, dass der beste, dem Fremden empfehlenswerte Sprachgebrauch die Tendenz hat, einerseits *ich hasse, du hassest, ich weise, du weisest, ich forsche, du forschest,* andererseits aber *ich lasse, du lässt, ich lese, du liest, ich wasche, du wäsch(s)t* zu bevorzugen. Durch eine solche Entscheidung in den fraglichen schwankenden Fällen würden die auf einen Zischlaut ausgehenden Stämme den auf *d, t* ausgehenden völlig gleichgestellt werden (vgl. *bade, badest, badet,* aber *rate, rätst, rät).* Und wenn wir für das Imperf. Ind. als Normalformen du *wiesest* [2]), *bandest* ansetzen, können wir für alle unter a)—f) behandelten Fälle die einfache Regel aufstellen, dass *e* hier beibehalten wird, wenn kein Wechsel des Stammvokals vorhanden ist, aber bei Wechsel des Stammvokals ausfällt.

C. Lindelöf-Öhquist behandeln in ihrer Grammatik die Frage von der Anwendung der längeren, mit *e* anfangenden Endungen in der Anm. 1 zu der Konjugation der

---

[1]) Von den unregelmässigen Verben *müssen* und *wissen* kommen nur *du musst, weisst* vor; auch im Ahd. und Mhd. fehlte hier das *e* (die Endung war *-t).*

[2]) Dass in der guten Sprache *e* in der Imperfektform *du wiesest* beibehalten wird, während die verkürzte Präsensform *du weist* nichts Anstössiges hat, dürfte damit zusammenhängen, dass in der 2-ten Pers. Sing. und Plur. des Imperf. Ind. das Auswerfen des Endungs-*e* vom Sprachgebrauch nicht so entschieden gefordert wird als im Präs. Ind.: *ihr sanget* statt *sangt* ist verhältnismässig gewöhnlicher als *ihr singet* statt *singt; du hobest* statt *hobst* in Prosa nicht so selten wie *du hebest* statt *hebst.*



schwachen Verben. Es heisst da, dass »*-est, -ete, -et* etc. gebraucht werden, wenn der Stamm des Verbums auf *d, t* oder auf *m, n* mit vorangehendem anderem Konsonanten endigt». Diese Regel ist für Schulzwecke ziemlich kompliziert und doch nicht genau (vgl. *er qualmt, lärmt, lernt).* Ich habe es beim Unterricht am geeignetsten gefunden, hier, wie auch bei den Superlativformen, den Schülern nur die allgemeine Regel zu geben, dass die längeren Endungen verwendet werden, wenn die Aussprache dies erfordert; durch praktische Demonstration an einigen hierhergehörigen Beispielen mache ich es zugleich den Schülern klar, dass bei Anwendung der gewöhnlichen Endungen entweder die Aussprache sehr hart würde, oder der Stammauslaut und das *s, t* der Endung mit einander verschmelzen würden. Durch eine solche Formulierung der Regel wird sie den Schülern mehr als ein toter Buchstabe. — Da weiter in dieser Beziehung dieselben Gesichtspunkte sowohl für die schwachen als die starken Verben gelten, so müsste die Regel nicht, wie bei den Verf., bloss bei den schwachen Verben aufgenommen sein.

Was die oben unter d) und f) angeführten schwankenden Fälle bedrifft, so geht aus den Biegungsbeispielen der Verf. nicht direkt hervor, wie sie sich zu dem Falle f) *(du batest* oder *batst)* verhalten. Bezüglich des Falles d) empfehlen sie sowohl für die schwachen als die starken Verben, was ja zu billigen ist, die längeren Formen: *du reisest, forschest, heissest, schiessest, weisest* usw. Da aber, wie oben näher ausgeführt, Formen wie *du reist* allgemein vorkommen und sogar vom offiziellen Regelbuch für die deutsche Rechtschreibung sanktioniert sind, gehen die Verf. zu weit, wenn sie in der Anm. 1 zu den schwachen Verben sagen, »*-est* müsse verwendet werden, wenn ein Zischlaut vorangeht»; ich hätte lieber gesagt, dass *-est* in diesem Falle gewöhnlich gebraucht wird, und hätte wohl noch hinzugefügt, dass daneben auch die verkürzten Formen vorkommen.

Bei den meisten starken Verben, wo in der 2-ten Pers. Sing. des Präs. Ind. ein Wechsel des Stammvokals vorhanden ist (der obige Fall e), verzeichnen die Verf. bloss die Formen

mit *e: du issest, liesest, bläsest, lässest, stössest, erlischest, wäschest;* bei zwei Verben, *dreschen* und *wachsen*, nur die Formen *du drischt, wächst;* bei *schmelzen* sowohl *du schmilzest* als *schmilzt*. Ich weiss nicht, ob die Verf. damit sagen wollen, dass gerade bei diesen drei Verben, und bloss bei diesen, die verkürzten Formen sich eines überwiegenden oder besonders häufigen Gebrauchs erfreuen; bei anderen Grammatikern und in den Wörterbüchern habe ich dies nicht bestätigt gefunden. Eine gleichmässige Behandlung aller hierhergehörigen Verben wäre ohne Zweifel das Zunächstliegende, sei es, dass überall Doppelformen, nur *e*-lose Formen oder nur Formen mit *e* aufgenommen werden; das letzte scheint mir, aus den schon oben angeführten Gründen, am wenigsten empfehlenswert.

4) Ausser in den S. 97—107 behandelten Verbformen herrscht noch in anderen Fällen Schwanken zwischen Erhaltung und Ausfall des Endungs-*e*. So werden z. B. neben Formen mit *e*, wie *sehen, blühen* (Inf. und Präs. Ind. 1. u. 3. Pl.), *geschrieen, du gebest, du gäbest, ich habe (geschrieben), finde ich, gäbe ich, sagte er*, in der Umgangssprache und im Verse häufig die entsprechenden *e*-losen Formen gebraucht; statt *du fliehst, er sät* heisst es in der Schriftsprache oft *du fliehest, er säet;* statt du *hörst, (ich habe) geliebt* im Verse und in altertümlich gefärbter Rede vielfach *hörest, geliebet* (vgl. besonders Sanders, S. 316—20 u. 154).

Auf solche von den typischen Formen abweichenden Bildungen hat eine kurzgefasste Schulgrammatik natürlich keine Rücksicht zu nehmen, sondern darf es dem Lehrer überlassen, bei ihrem etwaigen Vorkommen in den Texten die Schüler auf sie aufmerksam zu machen. Ich würde daher auch nicht, wie Lindelöf-Öhquist, bei dem einen Verbum *sein* die Doppelform *wär(e)st* aufnehmen; das Erwähnen von *seist* neben *seiest* mag lieber am Platze sein, da auch die entsprechenden Formen der 1-sten und 3-ten Pers. Sing. ausnahmsweise das *e* entbehren.

---

b) Starke Verben. Bezüglich der in die Schulgrammatik aufzunehmenden Regeln über die starke Verbalflexion bin ich nicht ganz derselben Auffassung wie die Verf., indem meines Erachtens eine eingehendere Darstellung des Wechsels des Stammvokals im Präs. Ind. 2. u. 3. Sg., im Imperativ 2. Sg. sowie im Imperf. Konj. wünschenswert wäre, als die von den Verf. im § 176 gegebene; lieber mögen gewisse Einzelheiten in der Darstellung der Substantivflexion ausgelassen werden. An der in den Schulgrammatiken üblichen und auch von den Verf. befolgten Anordnung der Verzeichnisse über die starken Verben möchte ich ebenfalls gewisse Änderungen vorschlagen, die teils eine systematische Gruppierung statt der alphabetischen Reihenfolge innerhalb jeder der 10 Hauptklassen, teils die Beförderung des praktischen Erlernens der starken Verben durch den Verzeichnissen beigefügte geeignete kurze Übungssätze bezwecken. Ich beschränke mich hier auf diese Andeutungen; vielleicht werde ich in einem anderen Zusammenhang Gelegenheit finden, auf diese Fragen näher einzugehen.

c) In dem sonst verdienstvollen Abschnitte über den Gebrauch von *haben* und *sein* fehlen im § 163 Beispiele von intransitiven Verben, die mit *haben* konstruiert werden. — In den § 164 hat sich aus Versehen folgendes Beispiel eingeschlichen: »Der jüngste Sohn *ist* an demselben Tage *geboren*, wo sein Vater gestorben ist». Da *gebären* ein transitives Verbum ist, ist die Konstruktion *er ist geboren* nicht etwa dem Ausdruck *er ist gestorben* gleichzustellen, sondern hat passive Bedeutung.

d) Indem die Verf. »unregelmässige Konjugation» und »modale Hilfsverben» als zwei gleichgestellte Abschnitte auf einander folgen lassen, werden die letzteren nicht den ersteren zugezählt und zugleich von dem in flexivischer Hinsicht mit denselben zusammengehörigen Verbum *wissen* losgerissen.

e) Zusammengesetzte Verben. Die pädagogische Erfahrung zeigt, dass bei der systematischen Darstellung der Lehre von den zusammengesezten Verben, die ja den Schülern erhebliche Schwierigkeiten bereitet, es von Gewicht ist,

dass die Hauptfälle scharf hervorgehoben und deren klares Verständnis nicht durch gleichzeitige Behandlung der Nebenfälle verdunkelt werde. Verben, die mit Substantiven und Adjektiven zusammengesetzt sind, spielen, praktisch genommen, eine sehr unbedeutende Rolle; überdies sind die Prinzipien, nach denen diese Verben trennbare oder untrennbare Zusammensetzung haben, verhältnismässig abstrakter Natur und teilweise ziemlich unklar (man versuche z. B. das untrennbare Verbum *wahrsagen* und das trennbare *wahrnehmen* mit den von den Verf. gegebenen Regeln in Übereinstimmung zu bringen).

Ich würde es daher in einer Schulgrammatik vorziehen, die mit Substantiven und Adjektiven zusammengesetzten Verben nur nebensächlich in einer Anmerkung zu behandeln — dabei könnten füglich die nahestehenden Zusammensetzungen mit *voll-* zugleich aufgenommen werden —, und das Hauptgewicht auf die mit Adverbien (inkl. adverbiell gebrauchten Präpositionen) zusammengesetzten Verben legen. Zu bemerken ist noch, dass bei allen mit Adverbien zusammengesetzten Verben die Art der Zusammensetzung konstant mit der Lage des Akzents zusammenhängt, was bei den mit Substantiven und Adjektiven zusammengesetzten Verben nicht der Fall ist (*wahrsagen* usw. untrennbar, obgleich das Bestimmungswort betont ist).

Da von den in der Verbalkomposition vorkommenden unselbständigen Präfixen im § 197 *be-*, *emp-*, *ent-*, *ver-*, *zer-* aufgezählt werden, könnten auch die zwei übrigen *er-* und *ge-* hinzugefügt werden; die Zusammensetzungen mit *miss-* sind im § 205 erwähnt.

f) Im § 220, der von Konstruktionen wie *ich hätte es tun können* handelt, geben die Verf. kein Beispiel, woraus die eigentümliche Wortstellung ersichtlich wäre, die bei solchen Konstruktionen im Nebensatze vorkommt (*wenn ich es gestern hätte tun können);* diese Wortstellung wird erst im Kapitel über die Wortfolge (§ 337) behandelt. Vielleicht wäre ein Eingehen darauf schon im § 220 am Platze gewesen; jedenfalls sollte der Lehrer die beiden Paragraphen in einem Zusammenhange durchnehmen.

An den im § 337 gegebenen drei Beispielen ist auszusetzen, dass in keinem derselben der Infinitiv des Hauptverbums durch Bestimmungen ausgebildet ist; die Bestimmung der Regel, dass die finite Form des Hilfsverbums unmittelbar vor den Infinitiven steht, wird also durch die Beispiele nicht beleuchtet.

g) Konjunktiv. Die Lehre von der Anwendung des Konjunktivs haben die Verf. in sehr eingehender Weise behandelt; der betreffende Abschnitt umfasst, die Beispiele inbegriffen, nicht weniger als 15 Seiten. In den meisten Fällen wird wohl der Lehrer unserer Lyzeen nicht Zeit finden, diesen überhaupt sehr gelungenen Abschnitt mit seinen Schülern vollständig durchzunehmen. Ein Teil der zahlreichen Beispiele kann auch ohne Schwierigkeit unberücksichtigt gelassen werden, und weiter kann u. a. der grösste Teil des Abschnittes über den Konjunktiv in der indirekten Rede übergangen oder flüchtiger behandelt werden, nämlich die verhältnismässig selten vorkommenden Fälle, wo in der entsprechenden direkten Rede nicht eine Indikativform, sondern eine Konjunktiv- oder Imperativform vorkommt.

Die Verf. zählen, im Anschluss an Blatz, auch Fälle wie »*Gott helfe dir!*», »*lang' lebe der König!*» zum imperativen Konjunktiv, geben jedoch in einer Anmerkung zu, dass »der imperative Konjunktiv oft eher einen Wunsch als einen Befehl ausdrückt». Ich finde es selbstverständlich, dass, da durch die angeführten Beispiele ein Wunsch und kein Befehl ausgedrückt wird, sie als Fälle des optativen Konjunktivs zu bezeichnen sind (vgl. auch die in den lateinischen Schulgrammatiken übliche Terminologie). Bei dem optativen Konjunktiv sind also drei Tempora möglich: 1) das Präsens (der Sprechende bezweifelt nicht, dass die Erfüllung des Wunsches möglich ist); 2) das Imperfektum (der Sprechende betrachtet die Erfüllung des Wunsches als unmöglich, wenn derselbe sich auf die Gegenwart bezieht, z. B. »*wäre er doch jetzt hier!*», oder, auf die Zukunft bezogen, als unwahrscheinlich, z. B. »*wenn es doch bald fröre!*»; 3) das Plusquamperfektum (der Wunsch bezieht sich auf die Vergangen-

heit, und das Gegenteil von dem Erwünschten ist schon eingetroffen, z. B. »*wäre er doch gestern hier gewesen*» *!*).

Beim konditional-konzessiven Konjunktiv geben die Verf. nur Beispiele von dem Typus: »und fülltest du mir auch alle Taschen mit Gold, ich würde doch auf deinen Vorschlag nicht eingehen»; ich vermisse die Angabe, dass der Nebensatz auch durch *wenn* . . . *auch* eingeleitet werden kann.

Überhaupt sollte der Lehrer nicht versäumen, bei der Behandlung der verschiedenen Gebrauchsweisen des Konjunktivs als Hauptregel zu betonen, dass in den meisten Fällen der deutsche Sprachgebrauch in bezug auf das anzuwendende Tempus sowie das umschreibende modale Hilfsverbum mit dem schwedischen Sprachgebrauch vollständig übereinstimmt. Hierdurch wird dem schwedisch redenden Schüler ein Gesichtspunkt gegeben, der ihm die beste Handhabe dazu bietet, sich auf diesem scheinbar verwickelten Gebiet zurechtzufinden. Es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn die Verf. eine darauf bezügliche Bemerkung aufgenommen hätten.

h) Im § 248 erwähnen die Verf. unter Konstruktionen, die als Ersatz der fehlenden 1-ten Pers. Plur. des Imperativs dienen,. die Typen »*gehen wir!*», »*lass uns gehen!*», »*lasst uns gehen!*«, aber nicht: »*lassen Sie uns gehen!*».

Kap. VIII.

Der Unterschied zwischen den mit *her-* und *hin-* zusammengesetzten Ortsadverbien wird in den Grammatiken gewöhnlich so angegeben, dass *her-* die Richtung auf den Sprechenden zu, *hin-* die Richtung von dem Sprechenden weg bezeichnet; auch bei Lindelöf-Öhquist findet sich eine solche Formulierung. Diese Regel ist aber nicht auf Fälle anwendbar, wo von Ereignissen die Rede ist, bei denen der Sprechende nicht anwesend ist oder gewesen ist. Um auch diese Fälle zu umfassen, müsste die Regel etwa folgende Formulierung bekommen: Zusammensetzungen mit *her-* bezeichnen die Richtung auf den Standpunkt zu, von dem aus der Sprechende die Bewegung betrachtet; Zusammensetzungen mit *hin-* bezeichnen die Richtung von diesem Standpunkte weg. Auch

könnte mit Blatz, I S. 598, gesagt werden, dass *her-* eine Bewegung nach dem Orte bezeichnet, wo der Sprechende »in Wirklichkeit oder in seinen Gedanken verweilt», *hin-* eine Bewegung von diesem Orte weg. Durch geeignete Beispiele und Erklärungen müssten diese Formulierungen dann den Schülern fasslich gemacht werden. In einer zusammenhängenden Erzählung bezeichnet *her-* in der Regel eine Bewegung nach dem Orte, wo der zunächst vorher erwähnte Vorgang stattgefunden hat, *hin-* eine Bewegung in der entgegengesetzten Richtung.

Im § 291, wo von dem Unterschied in der Bedeutung der Adverbien *da, dann, damals* (alle schwed. »då») die Rede ist, könnte vielleicht auch *denn* in der Bedeutung »då», z. B. »*wo ist er denn?*» behandelt werden.

Kap. IX.

Im Kapitel IX beleuchten die Verf. die wechselnden Bedeutungen der Präpositionen durch zahlreiche, gut gewählte Beispiele, haben aber nur ausnahmsweise diese Bedeutungen in Regeln angegeben. Diese Art und Weise die Präpositionen zu behandeln ist überhaupt durchaus zu billigen. Ich hätte jedoch gewünscht, dass in einigen Fällen Regeln gegeben worden wären, wo sie jetzt fehlen, z. B. um den Unterschied zwischen *aus* und *vor* anzugeben, wenn diese Präpositionen die Ursache ausdrücken. Auch wäre es wünschenswert gewesen, zusammengehörige Erscheinungen durch zahlreichere Hinweise einander näher zu rücken (z. B. bei *innerhalb, binnen, in,* die alle bei Zeitangaben die schwedische Bedeutung »inom» haben).

In den meisten Grammatiken findet sich die Angabe, dass *gemäss* immer n a c h seinem Hauptwort steht; auch die vorliegende Grammatik enthält diese Regel. Diese Präposition kann aber auch v o r seinem Hauptwort stehen, wobei entweder der Dativ oder der Genitiv gebraucht wird, und diese Konstruktion scheint nicht gerade selten zu sein. [1])

---

[1]) Vgl. *Blatz,* I, S. 612; *Sütterlin,* S. 300; *Paul,* Deutsches Wörterbuch, S. 171; *Hjorth,* S. 95.

Kap. X.

Die Regeln über *als* und *wenn* als temporale Konjunktionen scheinen mir der für Schulzwecke so wichtigen Einheitlichkeit und Konzentration zu ermangeln: bei *als* berücksichtigen die Verf. in erster Linie die Zeit, in welcher die Handlung vorgeht, daneben aber auch die im Nebensatze gebrauchten Tempora; bei *wenn* ausschliesslich die Tempora des Nebensatzes. Ich habe gefunden, dass man am besten tut, die Verschiedenheit der Zeit bei *als* und *wenn* als die Hauptsache zu betonen und erst bei der näheren Erläuterung der Regel auf die Verschiedenheit der im Nebensatze gebrauchten Tempora hinzuweisen.

Kap. XII.

Die Lehre von der Wortfolge (S. 252—61) ist von den Verf. sehr ausführlich behandelt worden, indem es ihnen daran gelegen hat, den Platz der finiten Verbform sowie der untergeordneten Satzteile in allen einzelnen Fällen durch Regeln zu bestimmen. Da in einer grossen Anzahl von Fällen der schwedische Sprachgebrauch mit dem deutschen übereinstimmt, haben schwedisch redende Schüler von den auf solche Fälle bezüglichen Regeln keinen praktischen Nutzen. Ohne Zweifel könnte — von diesem praktischen Nutzen ganz abgesehen — eine so vollständige Darstellung der deutschen Wortfolge, wie sie in der grossen Ausgabe der Lindelöf-Öhquistschen Grammatik vorliegt, den vorgerückteren Schülern ein gewisses Interesse bieten. Ich bezweifle aber, dass die knapp bemessene Zeit es erlauben wird, die betreffenden Paragraphen in unseren Real- und Privatlyzeen vollständig durchzunehmen.

Die im Kapitel über die Wortfolge von den Verf. befolgte Terminologie weicht in einer Beziehung von der sonst in unserer sprachlichen Schullitteratur üblichen ab, indem die mit einer finiten Form des Hilfsverbums verbundene infinite Form des Hauptverbums als eine prädikative Bestimmung dieses Hilfsverbums bezeichnet und zu den untergeordneten Satzteilen gezählt wird. Solange in Übereinstimmung mit

den benutzten Lehrbüchern den Schülern in den unteren und mittleren Klassen die Auffassung beigebracht wird, dass die infinite Verbalform in solchen Fällen ein integrierender Bestandteil des Prädikats selbst ist, eignet sich die Terminologie der Verf., obgleich wissenschaftlich ganz berechtigt, nicht recht zur Einführung in eine für die höheren Schulstufen bestimmte Darstellung.

Die Regel über den Platz des Infinitivs und des Partizips (§ 340) leidet an einer zu unbestimmten Formulierung. Die Verf. sagen: »Partizipien und Infinitive, die mit dem finiten Verbum ein Ganzes bilden, stehen zuletzt im Satze oder so nahe am Ende desselben, wis es die allgemeinen Regeln erlauben». Viel einfacher und den Schülern fasslicher scheint mir die gewöhnliche Formulierung: im Hauptsatze steht das Hauptverbum (Infinitiv oder Partizip) zuletzt; im Nebensatze steht das Hilfsverbum zuletzt und das Hauptverbum (Infinitiv oder Partizip) unmittelbar vor dem Hilfsverbum. (Schluss).

I. Uschakoff.

Besprechungen.

Johan Vising, Den provensaliska trubadurdiktningen. 122 pp. petit 8^{0}, Göteborg 1904.

C'est une heureuse idée de l'Université de Gothembourg de chercher à provoquer des cours de vulgarisation sur des matières scientifiques, et une heureuse idée du professeur Vising d'avoir choisi pour l'exposer sous une forme populaire la poésie des troubadours. Sa langue est vivante et précise, la caractéristique du chant d'amour offre une analyse faite avec compétence, sans être pourtant alourdie de considérations abstraites historiques ou esthétiques, et l'auteur a su manier avec discernement les riches matériaux anecdotiques que fournit surtout le travail de Friedr. Diez. Plusieurs traductions en vers augmentent encore la valeur de l'exposition.

Il serait cependant surprenant que l'auteur eût réussi à intéresser à un même degré son auditoire et ses lecteurs. Le sujet lui-même est si dispersé qu'il se prête difficilement à un développement s'étendant à loisir sur quelques points principaux, comme il le faut pour intéresser un auditoire. La poésie des troubadours

s'étend à peu près uniforme sur tout le Midi de la France, représentée par un grand nombre de poètes, parmi lesquels on ne rencontre pas de personnalités particulièrement saillantes ou de poèmes de haute valeur. Peut-être pourtant le gaillard comte Guillaume de Poitiers, le langoureux Bernard de Ventadour, le belliqueux Bertram de Born, le satirique Peire Cardenal, l'excentrique Peire Vidal et quelques autres auraient-ils pu fournir matière à des esquisses animées, où on aurait décrit les divers caractères des poésies, des milieux historiques et des contrées. Au lieu de cela, le conférencier a concentré son exposition autour du chant d'amour, laissant de côté les *sirventès*, aussi bien politiques que moraux. Mais le chant d'amour des troubadours n'offre guère de sentiments vécus, il est souvent tout à fait conventionnel et formaliste, et l'analyse, si approfondie qu'elle soit d'ailleurs, ne peut pas non plus attirer l'auditeur par un intérêt poétique profond.

Mais à un public de lecteurs l'auteur offre au contraire une foule de renseignements intéressants sur la poésie des troubadours, ses conditions d'existence et sa valeur intrinsèque. Il traite d'abord du contenu, puis de la forme, et termine par des notes sur quelques-uns des poètes.

La floraison subite de cette poésie apparaît toujours comme un miracle, qui peut cependant s'expliquer dans une certaine mesure par l'étude de la littérature et de la civilisation dans le Midi de la France pendant le haut moyen-âge. Il faut surtout tenir compte de la littérature latine pour expliquer l'origine des formes poétiques; quant à leur caractère principalement, pour ne pas dire exclusivement lyrique, il correspond à l'état de division de cette région, où il n'y avait aucune puissance en état de maintenir l'unité, comme le faisait dans le Nord le pouvoir royal. Quant à la disparition de la poésie des troubadours, elle a sa cause générale dans le changement des mœurs et des idées qui suivit, dans tous les pays, la décadence de la féodalité et de la chevalerie.

Si l'auteur a accordé peu d'attention à l'histoire politique et aux explications qu'on en peut tirer, c'est probablement à cause de la nécessité où il s'est trouvé de donner à son exposition la forme de conférences. Peut-être aussi, en sa qualité de romaniste distingué et d'élève de Gaston Paris, est-il comme ce dernier assez indifférent aux destinées politiques des peuples.

C. G. Estlander.

R. Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática histórica española.* Madrid, V. Suárez, 1904. 233 pp. in-8°.

Il manquait jusqu'à présent une bonne grammaire historique de l'espagnol moderne. Malgré certains mérites, la partie gram-

maticale de la chrestomathie de E. Gorra, *Lingua e letteratura spagnuola delle origini* (Milan, 1898), laissait encore beaucoup à désirer. M. Menéndez Pidal, philologue espagnol distingué, a essayé de porter remède à cet inconvénient par son «manuel élémentaire», dans lequel il retrace l'histoire de la phonologie et de la morphologie du castillan, et il faut avouer que, dans les limites qu'il s'est posées, il a pleinement réussi. L'ouvrage est, méthodiquement, très bien fait et, en outre, écrit dans une langue sobre et claire, ce qui fait qu'on le lit avec un vrai plaisir. Le nom de l'auteur nous est déjà une garantie que le sujet a été traité avec compétence, et il faut savoir gré à M. Menéndez Pidal de ne pas avoir entièrement négligé d'établir des comparaisons utiles avec les autres dialectes de l'Espagne. Ce qu'on pourrait souhaiter de plus, ce serait, pour des cas exceptionnels, des comparaisons avec les autres langues romanes, notamment avec le français et l'italien. Il y a bien un certain nombre d'erreurs dans les détails [1]), mais elles ne sauraient diminuer de beaucoup la très grande valeur linguistique de l'ouvrage. C'est donc un «manuel» qu'on peut vivement recommander à tous ceux qui voulent s'initier au développement historique de la langue espagnole.

Voici un relevé de quelques inadvertances observées. — P. 4, l. 8 d'en bas: A côté de magis grandes, il y avait en latin vulgaire plus et melius grandes. — P. 5 l. 1: Il aurait plutôt fallu écrire erant amati, puisque le nominatif n'avait pas disparu du latin vulgaire. — P. 34, l. 6: luctam et probablement tructam avaient *u*; cp. lŭctare p. 41, l. 8, et fr. *truite*. — P. 45, l. 18: Sans doute M. Menéndez Pidal ne veut pas dire que l'*e* de *grande* ait disparu, seulement parce que cet adjectif était »muy usado.» Je suppose qu'il veut dire que, parce que *grande* était fort peu accentué en position protonique et y avait perdu son *-e*, la forme abrégée, étant beaucoup employée, subsista. — P. 54, l. 3: La prononciation d'un *b* initial comme fricative bilabiale, et non pas comme explosive, après un mot ne se terminant pas par une nasale est en général considérée comme normale. Ce n'est qu'après une consonne nasale *(un buen chico)* ou sous le coup d'une forte émotion *(¡Basta !)* que le *b* a un caractère nettement explosif. L'auteur dit lui-même, du reste, que *b* «es muy rara en nuestra pronunciación moderna.» (Cp. aussi § 37, *2*, *a*). — P. 184, l. 12 ss.: En parlant des formes contractées du verbe habere, l'auteur dit que habere subit cette contraction «para facilitar su frecuente uso como auxiliar».

[1]) M. Morel-Fatio, dans un compte rendu du livre de M. Menéndez Pidal (*Rom.* XXXIII, 270—2), en a relevé quelques-unes.

Il aurait fallu dire que l'usage fréquent de ce verbe comme auxiliaire (position atone) amena cette contraction. — Pp. 189, l. 17 et 190, l. 17 ss : Comme il n'y a pas d'autres exemples assurés de l'inflexion d'un *a* sous l'influence d'un *ī* final, je suis d'avis que *cantaste* est la forme normale. — P. 209, l. 4.: L'étymologie de *aun* doit être ad unum; cp. Körting, *Lat.-rom. Wb.*[2], no. 210.

Fautes d'impression: P. 7, l. 19: lisez *espérance.* — P. 47, l. 8: lisez *viruela.* — P. 67, l. 12: lisez *rīvum;* l. 14: lisez gingīvam. — P. 110, l. 3 d'en bas: lisez *papa* au lieu de *mapa* (?). — P. 125, l. 16: lisez navicŭla; l. 20: lisez monticellus. — P. 135, l. 6 d'en bas: lisez «deus vinz, treis vinz, quatre vinz». — P. 148, l. 18: lisez eccillam. — P. 162, l. 16: lisez amaverĭmus, venerĭtis. — P. 172, l. 1 d'en bas: lisez mōbilis. — P. 181, l. 7: lisez *tener* au lieu de *temer.*

A. Wallensköld.

Kr. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française.* Tome premier. Deuxième édition revue et augmentée. Copenhague, Gyldendalske Boghandel, 1904. XVI + 551 pp. Gr. in-8⁰. Prix 10 fr.

Le fait que, dans le court espace de cinq ans, une seconde édition du premier tome de la *Grammaire* de M. Nyrop est devenue nécessaire [1]) témoigne déjà assez de la haute valeur de l'ouvrage. M. Nyrop ne s'est d'ailleurs pas contenté de reproduire le texte de la première édition avec quelques additions et corrections de détail; il a complètement remanié plusieurs paragraphes et en a même ajouté de nouveaux, sans pourtant changer essentiellement la numérotation primitive, ce qui aurait embrouillé les renvois du deuxième volume. Il va sans dire que l'ouvrage a gagné beaucoup à toutes ces corrections, tendant avant tout à apporter de la clarté et de l'exactitude dans l'exposition des faits linguistiques. Tel qu'il est maintenant, le premier tome de la *Grammaire* de M. Nyrop me semble être, sous tous les rapports, un modèle de grammaire historique à l'usage de l'enseignement universitaire.

Ce n'est qu'au sujet de quelques détails que j'aurais des remarques à faire. — P. 11, l. 8, *Renard* dérive de Raginhard, mais p. 10, l. 21 et p. 427, l. 19, de Reginhard. — P. 85, l. 21: *fanfaron* se trouve déjà au XVIᵉ siécle (cp. p. 57, l, 3 d'en bas). — P. 99, l. 12 et 31: *whist* et *toast* appartiennent déjà à la

---

[1]) Il a été rendu compte dans ce journal (année 1899, $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$, pp. 10 s.) de la première édition du tome.

période classique (v. p. 87, l. 18 et 19). — P. 101, l. 18: *caviar* a été introduit au XVI[e] siècle par l'intermédiaire de l'italien sous la forme *caviat* (Rabelais, *Pant.* IV, 18); cp. p. 56, l. 13. — P. 140, l. 10 d'en bas: Je ne connais pas la prononciation [rɛ:j], mais bien [rɛ:l]. — P. 169, l. 11: La forme latine est *dīmĭdium; demi* vient de la forme recomposée de-mĕdium. — P. 171, l. 3 d'en bas: L'italien *ebbro* (avec *e* ouvert) montre l'existence en latin vulgaire de *ĕbrium, d'où régulièrement le fr. *ivre.* — P. 185, l. 15: Il est évident que *a* latin libre a dû passer par [ä] pour aboutir à [e]; mais je suis, pour ma part, de l'avis de M. Suchier que le moyen âge prononçait déjà un [e:], qui, par suite de sa longueur, ne se confondait pas avec l'*e* fermé < ē, ĭ latins entravés. Dans tous les cas, la longueur de *e* < lat. *a* était bien le trait distinctif de cette voyelle (cp. la graphie anglo-normande *ee* dans le *Voyage de Charlemagne: peers* 121, *neez* 148, 151, *beer* 156, *degreez* 846, ainsi que la diphtongaison dialectale en *ei*). — P. 192, l. 1 d'en bas: laudare est encore (cp. *Neuph. Mitt.* 15/11 – 15/12 1899, p. 11) parmi les mots avec ŏ protonique libre. — P. 202, l. 3: *chou* est donné comme seul exemple du cas où *o* < lat. *au* est devenu *ou* à la fin d'un mot; il faut naturellement regarder l'anc. fr. *chol* comme la forme normale, et *chou* comme sorti de *chous.* — P. 202, l. 6: Pourquoi dire que l'*o* ouvert aboutit à *eu* dans paucum > *peu,* puisque l'auteur admet lui-même (v. § 248, Cas isolés) que *eu* est le résultat de *au* + *u*? — P. 214. l. 5 d'en bas: M. Nyrop aurait dû omettre l'exemple *scuriolum > *écureuil,* puisque ce dernier est formé analogiquement d'après *escureus* (cp. *deuil* — *deus*). — P. 222, l. 15: tinea, faute d'impression pour tinca. — P. 242, l. 13: garbe doit être vha. garba. — P. 247, l. 3: Lire amas — *aimes.* — P. 269, l. 10, Lugdunum est donné comme étymologie de *Laon;* p. 6, l. 28, il y a Laudunum. — P. 294, l. 6: Avec M. Rydberg (*Krit. Jahresb.* VI, 1, 227), je regarde *sur* comme une contamination de *sor* et de *sus.* — P. 312, l. 6 d'en bas: L'étymologie de *flambe* ne peut guère être flamma; p. 451, l. 15 d'en bas, il y a la bonne étymologie flammula. — P. 346, l. 18: Par mégarde il est dit que *fer* (< ferrum) se terminait autrefois en *n.* — P. 356, l. 16: *sifilare est une forme sabellique, attestée indirectement par les grammairiens (v. Seelmann, *Die Ausspr. des Latein,* p. 300). — P. 380, l. 26: *abject,* que Corneille écrivait encore *abjet,* n'est pas mentionné au § 119. — P. 385, l. 13 d'en bas: Lire plĭcat — *ploie.* — P. 392, l. 18: Pour gorgitem lire gurgitem ou *gŏrgitem. — P. 403, l. 7: L'auteur n'aurait pas dû mentionner la forme rare *aive,* tout en négligeant *aigue.* — P. 407, l. 2 d'en bas: Lire «[r] à [z]». — P. 415, l. 5 d'en

bas: Lire [pɑːsjɔ̃] et [groːs]. — P. 432, l. 3: *lors* remonte plutôt à illa hora + *s*. — P. 435, l. 20: Le groupe *sl* a été oublié. — P. 438, l. 7 d'en bas: Lire mel(io)r — vfr. *mieldre*.

A. Wallensköld.

Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegeben von **Richard Bethge.** Leipzig, O. R. Reisland, 1902. LXXVIII + 618 S. 8⁰. Preis geh. Rmk. 12, geb. Rmk. 14.

Die vorliegende Arbeit ist als Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens derjenigen gelehrten Gesellschaft erschienen, welcher wir seit dem Jahre 1879 den verdienstvollen »Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie» verdanken. Das Werk will die Entwickelung der Germanistik im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, den trockenen bibliographischen Angaben des Jahresberichts sich anschliessend, »in einem zusammenfassenden und zusammenhängenden geschichtlichen Berichte» darstellen. Die verschiedenen Zweige dieses wissenschaftlichen Gebietes sind von Spezialforschern behandelt worden, so dass wir etwas dem Grundrisse Pauls ähnliches bekommen haben, nur dass in dem vorliegenden Werke vor allem die Entwickelung der Germanistik während des gegebenen Zeitabschnittes betont wird. Das Buch giebt als Ganzes einen ausserordentlich klaren und vollständigen Überblick über das auf dem Gebiete der Germanistik während der Jahre 1875—1900 geleistete und dürfte somit jedem Germanisten ein willkommenes Handbuch sein. Vor allem will ich aber den jungen Neuphilologen das Werk aufs wärmste empfehlen. Es kann ja nicht oft genug betont werden, dass der junge Germanist sich nicht nur mit den eigentlichen Examensbüchern und dem in den Universitätsvorlesungen dargebotenen begnügen soll. Wenn er sich eine selbständige Vorstellung von den Errungenschaften seiner Wissenschaft bilden will (und das sollte er doch immer wollen!), so muss er bisweilen auf eigene Hand Arbeiten lesen, in denen er nicht examiniert zu werden braucht, die er deswegen nicht so genau lesen muss, die aber sein Verständnis für die wissenschaftliche Forschung und ihre Methoden erweitern. Eine solche Arbeit scheint mir gerade die vorliegende zu sein, und das betrachte ich auch als ihr grösstes Verdienst.

Es ist natürlich, dass in einem Werke, zu welchem verschiedene Gelehrte Beiträge geliefert haben, die Darstellung nicht ganz gleichmässig sein kann. Es giebt Aufsätze, welche anregender wirken als andere, woran wohl bisweilen der Gegenstand selbst Schuld

ist. Im grossen und ganzen geben aber sämmtliche Abhandlungen gerade das, was man von ihnen billigerweise erwarten darf, und dass einige Disziplinen von geringerer Tragweite, oder solche, die nur die Stellung von Hilfswissenschaften haben, gar nicht behandelt worden sind, scheint mir den guten Gesamteindruck des Werkes nicht zu beeinträchtigen. *A. Wallensköld.*

Deutsche Prosa und Dichtung nebst Übungsstücken, für den Schulunterricht bearbeitet von **Johannes Öhquist;** 3:te umgearbeitete Auflage. Helsingfors, Otava, 1904. XXIV + 320 S. 8⁰.

Nachdem das Lesebuch von Öhquist in seiner ursprünglichen Fassung zwei Auflagen erlebt hat, hat sich der Verfasser entschlossen, die jetzt notwendig gewordene dritte Auflage einer Revision zu unterziehen, um »den Anforderungen eines stetig fortschreitenden Schulunterrichts zu genügen» und »erkannte Mängel zu verbessern und Veraltetes oder Ungeeignetes durch Besseres zu ersetzen». Im ganzen sind 21 Stücke der früheren Auflagen weggelassen und 38 Stücke neu aufgenommen worden. Der Umfang des Buches ist um 24 Seiten gewachsen (320 Seiten gegen 296 der ersten Auflage). Die Weglassung einiger Stücke der früheren Auflagen erscheint in den meisten Fällen recht gut motiviert. Doch vermisst der Rec. unter den Prosastücken ungern »Weihnachten, das älteste germanische Familien- und Volksfest» und »Die Stadt Abdera und ihre Bewohner» und von den poetischen Stücken »Wanderers Nachtlied» und vor allem zwei der grössten Zierden des Buches »Die drei Ringe» von Lessing und Goethes wunderbare »Abendsonne» (»Betrachte, wie in Abendsonne Glut etc.») aus dem »Faust», welches Stück freilich etwas über dem Horizont des Durchschnittsschülers liegt, von litterarisch interessierten Schülern aber völlig begriffen und gewürdigt wird. Der Rec. hofft, dass in den künftigen Auflagen des Lesebuchs diese beiden Stücke wieder einen Platz finden werden. — Bei den neu aufgenommenen Stücken hat der Verfasser es sich angelegen sein lassen, die neuere und neueste Litteratur (Rosegger, Hertz, Liliencron, Naumann u. a.), vor allem seinen Lieblingsdichter Gottfried Keller in den Rahmen des Buchs hineinzuziehen. Keller ist u. a. durch das umfangsreichste Stück des ganzen Buches vertreten, »Die Berlocken», eine galante, recht witzig geschriebene Schilderung aus dem 18. Jahrhundert, die ihren Platz im Buch wohlverdient hat; dagegen gefällt dem Rec. weniger das Stimmungsbild »Die spielenden Kinder.» Eine gute Lektüre bilden die lehrhaften oder moralisierenden Stücke von Naumann, Paulsen, Haeckel und Schopenhauer. Von den poetischen Neuheiten des Buches sind einige nach der Ansicht des Rec. den Schülern weit weniger verständlich als das oben erwähnte Stück aus dem »Faust», so z. B. Mörikes »Mein

Fluss» (ein übrigens sehr schönes Gedicht), Falkes »Seliger Eingang» und vor allem wohl Spittelers »Hausspruch». Andere dagegen scheinen für ein Lesebuch besonders geeignet, wie »Der Tänzer unserer lieben Frau» von Hertz und Schillers »Die Worte des Glaubens». Doch dies sind ja Geschmacksfragen, wo man verschiedener Ansicht sein kann. Dass aber das Öhquist'sche Lesebuch nach wie vor eine sehr wertvolle Auswahl von Lektüre darbietet, darüber herrscht wohl in unseren pädagogischen Kreisen nur eine Ansicht.

U. L.

Wissenschaftliche Lesestücke, für Studirende ausgewählt von **Johannes Öhquist,** Lektor der deutschen Sprache an der Universität Helsingfors. Helsingfors. Verlagsaktiengesellschaft Otava. 1904. 94 S. 8°. Preis 1 Mk 50 P.

Die vorliegende Auswahl von Lesestücken ist für die jungen — gewöhnlich im 1. oder 2. Semester stehenden — Studenten bestimmt, die sich für das Pro-exercitio-Examen vorbereiten und die mündlichen und schriftlichen Übungen mitmachen, welche von dem Lektor der deutschen Sprache zu diesem Zwecke jedes Semester angeordnet werden. Diese Übungen haben nunmehr — nachdem vor einigen Jahren die Bestimmungen für das Pro-exercitio-Examen geändert wurden — den Zweck, die angehenden Studenten mit der wissenschaftlichen Sprache bekannt zu machen, die ihnen in der betreffenden Fachliteratur entgegentritt. Bis jetzt hat es aber an einem Lesebuch gefehlt, das geeignet wäre als Unterlage bei den erwähnten Übungen zu dienen, denn die vorhandenen Lesebücher sind alle für Schulzwecke ausgearbeitet und nehmen daher auf die vorwiegend wissenschaftliche Sprache keine Rücksicht. Um diesen Mangel zu beseitigen hat Lektor Öhquist eine Anzahl von Lesestücken zusammengestellt, welche den verschiedenen Disziplinen der philologischen und der naturwissenschaftlichen Fakultät — denn das Pro-exercitio-Examen wird nur von den Studenten dieser Fakultäten verlangt — entnommen sind. Im ganzen sind es 22 Stücke, die fast alle Auszüge aus grösseren Werken sind, grösstenteils verkürzt und zusammengezogen, zu einem kleineren Teil unverändert übernommen. Die Sammlung ist, wie es in dem Vorwort heisst, mit Rücksicht darauf zusammengestellt, »dass die Studirenden der hauptsächlich in Frage kommenden Fakultäten nicht nur mit der den verschiedenen Disziplinen eigentümlichen Sprache bekannt werden, sondern womöglich auch sachlich orientirende Einführungen oder Erörterungen allgemein interessirender oder prinzipieller Fragen finden». Es ist dem Herausgeber gelungen bei der Auswahl der Lesestücke diese beiden Gesichtspunkte so gut zu vereinigen, wie

es innerhalb eines so engen Rahmens nur irgend möglich ist. Der Inhalt aller in der Sammlung befindlichen Stücke ist von so allgemeiner und populärer Art, dass sie jeden Studenten interessieren, welcher Fakultät er auch angehören mag. Und dabei kommt auch die dem betreffenden Fache eigentümliche Sprache möglichst viel zur Geltung. Die Stücke sind für die jungen Studenten durchaus nicht schwer, abgesehen vielleicht von der Festrede Erich Schmidts zur Enthüllung des Lessing-Denkmals, wo die feierliche Stimmung auch der Sprache ein festliches Gewand verliehen hat. Dieses Stück ist ja aber vorwiegend für die Studenten abgesehen, welche sich mit der Literaturgeschichte beschäftigen werden und die daher in ihrer Fachliteratur einen höheren Stil und eine bilderreichere Sprache finden, als ihre übrigen Kollegen.

H. P.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1903—1904.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 30. April 1904, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 14 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Es wurde beschlossen einen IV. Band der Mémoires — wenn möglich vor dem Ausgange des Jahres 1905 — herauszugeben.

§ 3.

Dr. *Lindelöf* gab einige Mitteilungen über die schriftlichen Maturitätsprüfungen im Frühjahre 1904. Einige mit diesen Prüfungen zusammenhängende Fragen sollten im folgenden Semester zur Diskussion aufgenommen werden.

§ 4.

Lektor *Poirot* besprach eingehend Franz Sarans Buch über den Rhytmus des französischen Verses.

In fidem:

Matias Wasenius.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1903—1904.

Das 17. Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins hat keine bemerkenswerten Ereignisse aufzuweisen. Die Arbeit ist nach demselben Plan wie früher ohne Störungen fortgeschritten. Als ein erfreuliches Zeichen der Regsamkeit des Vereins ist der Entschluss schon im nächsten Jahre den IV. Band der »Mémoires» erscheinen zu lassen zu betrachten; Beiträge sind schon in genügender Anzahl in Aussicht gestellt worden.

Die »Neuphilologischen Mitteilungen» liegen auch dieses Jahr in 4 Doppelnummern vor. Seit dem Anfange des Jahres 1904 ist die Zeitschrift mit einem Umschlag versehen und die Hefte numriert worden. Der Redaktör war Dr. *Hugo Palander.* Die Zahl der Abonnenten hat sich wieder vermindert und war dies Jahr 70 gegen 79 im vorigen Jahr. Die Auflage der Hefte des Jahres 1904 war jedoch grösser als die des vorigen Jahres, indem eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare an die Redaktionen ausländischer Fachzeitschriften und Bibliotheken wie auch an Fachgelehrte geschickt worden sind, um die »Mitteilungen» im Auslande bekannt zu machen.

Der Vorstand bestand aus denselben Mitgliedern wie voriges Jahr, d. h. erster Vorsitzender Dr. *A. Wallensköld*, zweiter Vorsitzender Dr. *H. Palander*, Schriftführer Mag. phil. *M. Wasenius.*

Der Verein zählte ausser seinem Ehrenpräsidenten und seinen 4 Ehrenmitgliedern 100 sonstige Mitglieder, von denen 16 neugewählte (11 Damen und 5 Herren).

Es fanden 8 Sitzungen statt, im Herbstsemester 3 und im Frühjahrssemester 5. Es wurden im ganzen nur sieben Vorträge gehalten, also weniger als während der vorhergehenden Jahre, was sich aber daraus erklären lässt, dass die Diskussion, welche die Vorträge veranlassten, sich oft über zwei Sitzungen erstreckte.

Von den Vorträgen waren 3 sprachwissenschaftlichen und 2

litterarhistorischen Inhalts. Ein Vortrag behandelte einen mythologischen Stoff und ein Vortrag war pädagogischer Natur. Ausserdem kamen Besprechungen und Referate über Bücher vor.

Die Sitzungen des Vereins wurden durchschnittlich von 25 Mitgliedern besucht. Das Jahresfest fand wie gewöhnlich am 15. März statt.

Helsingfors den 24 September 1904.

Matias Wasenius.

Schriftführer des Neuphilologischen Vereins 1903—1904.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1904—1905.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. September 1904, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1,

Der Vorsitzende öffnete die Verhandlungen mit einer Rede, worin er das Ziel angab, wofür der Neuphil. Verein wirken will, und die Hoffnung aussprach, dass durch die Wirksamkeit des Vereins das neusprachliche Leben wenigstens in Helsingfors befördert worden sei. Auch dem Auslande gegenüber sei der Verein, dank seinen Publikationen, den Mémoires und den Neuphilologischen Mitteilungen, nicht ganz unbekannt geblieben. — Für die Lehrer und Lehrerinnen der modernen Kultursprachen fängt das Jahr unter schlechten Auspizien an, da ja die wieder vermehrten Stunden der russischen Sprache in den Lyzeen eine grosse Einschränkung in der den modernen Sprachen angewiesenen Stundenzahl bedeutet.

Als ein Gewinn für die Ausbreitung der Kenntnis der modernen Sprachen wurde das neueingerichtete Sprachinstitut in Åbo bezeichnet.

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Herbstsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Der Schriftführer verlas den Jahresbericht.

§ 4.

Man schritt zur Wahl des Vorstandes und der Revisoren für das akademische Jahr 1904—1905. Dabei wurde der vorige Vorstand wiedergewählt d. h. als erster Vorsitzender Dr. *A. Wallensköld,* als zweiter Vorsitzender Dr. *H. Palander* und als Schriftführer Mag. phil. *M. Wasenius.* Als Revisoren wurden gewählt: Fräulein *Ester Lindelöf* und Mag. phil. *H. Petersen.*

§ 5.

Dr. *Wallensköld* hielt in schwedischer Sprache einen Vortrag »Zur Methodik des modernen Sprachunterrichts». Er ging dabei von B. Uhlemayers Aufsatz »Der fremdsprachliche Unterricht in seiner Beziehung zur Schulhygiene» in den »Neueren Sprachen» (1904 Heft 5) aus. Der Artikelverfasser will sowohl die Übersetzungen in die fremde Sprache als die Reproduktions- und Sprechübungen aus dem Sprachunterrichte entfernen. Nach der Ansicht des Verfs. sind sie formaler Natur und ganz interesselos und deshalb für die Schüler anstrengend. Er sieht in diesen langweiligen und unvernünftigen Übersetzungen und Sprechübungen sogar eine Hauptursache der Überbürdung. Die Lektüre soll die Hauptsache im Sprachunterricht sein, durch sie wird der Gedankeninhalt in ethischer, ästhetischer und wissenschaftlicher Beziehung bereichert. Dr. W. gab dem Verfasser Recht, was die Übersetzung in die fremde Sprache betrifft. Dagegen hielt er die Sprechübungen im Anschluss an die Lektüre für sehr nützlich und meinte, sie seien den Schülern weder langweilig noch anstrengend. Das Hauptziel des Sprachunterrichts sollte jedoch immer das Verstehen fremdsprachlicher Texte sein. Übrigens machte Dr. W. einen Unterschied zwischen Hauptsprache (bei uns gewöhnlich deutsch) mit schriftlicheu Übersetzungen in die fremde Sprache verbunden, und Nebensprache (französisch und englisch) und wies auf einen von ihm verfassten Aufsatz im Schulprogramm des Nya Svenska Läroväket (1890) hin, wo er diesen Unterschied näher ausgeführt und die Methode, nach welcher der Unterricht der Nebensprache seiner Ansicht nach betrieben werden soll, entwickelt hat.

Dr. W. stellte zur Diskussion folgende Thesen auf:

1) Soll nicht alle mündliche Übersetzung aus der Muttersprache in die fremde Sprache prinzipiell verurteilt werden.

2) Soll man nicht versuchen die fremde Sprache durch Sprechübungen im Anschluss an die Lektüre praktisch zu lehren.

3) Soll man nicht versuchen, in Anbetracht der grossen Sprachkonkurrenz für die Abschaffung der zeitraubenden schriftlichen Übersetzungen in die fremde Sprache zu wirken?

4) Soll nicht das Französische bezw. das Englische ausschliesslich als Nebensprache nach angegebener Methode (sieh das oben erwähnte Schulprogramm) betrieben werden?

These 1.

Dr. *Uschakoff* hielt es nicht für wahrscheinlich, dass man in der mündlichen Übersetzung eine der wichtigsten Ursachen der Überbürdung zu suchen hätte. Diese Ansicht fand er übertrieben. Dr. U. konnte die erste These nicht billigen, besonders wenn die bestehenden Verhältnisse bei uns berücksichtigt werden. So lange die schriftlichen Maturitätsprüfungen in ihrer jetzigen Form existieren, kann man weder die schriftlichen noch die mündlichen Übersetzungen entbehren. Es dürfte kaum richtig sein einen so grossen Unterschied zwischen den beiden zu machen; sie gehen Hand in Hand und brauchen nicht so streng aus einander gehalten zu werden. Nur sollen die zur mündlichen Übersetzung gegebenen Sätze kurz und einfach sein. Die mündliche Übersetzung hat sonst den Vorteil, dass die von den Schülern gemachten Fehler sogleich geändert und erklärt werden können; nur soll solchen Übungen nicht viel Zeit gewidmet werden.

Dr. *Lindelöf* war davon überzeugt, dass alle Lehrer, die Schüler für die schriftliche Maturitätsprüfung vorzubereiten haben, Übungsstücke auch zur mündlichen Übersetzung in die fremde Sprache anwenden. Und das ist ja auch ganz notwendig. Seinesteils fand Dr. L. solche Übersetzungen nicht langweilig und glaubte nicht, wie Dr. Wallensköld, dass die Schüler darunter mehr als sonst leiden. Ohne Zweifel muss aber das Hauptinteresse und Hauptgewicht des Sprachunterrichts der Lektüre zugewendet werden; die Grammatik ist eine Nebensache.

Prof. *Söderhjelm* fand es ziemlich unnötig diese These zu diskutieren, da man ja nun einmal durch die bestehenden Verhältnisse gebunden ist. Übersetzungen müssen ja bei uns vorkommen. Doch sind die mündlichen überhaupt zu vermeiden; man soll sich auf die schriftlichen beschränken und überhaupt darauf bedacht sein, so wenig Zeit wie möglich der Lektüre zu rauben.

Mag. *Wasenius* wollte auch prinzipiell am liebsten die betref-

fenden Übersetzungen vermieden sehen. Was aber die mündliche Übersetzung gegenwärtig betrifft, war er derselben Ansicht wie Dr. Uschakoff. Die mündliche Übersetzung zeigt sich auch, unter der Leitung des Lehrers, als eine gute Vorbereitung zu der schriftlichen.

Lektor *Öhquist* hob hervor, dass die Beantwortung der ersten These von dem Ziele des Sprachunterrichts abhängt.

Die Resolution des Vereins lautete, dass der Verein prinzipiell die These billige, dass aber die bestehenden Verhältnisse es verhindern sie in der Praxis durchzuführen.

These 2.

Dr. *Lindelöf* fand die These prinzipiell richtig; in diesem Falle hängt es jedoch vielleicht mehr als sonst von der Person, von dem Interesse des Lehrers ab, ob diese Sprechübungen mit gutem Erfolg betrieben werden oder nicht. Seinesteils war er nicht dafür geneigt sie auf den höheren Stufen im grösseren Umfange anzuwenden, da sie leicht einen geistlosen Charakter erhalten können.

Dr. *Uschakoff* sprach sich auch für Sprechübungen aus, jeder Text eignete sich aber nicht dafür; so sei es ganz unrichtig und zwecklos ein hübsches Gedicht zu zerstücken und es etwa als Sprechübungsmaterial zu behandeln.

Lektor *Öhquist* glaubte, dass diese Übungen von grossem Nutzen seien. Der Grund, warum mehrere Lehrer sich so wenig auf Sprechübungen einlassen wollen, liege oft darin, dass sie selbst die Sprache nicht genug praktisch beherrschen.

Prof. *Söderhjelm* hob auch die Bedeutung der Sprechübungen hervor, und die Lehrer, die dafür Interesse haben, mögen solche anstellen. Es liegt aber nahe zur Hand, dass sie langweilig werden können. Ihm war es so gegangen, dass er selbst und auch die Schüler der höheren Klassen diese Konversation über ein unbedeutendes Stück oft sehr kindischen Inhalts ziemlich lächerlich fanden. Er hatte auch damit aufgehört, hatte aber beim Unterricht sich um so mehr der fremden Sprache bedient, um den Schülern Gelegenheit zu bereiten, dieselbe so viel wie möglich sprechen zu hören.

Dr. *Uschakoff* und Mag. *Wasenius* wollten die Sprechübungen hauptsächlich auf der unteren Stufe anwenden; auf der höheren eignen sie sich nicht so gut.

Lektor *Öhquist* legte das Hauptgewicht auf das Anschaffen guter Texte, nach den verschiedenen Stufen abgepasst. Wenn der Text dafür geeignet ist, können Sprechübungen auch mit älteren Schülern stattfinden.

Der Verein fasste die Resolution, dass Sprechübungen wünschenswert seien; doch müssen sie vom Interesse und von der Neigung des Lehrers abhängig gemacht werden.

These 3 wurde zur Diskusion nicht aufgenommen.

These 4.

Dr. *Lindelöf* meinte, dass der Unterricht in der Nebensprache fast ausschliesslich Lektüre umfassen soll.

Dr. *Uschakoff* machte darauf aufmerksam, dass diese These keine Rücksicht auf die Lateinschulen nimmt. Die darin empfohlene Methode ist für die Lateinschulen zu einseitig und radikal und eignet sich nicht für den deutschen Unterricht in denselben. Die Stundenzahl der deutschen Sprache ist in den Lateinschulen jedoch so gross, dass ausser der Lektüre auch Zeit zu Sprechübungen und zur Grammatik übrig bleibt.

Dr. *Wallensköld* gab zu, dass die These die Lateinschulen nicht berücksichtigte. Wenn die Stundenzahl gross genug ist, kann ja auch anderes als Lektüre vorkommen.

Prof. *Söderhjelm* bezeichnete als das einzige Ziel des Unterrichts in der Nebensprache das Verstehen fremdsprachlicher Texte. Andere Ziele können mit der geringen Stundenzahl nicht erreicht werden. Es ist viel besser mit ziemlicher Leichtigkeit fremdsprachliche Bücher verstehen zu lernen als einige Phrasen in der fremden Sprache hervorstottern zu können.

Dr. *Uschakoff* meinte, man könne zu weit gehen, wenn man darauf besteht, dass nur Lektüre vorkommen sollte. Wenn die Zeit es erlaubt, was z. B. mit dem Deutschen in den Lateinschulen der Fall ist, so ist es wohl besser ein wenig Übung im Sprechen zu erhalten und die Grammatik ein wenig gründlicher kennen zu lernen als den Wortvorrat mit allerlei ungewöhnlichen Wörtern zu bereichern. Ein solcher Unterricht bietet auch mehr Abwechslung.

Dr. *Lindelöf* machte einen bestimmten Unterschied im Unterricht der französischen und der deutschen Sprache. Das Französische ist so unendlich viel schwieriger, dass es schon gut ist, wenn die Schüler Texte einigermassen verstehen lernen; für das Deutsche stellt sich aber die Sache ganz anders.

Der Verein beantwortete die 4. These bejahend.

In fidem:

Matias Wasenius.



Eingesandte Literatur.

Aus dem Verlage von *B. G. Teubner* in Leipzig:

Didaktische Ketzereien. von Prof. Dr. *H. Gaudig*, Direktor der Höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnenseminars in Leipzig. 1904. 139 S.

Die Ketzerei des Verfassers gilt den herkömmlichen Unterrichtsmethoden an den höheren deutschen Töchterschulen. Das Buch ist aber keineswegs blos eine negative Kritik des Bestehenden, sondern im Gegenteil von durchaus positiver Art: es werden darin die Grundlinien gegeben, nach welchen der Unterricht an den Töchterschulen zu betreiben sei. Dabei wird aber eine Fülle von neuen reformatorischen Gesichtspunkten vorgetragen, die nicht allein auf den Unterricht der Mädchen hinauslaufen, sondern das Lehrverfahren überhaupt betreffen. Der ganze Schulunterricht ist nach der Ansicht des Verfassers in neue Bahnen einzulenken. Das ungemein anregende Buch ist nicht nur dem Lehrer ex professo zu empfehlen; jeder, der über die Schulerziehung der Jugend nachgedacht und sich für die pädagogischen Fragen interessiert, wird mit lebhaftem Interesse von Gaudigs Ketzereien Kenntnis nehmen.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Heft 30—31: Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. *Eduard Castle,* Professor am k. k. Franz Joseph-Gymnasium in Wien. 18.—21. Tausend. XXII + 241 S. Preis 1 Mark.

»Für die Anlage dieser Sammlung sind folgende Grundsätze massgebend gewesen: Der Text jeder Ausgabe ist sorgfältig durchgesehen und gesichtet. Die Ausgaben sind durchweg für das Bedürfnis der Schulen bestimmt. Sie sollen der Auslegung die Wege weisen, Arbeit und Zeit zu rascherem Vorgehen ersparen und in ein tieferes Verständnis der Dichtwerke einführen. Die jedem Werke vorangehende Einleitung orientiert in knapper Form über Entstehung desselben, über Stoffe und Behandlung, Zeit und Ort der Dichtung, charakterisiert es als Kunstwerk und reiht es in das Gesamtschaffen des Dichters ein. Die Anmerkungen erleichtern das Verständnis im einzelnen, indem sie schwierige Stellen erläutern». — — — Der Herausgeber der vorliegenden Wallensteinausgabe, schon als

Lenau-Forscher vorteilhaft bekannt, hat seine Aufgabe nach den oben vom Verleger angegebenen Grundsätzen mit grossem Geschick gelöst. Wir empfehlen den von Dr. Castle kommentierten Wallenstein sowohl dem Lehrer wie dem Schüler.

Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung) als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben von *Wilhelm Viëtor*, Professor an der Universität in Marburg. Erster Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig 1904. London: David Nutt. Paris: C. Klincksieck. New-York: Lemcke & Buechner. Amsterdam: Sülpke'sche Buchh. Kopenhagen: G. Chr. Ursin's Nachf. XII + 158 S.

Der erste Teil des Viëtorschen Lesebuches in Lautschrift ist, wie bekannt, für den Anfangsunterricht bestimmt. Die für Kinder von etwa 10—12 Jahren gewählten Lesestücke sind auf vier Abschnitte verteilt: I: Bei Scherz und Spiel. II: Bei der Arbeit. III: In Haus und Hof. Die Fibel giebt den Apparat zu der Lautschrift, und die Einzelfragen werden in den 'Erläuterungen' erörtert. Die vorliegende zweite Auflage hat keine wesentlichen Änderungen erfahren.

Aus dem Verlage von *G. W. Wilén* in Åbo:

Finnisch-Deutsches Taschenwörterbuch für Schulen von *Naëma Lemberg*. Suomalais-saksalainen taskusanakirja kouluja varten. Åbo 1904. 417 S. klein-8⁰. Preis geb. 6 Mk., geheft. 5 Mk.

Wir werden demnächst Gelegenheit haben auf das Wörterbuch von Frl. Lemberg zurückzukommen.

Aus dem Verlage der Verlagsaktiengesellschaft *Otava* in Helsingfors:

Aus den Jugenderinnerungen deutscher Dichter. Für den Schulunterricht ausgewählt und bearbeitet von *Johannes Öhquist*, Lektor der deutschen Sprache an der Alexanders-Universität in Helsingfors. III. Gottfried Keller 2. Helsingfors 1904. Preis —: 85.

Aus dem Verlage der Verlagsaktiengesellschaft *Helios* in Helsingfors:

Modern English Reader, a collection of tales and poems by English and American authors. For the use of schools and for private study. Second edition. Helsingfors 1904. Price: 3 marks.

Die zweite Auflage des verdienstlichen Lesebuches unterscheidet sich nicht wesentlich von der ersten. Am Schlusse dieser Auflage haben jedoch die Herausgeberinnen, Frls Anna Bohnhof und Bertha von Nandel-

stadh Bemerkungen folgen lassen, in welchen die Worte erklärt werden, die in E. Wenströms »Svensk-Engelsk ordbok» nicht zu finden sind; auch sind hier einige geschichtliche Noten neu hinzugekommen.

Aus dem Verlage *G. W. Edlunds* in Helsingfors:

Finnish Songs, a collection of poems selected and translated by *Anna Krook*. With eight portraits. Helsingfors 1904. Price: 3: 50.

Die sehr hübsch ausgestattete Sammlung von Gedichten finnisch-schwedischer Dichter, von Fräulein Krook ins Englische übersetzt und herausgegeben, ist schon in unserer Tagespresse mit Freude begrüsst worden und wird von einem englischen Rezensenten als »ein wertvoller und patriotischer Versuch den englischen Lesern einige der besten Lieder Finlands vorzulegen» bezeichnet.

Mitteilungen.

Professor *Werner Söderhjelms* Abhandlung »Spuren von Ciceros verlornem Traktate De Virtutibus bei einem französischen Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts?» (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar XLVI. 1903—1904 N:o 18) ist in der Berliner Philologischen Wochenschrift 24. Jahrg. N:o 40 von Professor *F. W. Gustafsson* besprochen worden.

Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen Bd. CXII, 1/2 hat *Heinrich Spies* eine Rezension über Dr. *Uno Lindelöfs* Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiæ Dunelmensis veröffentlicht.

Im letzten Semester kam, wie bekannt, die Frage des sog. Deutlichkeitstriebes in zwei Vereinssitzungen zur Diskussion. Das Referat über diese Diskussion in den Protokollen des Vereins, welche in den »Neuphilologischen Mitteilungen» veröffentlicht werden, hat auch im Auslande die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen Band CXIII, Heft 1/2 hat näml. die Signatur *H. M.* (Professor H. Morf) unter den Kleinen Mitteilungen einen Aufsatz „zum sog. Deutlichkeitstrieb“ veröffentlicht, wozu das Referat über die Verhandlungen »in dem rührigen Neuphil. Verein zu Helsingfors“ Anlass gegeben hat. -- Der Verf. giebt zu, dass mit der Annahme eines sprachlichen Deutlichkeitstriebes vielfach Missbrauch

getrieben worden ist und zeigt an einigen eclatanten Beispielen, welche der französischen Sprache entnommen sind, »dass die Sprache die Missverständlichkeit, d. h. die Vieldeutigkeit der isolierten Wortform nicht scheut». Doch leugnet der Verf. nicht gänzlich die Deutlichkeitstendenz in der Sprache, sondern nimmt ihre Existenz in gewissem Umfange an; im Satzzusammenhange könne man ein Deutlichkeitsstreben bemerken, da ja die Sprache zur Mitteilung dient (Satzsemantik). »Dieses Deutlichkeitsstreben wird kaum Neues schaffen; aber es wird den Sprachwandel, der aus anderen Quellen fliesst, gleichsam kontrollieren, d. h. hier begünstigen, dort hintanhalten». So wird z.B. im 17. Jh. das Verstummen des *s* in *sens* hintangehalten, damit das Wort deutlich unterschieden werden könnte von den Worten, mit denen es sonst in der Aussprache zusammengefallen wäre. Der Deutlichkeitstrieb »wirkt also nicht spontan. Seine Tätigkeit wird durch andere Faktoren ausgelöst. Er hilft unter Vorhandenem, Altem und Neuem, auswählen». Im einzelnen Falle kann die Hemmung, wodurch der Sprachwandel gehindert wurde, später nachlassen, so z. B. wird *sã* neben *sãs* langsam wieder zugelassen.

»Das Deutlichkeitsbedürfnis der Sprache beruht auf einem Unlustgefühl, auf der Schmerzhaftigkeit einer durch den Druck des Sprachwandels wundgewordenen Stelle. Mit der Zeit kann die Sprache sich wieder an den Druck gewöhnen, die Wunde verharscht» — — —.

Helsingfors 1904, Aktiebolaget Handelstryckeriet.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 7/8	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1904

Eine Bemerkung zur romanischen Syntax.

In der *R. S.* § 105 bespricht Meyer-Lübke die weitverbreitete Anwendung des Imperfekts in Präsensfunktion im Romanischen, die seiner Ansicht nach aus einem psychologischen Beweggrunde hervorgegangen und als Ausdruck der Bescheidenheit anzusehen ist: »dadurch dass der Sprechende ein gegenwärtiges Thun in die Vergangenheit verlegt, will er dieses weniger aufdringlich erscheinen lassen». Am Schluss des Stücks wird noch bemerkt, dass es vorab die Modalverba sind, bei denen das Bescheidenheitimperfektum statt des Präsens angewendet wird, also it. *volevo*, *potevo* »ich wollte», »ich konnte» für »ich will», »ich kann», und das ist ganz natürlich, sofern gerade durch diese Verba die Ausführung der Handlung eine viel subjektivere Färbung erhält, daher denn auch um so eher wieder eine Abschwächung eintreten kann». Unter den angeführten zwölf Beispielen haben jedoch nur zwei das erste von diesen Verben, keines das zweite. Ich wiederhole hier einige von diesen Beispielen:

It. 1. *volevo dire, non intendo dire cioè volevo dire* (Prs. Sposi);

2. *cosa fate voi qui? Veniva in traccia di lei* (Gold.);

3. *permettetemi, ch'io cerchi il mio servitore, e che lo mandi a sospendere l'ordinazion della posta. Erano già ordinati cavalli?* (Cur. Acc.));

Span. 4. *pronto aqui, lerdas . . . Donde estabais* (Am. Tec.);

Franz. 5. *o filz, cui ierent mes granz heredites Mes larges terres dont jo aveie asez* (Alexis);

6. *Quand voyant l'âne même à son autre accourir: Ah! c'est trop, lui dit-il, je voulais bien mourir, Mais c'est mourir deux fois que souffrir tes atteintes* (Lafont.);

7. *hélas, faut-il que je perde mon père, la seule chose qui me restait au monde* (Mol.).

In einigen von diesen Beispielen scheint es mir nun sogleich aufzufallen, dass der Gebrauch des Imperfekts gar nicht einer Erklärung aus Bescheidenheitsgründen bedürfe. Vielmehr leuchtet es ein, dass wir es nur mit einer einfachen Attraktion zu thun haben, dass der Sprechende sich in eine Zeit versetzt, welche er im Verhältnis zu derjenigen, in der er spricht, als eine vergangene ansieht. So in dem ersten Beispiele. »Ich vermag nicht zu sagen was ich sagen will (wollte)», d. h. ich sage jetzt nicht, was meine Absicht zu sagen war. Ein solcher Ausdruck ist auch in anderen Sprachen, wenigstens im Schwedischen, geläufig. So auch das zweite Beispiel. »Was machen Sie?» »Ich komme um Sie zu suchen» — aber »ich kam» (ich bin jetzt hier) ist ebenso natürlich, die vergangene Zeit im Verhältnis zu der Situation ist nichts weniger als unerklärlich und sogar sehr am Platze Was das Beispiel 3 betrifft, so versetzt sich der Fragende in die Zeit zurück, wo der Gefragte über die Sache unterrichtet wurde. »Waren die Pferde schon bestellt» heisst so viel wie: sahen Sie, hörten Sie ob die Pferde bestellt waren, waren sie bestellt als Sie draussen waren o. Ä. Solche Ausdrücke giebt es in der alltäglichen Sprache im Schwedischen genug; die Wirtin fragt, nachdem sie das Kind geschickt hat um zu sehen ob alles für die Mahlzeit bereit ist: »war das Essen fertig? war der Tisch gedeckt?» u. s. w. — Wenn Alexius' Vater sagt, dass er der Habe genug besass, so ist dies natürlich mit dem Gedanken zusammenzustellen, der in *cui ierent* ausgedrückt ist: er denkt an die Zeit, wo er gestor-

ben sein wird. Die Richtigkeit dieser Zusammenstellung bezeugt er selbst, indem er gleich nachher sagt: *puis mun deces en fusses enorez.* — Der Gedankengang, der im Molière'schen Beispiel (7) das Imperfektum vorgeschrieben hat, ist genau derselbe: der Sohn denkt an den Tod des Vaters als ein vollendetes Faktum.

Nicht ganz so deutlich sind die Beispiele 4 und 6, aber auch hier wird man ohne die Bescheidenheitserklärung ganz gut auskommen. Wenn der Spanier fragt: »von wo wart ihr?» so bringt er seine Frage in Zusammenhang mit der Situation: kommt hierher — von wo seid ihr gekommen, welche Gegend brachte euch hervor? — Bei Lafontaine wieder ist das Imperfekt sehr ausdrucksvoll und offenbar mit Absicht verwendet. Der Löwe will sagen, dass er schon zum Sterben bereit war, als der Esel erschien; jetzt dünkt er sich wegen der Schande doppelt tot.

Meine Auffassung dieser Erscheinung gewinnt durch verwandte Tempusattraktionen im Schwedischen eine Stütze. Ich erwähne zuerst die Ausrufe: *det var skönt!*, *det var tusan!* u. s. w., die sich auf Präsens beziehen und statt deren der Deutsche *das ist schön!* u. s. w. sagen würde. Das Volk gebraucht ferner in gewissen Gegenden sehr oft das Imperfektum, besonders von wissen, um auf eine Frage, wo das Verbum in vergangener Zeit steht, zu antworten. Man fragt: ist er schon gekommen? hat er das gethan? waren die Kinder schon hier? — und antwortet: ich wusste nicht. — Ich will einige (von Dr. I. Uschakoff gelegentlich aufgezeichnete) Beispiele anführen.

1. *Vart må hon jikk (Wo ging sie wohl)? — Inga visst ja (Das wusste ich nicht).*
2. *Vart for dendär kar'n (Wo fuhr der Mann hin)? — Int visst ja.*
3. *Tåm kund prata, Gud visst hur mykij (Sie konnten plaudern, wusste Gott wie viel).*
4. *Kva meina hon med he (Was meinte sie damit)? — Inga visst ja*

5. *De va blad bårt i boken (Es fehlten Blätter in dem Buche). — No trod ja he (Das glaubte ich wohl).*
6. *Vist här U. va ja drömd i vårast (Wussten Sie was mir im Frühjahr träumte)?*
7. *Lindfors Gusta kåmd hi å had en vit ludi mysså på huvu, å ja ble så redd. Moster va hi å, men ja visst int om hon ble redd. — (L. G. kam hierher und hatte eine weisse Pelzmütze auf dem Kopfe und mir wurde so bange. Die Tante war auch hier, aber ich wusste nicht, ob ihr bange wurde).*

Noch besser als aus diesen Beispielen (die ja auf rein formaler Ausgleichung beruhen können) geht die psychologische Attraktion aus dem folgenden hervor. Wenn man fragt: *Ä Lindfors hemma (Ist L. zu Hause)?* so heisst es, dass der Gefragte nicht bei L. gewesen ist und nur um seine Ansicht gefragt wird; dann antwortet er auch mit Präsens. Ist er aber beim Nachbar gewesen, so fragt man: *War L. zu Hause?* und wenn er sich nicht darüber erkundigt hat, antwortet er: *ich wusste nicht.*

Zuweilen, aber nur in Ausnahmefällen, wird eine präsenische Frage mit *ich wusste nicht* beantwortet; der Ausdruck ist dann gleichsam formelhaft geworden.

Vielleicht können die nach Meyer-Lübke anzutreffenden *volevo, potevo* in dieser Weise erklärt werden. Aber ich glaube jedenfalls, dass sie zuerst aus Fällen der erwähnten Attraktion hervorgegangen sind.

W. Söderhjelm.

Die erste Einführung in das historische Sprachstudium, besonders des Deutschen.

»Wie soll ich meine historischen Sprachstudien anfangen?» Diese Frage wird uns bei Beginn jedes neuen akademischen Lehrjahres von zahlreichen jungen Zuhörern ge-

stellt. Was sie in erster Linie zu brauchen scheinen, nachdem sie der praktischen Spracherlernung in der Schule den Grund gelegt haben, ist ein elementarer Überblick über das, worum es sich eigentlich handelt, was die Geschichte der einen oder der andern Sprache eigentlich sagen will. Bis in die allerletzten Zeiten hinein hat wohl niemand in der Schule den geringsten Begriff von diesen Sachen bekommen, und auch jetzt, wo die Lehrer im allgemeinen fähig wären, ihren Schülern eine Idee von der historischen Sprachbetrachtung zu geben, geschieht dies wohl in den allermeisten Fällen nicht. Ich will keineswegs die geschichtliche Grammatik in die Schule eingeführt wissen, was ja übrigens, in Anbetracht unserer beschränkten Stundenzahl, ganz unmöglich wäre, auch in der alleranspruchslosesten Form; in Anschluss an den grammatikalischen Unterricht und vielleicht an die die Textinterpretation begleitenden semasiologischen u. a. Erklärungen könnten jedoch, meine ich, hie und da historische Rückblicke stattfinden — aus Erfahrung weiss ich, wie sehr solches die Schüler interessiert — und ganz undenkbar scheint es ja auch nicht, dass vorgeschritteneren Schülern in einer besonders dafür geeigneten Stunde eine kurze Übersicht über den äusseren Gang der Entwicklung, mit Beispielen aus der Laut- und Formlehre, gegeben werden könnte.

Doch, dies nur als eine Parenthese. Immerhin wird es für die jungen Studenten wichtig sein, gleich ein Buch in die Hände nehmen zu können, das sie in kurzen, klaren Zügen in den Stoff einleitet, besonders da sie, wegen der beschränkten Lehrkräfte, nicht immer anf ein propädeutisches Kolleg zu rechnen haben. Ein gutes Handbuch, das an die moderne Sprache anknüpft und ihre Erscheinungen im Licht der historischen Betrachtung beleuchtet, ist daher unumgänglich notwendig als erste Orientierung; wenn die Hauptpunkte einmal klar sind, können sie mit umso grösserem Erfolg bei eingehendern Studien ausgearbeitet und zerlegt werden. Dies wird ja den Studenten teils in der ersten Vorlesung jedes Herbstsemesters, teils privatim auseinandergesetzt; was di wissenschaftliche Litteratur in dieser Hinsicht bietet wird er-

wähnt und besprochen, und Ratschläge werden ihnen gegeben. Aber es handelt sich nicht nur um die Studenten. Je mehr man in letzter Zeit auch bei uns zur Einsicht der Notwendigkeit einer historischen Grundlage für die Sprachstudien gelangt ist, um so mehr macht sich — das hoffe ich wenigstens — auch bei denjenigen Sprachlehrern und -lehrerinnen, die keine historische Schulung hinter sich haben, das Bedürfnis geltend sich einen wenn auch noch so elementaren Begriff von der Geschichte ihrer Sprache zu erwerben. Diese Wünsche möchte ich lebhaft ermuntern, und besonders zu diesem Zweck habe ich hier das Wort ergriffen. Ich habe gedacht, es könnte nützlich sein eine Zusammenstellung und Charakteristik solcher Hülfsmittel, die besonders auf deutschem Sprachgebiete in ziemlich grosser Zahl vorhanden sind, zu geben.

Die »Einführungen», von denen hier die Rede sein wird, zerfallen in drei Gruppen. 1. Handbücher, die historische Erörterungen für den Anfänger an einen der älteren Sprachstufe entnommenen Text anknüpfen. 2. Solche, die ohne einen Text zu kommentieren, eine zusammenhängende Darstellung der Hauptlinien der historischen Entwickelung geben. 3. Grammatiken, worin die moderne Sprache Zweck und Hauptsache ist, wo aber die Erscheinungen durchweg historisch beleuchtet werden.

Die erste Gruppe kommt hier am wenigsten in Betracht. Zu ihr gehören für das Deutsche Zupitza's Buch *Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen* und für das Französische Voretzsch's nach dem Muster desselben ausgearbeitetes, jedoch viel weitläufigeres Werk *Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache.* Die Verdienste dieser beiden Bücher sind gross und anerkannt, und in gewisser Beziehung erfüllen sie sicher alle berechtigten Ansprüche und leisten dem angehenden Neuphilologen vorzügliche Dienste. Ihr Hauptzweck ist jedoch, wie schon die beiden Titel besagen, ein ganz spezieller, sie wollen vor Allem eine Anleitung zum Studium der mittelalterlichen Sprache sein und diesbezügliche Übungen an der Universität ersetzen. Freilich geht besonders Voretzsch über diese Grenzen weit hinaus,



so dass man aus seiner grammatikalischen Synthese einen gewissen Überblick über die historische Entwickelung gewinnt, aber jedenfalls auf einem Umwege. Sind sie also für Studierende, die auf eigene Faust eine Vorstellung von dem Mittelhochdeutschen, resp. dem Altfranzösischen, haben wollen, von grossem Werte, so ist ihr Nutzen für die andere und hauptsächliche Kategorie der Lernenden, die ich hier in Betracht nehme, fraglicher.

Die zweite Gruppe ist die wichtigste, da hier schon die besten, unserem Zwecke am meisten entsprechenden Werke zu finden sind und da es ja auch innerhalb dieser Sphäre leichter ist, Vollständigeres und Übersichtlicheres zu leisten als innerhalb der anderen Kategorien. Für das Französische haben wir hier zuerst Darmesteter's *Cours de grammaire historique de la langue française,* in vier Teile zerfallend, die die Lautlehre, die Flexionslehre, die Wortbildungslehre und die Syntax behandeln und von denen von Zeit zu Zeit neue Auflagen erscheinen. Es wäre unrecht zu verhehlen, dass dieses Werk in manchen Einzelheiten vieles zu wünschen übrig lässt, nicht nur in Bezug auf Vollständigkeit — die natürlich bei weitem nicht erzielt werden kann — sondern auch insofern als auf die Ergebnisse der letzten Forschungen nicht immer (und noch immer nicht, trotz der vielen Auflagen der ersten Teile) genügende Rücksicht genommen wird. Andererseits aber hat es sehr grosse Verdienste: die »äussere Geschichte der franz. Sprache» giebt gleich eine Darstellung der ganzen Sprachentwickelung bis in die neueste Zeit hinein, und so wird auch überall bei den Erscheinungen der »inneren Geschichte» der ganze Verlauf berücksichtigt. Von besonderem Nutzen und Interesse ist die Syntax. Im Vergleich mit der zehn Jahre früher erschienenen *Grammaire historique de la langue française* von Brunot hat Darmesteter besonders das Verdienst nicht nur, wie dieser, das Afz. und das Nfz. mit einander zu vergleichen, sondern auch die Sprache der zwischenliegenden Zeit zu betrachten, was besonders für die Syntax ergiebig ist. Natürlich wird Darmesteter von Nyrop überholt, aber dieses grosse Werk betrachte ich nicht mehr als

zu den propädeutischen Handbüchern gehörend. Natürlich sollte aber ein jeder, der sich mit französischen Sprachstudien beschäftigt, das nicht nur stofflich überaus reiche und gediegene sondern auch durch die Darstellung fesselnde Buch besitzen, um darin immer nachschlagen zu können. — Schwan-Behrens (wo die Syntax fehlt) und Clédat beschränken sicn auf das Altfranzösische.

Unter den einschlägigen Arbeiten für das Deutsche muss Behaghel's in der Sammlung »Das Wissen der Gegenwart» erschienene bekannte Buch *Die deutsche Sprache* an erster Stelle genannt werden. Ich habe, aus Anlass der zweiten Auflage, in den Neuphil. Mitt. (1902, S. 116 ff.) erwähnt, was ich, in Anbetracht unseres Zweckes, in diesem Buche anders haben wollte: die rein geschichtlichen Thatsachen scheinen mir oft zu wenig ausgeführt oder hervorgehoben, das Verhältnis zwischen den diesbezüglichen Kapiteln und andern für uns weniger wichtigen (z. B. das von den Eigennamen, das von den Unterschieden zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache) ist etwas ungleich, der Standpunkt der Anfänger wird, was einige linguistische Einzelheiten betrifft, nicht immer eingehalten u.s.w. Das ändert aber nichts an der Brauchbarkeit und der Zweckmässigkeit des Buches, und so wird es sicher neben den anderen Versuchen auf demselben Gebiete seinen hervorragenden Platz behaupten.

Einige von den anderen hierhergehörigen Kompendien verfolgen übrigens teilweise andere Zwecke. Dies ist natürlich der Fall bei Müllendorffs *Paradigmen zur deutschen Grammatik*, aber auch Fr. Kaufmanns kleine *Deutsche Grammatik* (2. Aufl.) enthält kaum mehr als eine gedrängte, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der Laut- und Flexionsverhältnisse im Got., Ahd., Mhd. und Nhd. — jedenfalls nicht lauter Paradigmen, sondern auch Regeln; das Büchlein ist besonders für die Repetition sehr nützlich. Zu demselben Typus gehört auch O. Brenners 1896 erschienenes Buch *Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache* (»zugleich Erläuterungen zu meiner mittelhochdeutschen Grammatik und zur mittel-

hochdeutschen Verslehre, mit einem Anhang: Sprachproben»). Diese Arbeit ist in erster Linie für Lehrer des Deutschen an oberdeutschen Schulen bestimmt, und infolge dessen werden dialektische bzw. oberdeutsche Eigentümlichkeiten immer angeführt. Ihr Verdienst ist vor allem eine reiche Fülle des Materials; auch den urgermanischen Formen wird überall Rechnung getragen. Weniger vorteilhaft für den Anfänger ist, dass der Reichtum an Stoff nicht immer einen so klaren Überblick zulässt, wie man ihn in einer solchen Arbeit wünschte, dass das Mittelhochdeutsche den Mittel- und Ausgangspunkt bildet und dass auf das Griechische so oft Bezug genommen wird. Jedenfalls bietet Brenner's Buch in kurzer Form einen überaus belehrenden Inhalt. Es versteht sich, dass hier weder die »äussere Geschichte» der Sprache, noch die Syntax oder die Bedeutungslehre Platz gefunden haben.

Eine Ergänzung zu denjenigen Lehrbüchern, welche sich ausschliesslich oder vorwiegend mit der formalen Seite der Sprache beschäftigen, zugleich auch ein Seitenstück zu Behaghel's Buche bildet O. Weise's *Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen,* das innerhalb weniger Jahre fünf Auflagen erlebt hat (die neueste ist vor kurzer Zeit erschienen, Verlag B. G. Teubner in Leipzig). Von dem Verfasser sind viele Arbeiten über deutsche Sprache und deutsches Volkstum vorhanden, besonders wird seine *Aesthetik der deutschen Sprache* gelobt [1]). Als Ausgangspunkt für die Darstellung in dem oben genannten Werke stellt Weise die Verbindung der Sprache mit dem Volkstum auf, und er will über die Ursachen des Sprachlebens namentlich während der neuhochdeutschen Zeit aufklären. Zu diesem Zwecke betrachtet er die kulturhistorischen Erscheinungen älterer und neuerer Zeit im Zusammenhang mit der Sprache, versucht den sprachlichen Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands aus den Verschiedenheiten in geistiger Anlage und Gemütsbeschaffenheit zu erklären, setzt das Verhältnis

---

[1]) Er hat auch Polle's *Wie denkt das Volk über die Sprache* neu bearbeitet und herausgegeben

des Stils zu dem Zeitgeiste auseinander und dergleichen mehr. Solche Gesichtspunkte sind ja nützlich und interessant, und können ein gesundes Gegengewicht zu der vorherrschenden rein formalen Art der Darstellung sprachlicher Dinge bilden. — Aber inwieweit ist es möglich hier auf dem streng wissenschaftlichen Boden stehen zu bleiben? Das Verhältnis der Sprachentwicklung zu den »umgebenden Faktoren» dürfte noch einstweilen ein zu dunkles sein um nicht der individuellen Phantasie freien Spielraum zu lassen. Wenn dann das betreffende Individuum für derartige Streifzüge im Gebiete der fesselnden Kombinationen beanlagt ist, so kann das Ergebnis zweifelhaft werden. Ich will nicht sagen, dass dies hier im Allgemeinen der Fall sei, aber immer wieder stösst man doch auf allzu schön ausgezierte Schilderungen, hinter denen der Kern der Sache sich entweder lange suchen lässt oder überhaupt verborgen bleibt. Wenn man so etwas liest wie S. 62: »Wie das dunkle Haar und Auge von Süden allmählich nach Norden vordringt und dem altgermanischen Gepräge immer mehr Gebiet streitig macht, so haben auch die wichtigsten Lautgesetze unserer Schriftsprache (sic!) ihren Siegeslauf in Oberdeutschland begonnen». Solches macht stutzig. — Ich erwähne noch einiges Schiefe oder Unklare S. 8: »Zum Glück geben uns über die Form des Ahd. noch verschiedene altertümliche Sprachreste Auskunft, die ihr Dasein bis jetzt gefristet haben». Als wenn wir nur dadurch das Ahd. kennten! — S. 39. Die deutsche Wortstellung als einen besonderen Beweis für die »Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart» gegenüber dem Frz. zu betrachten ist mindestens eigentümlich. — S. 45. Es wird als für das Deutsche bezeichnend hervorgehoben, dass es bestrebt ist, Missverständnisse zu verhüten: »daher erklärt sich der Überfluss und die Fülle des Ausdrucks in zusammengesetzten Wörtern»! — Weil die stärkste deutsche Eigenschaft die Treue ist, so sind die Deutschen der Gefahr entgangen ein so hässliches Wort wie *perfidie* in ihrer Sprache zu haben (S. 49). — »Ulf (Wolf) und Björn (Bär) sind noch heute die häufigsten Vornamen in Skandinavien» (S. 57). Im Gegenteil, sie gehören zu den

seltensten. — S. 64. »Die Lautbewegungen, die von Oberdeutschland ausgingen, brachen sich meist an dem Walle des starren Sachsentums». Ist wirklich die Begrenzung der hd. Lautverschiebung auf die konservative Anlage der Norddeutschen zurückzuführen? — S. 72 ff. In diesem ganzen Kapitel, »Mundart und Schriftsprache» werden anscheinlich Laut und Lautzeichen verwechselt; dieses beruht natürlich auf unklarer Formulierung. — Eine ganz falsche Vorstellung von den Thatsachen erhält man, wenn S. 144 gesagt wird, dass der Umlaut zuweilen »beseitigt» wird und als Beispiel die neuen analogischen Formen des Gen und Dat. der fem. i-Dekl. angeführt werden. — Die Anm. 1, S. 145: »Weil -er keine Biegungssilbe ist, steht es bei Kinderchen, Kinderlein u. a. vor der Verkleinerungsendung» ist mindestens eigentümlich abgefasst. — S. 147 wird von »unvollkommenen Wörtern» gesprochen, »die ihre Mehrheit aus einem anderen Stamme ergänzen, Beisp. Bau — Bauten! — S. 189. Die volksetymologische Umbildung fremder, nicht verstandener Wörter erscheint dem Verf. als ein Zeichen dessen, dass die Vaterlandsliebe in den niederen Ständen stärker ist als in den höheren; es heisst: »So zeigt also das Volk in seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, mehr Streben nach Wahrheit und Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte»(!). Ähnliche Beispiele giebt es in Menge. Man sieht, wie weit von dem philologischen Standpunkte das popularisierende Plaudern über sprachliche Dinge führen kann.

Als durchgehenden Zug kann man noch den Chauvinismus hervorheben, der für die deutsche Sprache Eigenschaften und Verdienste beansprucht, welche keineswegs ihr allein zukommen; die rein linguistischen Thatsachen sind zu knapp und infolge dessen zuweilen unklar dargestellt; die Aufstellung ist ziemlich willkürlich und ohne Konsequenz durchgeführt; hin und wieder werden ungleiche Sachen zusammen behandelt; die Syntax wird sehr stiefmütterlich ab-

gefertigt. — Als Gegengewicht zu diesen weniger vorteilhaften Seiten des Buches kann man den fesselnden Stil, die manchmal interessanten und aufklärenden Einzelbemerkungen und die eingehende Behandlung der Bedeutungslehre stellen. Es ist in vielen Stücken belehrend und ergiebt neue Gesichtspunkte für die Betrachtung des Stoffes, aber eine durchgeführte Übersicht über die Entwicklung giebt es weder in äusserer noch in innerer Beziehung, und der wissenschaftliche Standpunkt ist mehrfach zu Gunsten des fesselnden Popularisierens geopfert worden.

Die klarste und übersichtlichste Darstellung der äusseren Geschichte des Deutschen, der historischen Laut- und Formenlehre ist noch immer in Lichtenbergers *Histoire de la langue allemande* zu finden; nur ist das Werk für eine erste Einführung zu umfangreich, wenigstens in den zwei letztgenannten Teilen.

Zu der dritten Gruppe gehören für das Deutsehe (ich kenne für das Französische nichts Empfehlenswertes) die grossen grammatikalischen Handbücher von Blatz, Heyse-Lyon, Engelien und Sütterlin, von denen wohl das letztgenannte *(Die deutsche Sprache der Gegenwart)* auf dem modernsten Standpunkte steht. Jedenfalls sind auch alle diese Werke zu umfangreich und vorwiegend als Nachschlagebücher zu empfehlen. Eine knappere und übersichtlichere Darstellung findet sich aber in einem ganz neulich erschienenen Buche, das ich jedem Studierenden und Lehrer aufs Beste empfehlen möchte und von dem ich hoffe, dass es auch in unseren höheren Lehranstalten eingeführt werde. Ich meine die *Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten* von L. Sütterlin und A. Waag. (Leipzig, R. Voigtländer, 1905). Hier ist, meiner Ansicht nach, zum ersten Mal der Versuch glücklich durchgeführt worden, die kurze Darstellung der Grammatik der neueren Sprache in ein klares und doch nicht überströmendes historisches Licht zu stellen. Man muss sich wirklich wundern, wie gut es den Verf. gelungen ist, für alles Notwendige in der einen und der anderen Beziehung Raum gefunden zu haben. Zu diesem guten Resultate hat

ohne Zweifel der Umstand beigetragen, dass das Ries'sche System, nach dem Sütterlin sein grosses Buch aufgebaut hatte, hier verlassen worden ist um der älteren weit übersichtlicheren Aufstellung Raum zu geben. Besonders hervorragend finde ich die Lautlehre. — Im Einzelnen kann man einige Desiderata hegen: § 112 hätte man eine Erklärung des neutralen Geschlechts lebendiger Wesen gewünscht, § 143 eine deutlichere Unterscheidung zwischen »ursprünglich» und »urgermanisch», § 172 die vokalische Entwickelung mehr ausgeführt, die ganze Geschichte der Deklination vielleicht ein wenig breiter behandelt, § 174 die dritte und vierte Ablautsreihe nicht zusammengeworfen, etwas mehr historische Überblicke in der Syntax — aber im Grossen und Ganzen muss man dieses Büchlein mit der aufrichtigsten Freude begrüssen. Wie gesagt, ich hoffe dass es auch bei uns viel gutes ausrichten und denjenigen Lehrern, die noch immer in den alten Geleisen wandeln, die Augen öffnen wird. Die Ausstattung ist ganz vorzüglich, und der Preis nur Rmk 2: 25.

Ich betrachte es als ein gutes Omen für die hier besprochene Sache, meine kleine Übersicht mit der Anzeige des Sütterlin-Waagschen Buches abschliessen zu können.

W. Söderhjelm.

Germanische Miszellen.

Urgermanische Lautregel.

I. *Nach der Durchführung von Verner's Gesetz und Sievers' Regel ist h nach labialem Vokal geschwunden.* Beispiele unter got. *fawai, hauhs, hiuma, ni-û, niujis, sniwan, taujan, þau,* ahd. *frô, klâwa, scouwôn, strô, Ûo,* aisl. *deyia, tiá (~ tióa), tǽfa (~ tóa, týia).*

Wenn got. *h* im Auslaut zu *h* wurde (*Brugmann* I. 1, 608), so ist dies jedenfalls eine Regel jüngeren Datums als die obige.

Gemeinnordische Lautregeln.

II *Vorhergehendes r oder l hat die Brechung von e*

nicht verhindert, wo ein u dem e unmittelbar nachfolgte. Die wichtigsten Beispiele liefert die zweite Klasse der starken Zeitwörter, und zwar liegt der Brechungsprozess in den agotl. Formen *briauta, liauta, fliauga* ganz besonders klar [1]). Weitere Beispiele unter aisl. *frǽ, gliá, hlǽr, sliór, tré.*

III. Während die Verbindung *Vokal + u < Vokal + ḫu* schon vor der gemeinnordischen Synkope einsilbig wurde, *war die Verbindung Vokal + u < Vokal + wu,* wo der Konsonant sich länger hielt (*Noreen,* Aisl. Gr. III § 227. 1 a und A. 1; § 227, 2), *zur Zeit der Synkope noch zweisilbig, und das u wurde, wo es in unbetonter Silbe stand, synkopiert.*

Demnach giebt urn. *-ewu-*

a. aisl *ió (iú),* aschw. *iū,* wo das *u* nebentonig war und bewahrt werden musste [2]). Beispiele unter aisl. *hlǽr, iór, siór, tré.*

b. aisl. *ió,* aschw. *iō* (die Länge beruht auf Ersatzdehnung), wo das *u* in unbetonter Endsilbe stand und synkopiert werden musste [3]). Beispiele unter aisl. *frǽ, hlǽr, miór, sliór, tré.*

c. aisl. *ió,* aschw. *iā* (die Länge beruht auf Ersatzdehnung), wo das *u* in unbetonter Mittelsilbe stand und synkopiert werden musste [4]). Beispiele unter aisl. *skiór, -þér.*

IV. *Beim Übergang ƕ > w trat keine Ersatzdehnung ein.*

Es wird allgemein angenommen [5]), dass *ƕ* ein einfacher Laut war, der sowohl mit dem *h* als auch mit dem *w* Ähnlichkeit hatte. Hieraus ergiebt sich, dass der »Wegfall des *h*» aus der Verbindung *ƕ* eine qualitative Veränderung war, keine quantitative. Von Ersatzdehnung kann hier also nicht die Rede werden, und die Brechung eines vorhergehenden *e* geht ungestört vor sich. (Vgl. *Läffler,* Om *v*-omljudet

---

[1]) Vgl. *Pipping,* Neuphil Mitt. 15. Nov.—15. Dec. 1902, S. 18, Mom. 4.

[2]) *Pipping,* a. a. O. Mom. 3a, teilweise berichtigt von *Nordenstreng* in Nordiska Studier, tillegnade Adolf Noreen, S. 63 ff. und besonders S. 68. (Vgl. auch *F. Jónsson,* N. T. f. Fil. Tr. R. XIII 34.) Über aisl. *ió > ió* siehe Regel X.

[3]) *Pipping,* a.a. O. Mom. 3 c.

[4]) *Pipping,* a.a. O. Mom. 3 d.

[5]) Vgl. doch *Streitberg,* IF XIV. 495 ff.

S. 10; *Noreen*, Aisl. Gr.[III] § 87; *Kock*, Ark. XVII 167, Fussnote). Näheres unter aisl. *iór, séa.*

V. *Kock's* Regel (IF V 166—167) über die umlautende Wirkung von *w* bedarf einer Verdeutlichung. Es muss ausdrücklich gesagt werden, *dass die Diphthonge* (auch die Brechungsdiphthonge), nicht nur die langen Vokale, *durch ein unmittelbar nachfolgendes, antekonsonantiges, bez. auslautendes w umgelautet wurden, wenn das w schwand*[1]). Beispiele unter aisl. *frǽ, iór, miór, siór, skiór, sliór, sniór, sǫ́l, vǫ́.*

VI. *Vor zwischenvokaligem w (nicht ƕ) wurde kurzer Vokal gedehnt.* Beispiele unter got. *hauhs* (aisl. Nplm. *háfir*), ahd. *frô* (aisl. Superl. *fráfastr*), ahd. *klâwa* (aisl. Inf. *klá*), ahd. *scouwôn* (aisl. *skǽmaðr*), aisl. *ái, áinn, frǽ, frúva, gliá, hlǽr, klé, knúi, láfi, lé, miór, pái, páfi, séa, siór, skiór, sliór, sniór, tiá (~ tióa), tǽfa, (~ tóa, týia).*

Die Dehnung fand statt

a. nach der gemeinnordischen Synkope. Vgl. aisl. *mǽr* < **măwiʀ*.

b. nach dem Wegfall des *w* vor ursprünglichem Labialvokal. Siehe unter aisl. *skiá, skiór, sliór.*

c. vor dem Wegfall des *w* in der Stellung vor labialumgelautetem Vokal. Siehe unter aisl. *skiór.*

d. bevor bewahrter Vokal Brechung wirkte. Siehe unter aisl. *frǽ, gliá, hlǽr, miór, séa, siór, skiór, sliór, sniór, tiá (~ tióa), tǽfa (~ tóa).*

Ob auch der engste Vokal *i* von dieser Dehnung betroffen wurde, bleibt unsicher. Siehe unter aisl. *skiór, snifinn.* Enge Vokale hatten in den nordischen Sprachen eine geringere Tendenz zur Dehnung, als die offenen. Vgl. *Hesselman,* Stafvelseförlängning och vokalkvalitet S. 89.

VII. *Zwischen langem und nasalierten Vokal schwindet w, und zwar vor der Durchführung der Regel IX.* Dieser Wegfall von *w* bewirkt keinen Umlaut. Vgl. *Kock,* IF V

---

[1]) Vgl. *Kock* über aisl. *ey* IF V 158, Ark. XVII 368.
v. Friesen über neugotl. *snoy, froy, sloygur* in »Nord. Bidr.», Skrifter utg. af Hum. Vet. Samf i Uppsala VII 2. S. 24 f.
Noreen, Aisl. Gr. III § 74. 16.



166—7 und Regel V oben. Beispiele unter got. *fawai* (aisl. Asgm. *fán)*, got. *hauhs* (aisl. Asgm. *hán)*, ahd. *frô* (aisl. Asgm. *frán)*, aisl. *ái, dáinn, gliá, glóa, hiá, knúi, léa, miór, ná, pái, séa, sliór, tiá (~ tióa)*.

VIII. *Vor zwischenvokaligem w wird ai zu ā*[1]) *und zwar erst nach dem Wegfall von w im Auslaut, vor Konsonant und vor urn. u*[2]). Beispiele unter aisl. *hrǽ, siór, sniór, sól, vó*. Über das hierher nicht gehörende aisl. *sǽing* siehe ebenfalls unten.

Altwestnordische Lautregeln.

IX. *Vor bewahrtem w wird é zu ǽ und zwar nach der Durchführung der Regel VII.* Beispiele unter ahd. *scouwôn*, aisl. *frǽ, gliá, hlǽr, siór, sliór, sniór, tǽfa (~ tóa)*.

X. *Der Diphthong ió wird zu ió.* Beispiele unter aisl. *iór, miór, siór, sniór.* Vgl. auch Regel III.

Im Ostn. werden die Diphthonge *iǭ* und *iō* auseinandergehalten. Siehe *Hultman*, »De östsvenska dialekterna» in »Finländska bidrag» Helsingfors 1894, S. 121, Fussnote, Ark. XVII 215, *Kock* IF V 156, Fussnote, Ark. XVIII 255, *Noreen*, Aschw. Gr. § 69. 2, § 99. Anders *v. Friesen* in »Nord. Bidr.» S. 50, Fussnote. Es scheint mir, dass *v. Friesen's* Haupteinwand gegen *Hultman* durch obige Regel beseitigt wird.

Gothisch.

Got. **fawai** »pauci» und Verwandtes. **A**. Stamm *fauh-* > *fau-* (I[3]): got. *fawai;* ahd. *fao* > *fô;* urn. *fauauisa* (Seeländer Brakteat); urn. **fawaR* > aisl. Nsgm. *fár;* urn. **fa-*

---

[1]) Vgl. zu dieser Frage:
Holtzmann, Altdeutsche Grammatik. I. 85.
Bugge, Ark II 208.
Noreen, Aisl. Gr.^{II} § 57, 3, Aisl. Gr.^{III} § 93, 3; Aschw. Gr. § 80, 3.
Hultman, Ark. XVII 209 ff.
v. Friesen, Nord. Bidr. samt Ark. XIX 334 ff.
Kock, Ark XVII 355 ff, XVIII 226 ff, XX 258 ff.

[2]) *Kock*, Ark. XX 278.

[3]) Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Nummern meiner Regeln.

wana > **jāwąn* (VI) > aisl. Asgm. *fán* (VII); urn. **fawu(m)* > **fau(m)* (zweisilbig nach III) > aisl. Nsgf, Napln, Dsgmn, Dpl. *fó(m)*. **B**. Stamm *fauh-*: ahd. *fôhêr*. **C**. Stamm *fauw-*: ahd. *fouŭêr*. **D**. Stamm *fauʒ-*: nschw. *föga* »wenig« [1]).

Got. **hauhs** »hoch« und Verwandtes. **A**. Stamm *hauƕ-* > *hau-* (I), aisl. Nsgm. *hár* (< **hawaR*); Pl. *háfir* (VI); asgm *hán* (VI, VII); Nsgf, Dpl. etc. *hǫ́(m)*; aisl. Inf. *heyia* »zu Stande bringen« (*Läffler*, Ark. I 279, Fussn. 3). **B**. Stamm *hauh-*: ahd. *hôh*, aisl. *hór*, agotl. *haur*. **C**. Stamm *hauʒ-*: aisl. *haugr* m. »Hügel«; aschw. *høgher*, agotl. *haugr* »Hügel«, »hoch«.

Got. **hiuma** m. »Haufen«, »Menge« < **heuƕma*, neben *hiuhma* mit delabialisiertem *h*. Das Wort scheint mit *hauhs* ~ **hauƕs* verwandt zu sein. Vgl. *Uhlenbeck*, Etym. Wb. S. 73 und got. *hauhs* oben.

Got. **ni-û** »nicht wahr?« < **ni-ûƕ* (I). Über den Ursprung des *ƕ* siehe *Lidén*, Ark. IV 100. Vgl. got. *ni-h* »ne-que« und *þau* ~ *þauh* unten.

Got. **niujis** »neu« und Verwandtes. **A**. Stamm *neuƕ-* > *neu-* (I): got. *niujis*; urn. *niujil(a)* (Darum I), aisl. *nýr*. **B**. Stamm *neuh-*: got. *biniuhsjan* »nachspüren«, aisl. *niósn* f. »Neuigkeit«, urn. *niuha* [2]) (Stentofta, bis). **C**. Stamm *neuw-*: ahd. *niuuui* (*Braune*, Ahd. Gr.II § 114, A. 4); urn. *niuwila* (Næsbjærg). Über got. *niowi* (Pietroassa) siehe Anhang.

Got. **sniwan** »eilen« und Verwandtes. **A**. Stamm *sneuƕ-* > *sneu-* (I): got. *sniwan, sniumjan* »eilen«. Aisl. *snem(m)a* Adv. »rasch« ist durch urn. **snewan* beeinflusst worden; die regelrechte Form wäre **snióma* (vgl. ahd. *sliumo* < *sniumo*). **B**. Stamm *sneuw-*: ags *snéowan* »eilen«, aisl. *snøggr* »hurtig«. **C**. Stamm *snauh-*: got. Prät. *snauh* »eilte«. (Die landläufige Zerteilung *snau* +*(û)h* ist willkürlich.) **D**. Stamm *snauw-*: aisl *snǫggr* »hurtig«. **E**. Stamm *snūh-*: urn.

---

1) Anders *Tamm*, Et. Ordb. 192 b; *Falk* og *Torp*, Et. Ordb. 208.

2) *Bugge's* Beispiele von hiatusfüllendem *h* in urnordischen Inschriften (Norg. Indskr. I 83 u. 247) sind alle hinfällig. Über *snuh-eka* siehe unter got. *sniwan*, über *frohila* unter ahd. *frao*, über *(hari)-uha* unter ahd. *Ûo*. Über *muha* (Kragehul) spricht sich Bugge nicht mit Bestimmtheit aus.

snuh-eka (Stentofta; vgl. S. 149, Fussnote 2). F. Stamm *snūw-:* aisl. *snúa* »drehen» (VII); *snúðr* m. »Schnelligkeit».

Der Vokal in ags. *snówan* »eilen» u. a. bleibt dunkel. (Siehe *Noreen*, Urg. L. S. 35.)

Got. **taujan** »machen» < **tauhvjan* (I), Causativum zu **teuhvan.* (Vgl. got. *tiuhan* < **teuhan*). Ahd. *zouuen* < **tauwjan.* 8 Vgl. *Braune,* Ahd. Gr. § 358. A. 3.

Der Vokal in got. *(ubil) -tôjis* »Missethäter», aisl., ags. *tól* »Werkzeug» bleibt dunkel. Vgl. ags. *snówan* (unter got. *sniwan).*

Got. **þau** < **þauhv* (I) »als» u.s.w. neben *þauh* mit delabialisiertem und deshalb bewahrtem *h.* Vgl. *ni-û* oben Ebenso *inû(h), hvarjô(h), hvarjanô(h). Braune,* Got. Gr.IV § 62, A. 4. Dass es sich nicht bloss um graphische Varianten handelt, geht aus aschw. *þō* = *þauh* neben *þø* = *þau* hervor.

Althochdeutsch.

Ahd **frô** »froh» und Verwandtes. **A.** Stamm *frauhv-* > *frau-* (I): ahd. *frao* > *frô;* urn. *frawaraðaʀ* (Möjebro, siehe *Läffler*, Ark I 275, Fussnote 2); urn. **frawaʀ* > aisl. Nsgm. *frár* »frisch, gesund, rasch»; urn. **frawana* > aisl. Asgm. *frán* (VI, VII). Der aisl. Superl. *fráfastr* hat langes *a* nach VI. **B.** Stamm *frauh-:* urn. *frohila* [1] (Darum II); urgotl. **frauhila* [2] > neugotl. *Froyel* (der Name eines Kirchspiels); aisl. *frór* = *frár.* **C.** Stamm *frauw-*: ahd. *frou, freuuui, freuuuidha (Braune,* Ahd. Gr. § 114. A. 3). **D.** Stamm *fruʒ-:* aisl. *frygð* f. »Freude».

Ahd. **klâwa** f. »Klaue» und Verwandtes. Stammabstufung nach der siebenten Ablautsreihe und mit Schwund des zweiten Komponenten der Langdiphthonge, also: *klēhv-* ~ *'klōhv-* ~ *klauhv-*. **A.** Stamm *klēw :* ahd. *klâwa* (mhd. *klâ* hat analogischen *w*-Schwund erlitten, vgl. Stamm *klō-* < *klōhv-);* ags. *clá, cléo* f. *(Sievers,* Ags. Gr. § 112 A. 1). **B.** Stamm *klōhv-* > *klō-*

[1]) Vgl. S. 149, Fussnote 2. Der von *Bugge-Olsen* (Norg. Indskr. I S. 454) vorgeschlagenen Einschränkung von Läffler's Kontraktionsgesetz kann ich nicht beistimmen. Vgl. aisl. *hór, hár* (oben unter got. *hauhs)* und aisl. *tóa,*

[2]) Vgl. *Pipping.* Gotl. St. S 130 ff.

(I): ahd. *chlôa* f. »Klaue» aisl. Prät. *kló* »kratzte»; *kló* f. »Klaue». **C**. Stamm *klōʒ-:* aisl. Prät. Pl. *klógum* »wir kratzten». **D**. Stamm *klauƕ-* > *klau-* (I): ags. *cléa* f. (*Sievers*, Ags. Gr. § 111), mnd. *klawe* f. »Klaue», *klawen* »kratzen»; urn. **klawan* > **klāwa* (VI) > **klāa* (VII) > aisl. *klá* »kratzen»; urn. **klaujan* > aisl. *kleyia* »kratzen». **E**. Stamm *klauw-:* mnd. *klouwe* (*klauwe*) f. »Klaue», *klouwen* »kratzen»; aisl. Prät. Ptz. **klogguinn* »gekratzt» (nach dem Muster *sló* ~ *sleginn* durch *kleginn* ersetzt).

Ahd. **scouwôn** »schauen» und Verwandtes. Urg. *skeuƕ-* ~ *skauƕ-* ~ *skŭƕ-*. Grundbedeutung »schauen». Die vielfach begegnende Bedeutung *scheu* verhält sich zu *schauen* wie *vorsichtig* zu *sehen*. **A**. Stamm *skeuƕ-* > *skeu-* (I): urn. **skewaʀ* Adj.; dazu aisl. N. Pl. **skēwir* (VI) > **skǽfir* (IX), woraus aisl. *skémaðr* [auch direkt aus *skewa-maðr* abzuleiten [1])] ~ *skǽmaðr* »Heuchler» (wer Alles zur Schau trägt); urn. **skiwiʀ* Adj.; dazu aisl. *skímaðr* »Heuchler»; urn. G. D. Acc. Sg. **skewōn* > **ske-u* (ohne Brechung nach *Kock*, Ark XIX 250), wozu Nsg. **skea* > aisl. *skiá* f. »durchsichtige Haut»; urn. **skewaru* u.s.w. f. »scheuer Vogel, Elster» [2]); urn. **skiujaʀ* Adj., neuschw. *skyy* »scheu» (*Rydqvist* I 126); ndän. *sky*. **B**. Stamm *skeuh-:* ahd. **scioh* »scheu» (*Kluge*, Et. Wb[6]. 336 a), urn. **skeuhiru* »Elster», siehe unter aisl. *skiór*. **C**. Stamm *skeuw-:* urn. **skiuwiaʀ*, neuschw. *skygg* »scheu». **D**. Stamm *skauƕ-* > *skau-* (I): got. *usskaus* «vorsichtig», *usskawjan* »zur Besinnung bringen»; aisl. *[upp]skár* »offenbar». **E**. Stamm *skauw-:* ahd. *scouwôn* »schauen» (siehe *Kluge*, Et. Wb[6]. 334 a). **F**. Stamm *skuƕ-* > *sku-* (I): mnd. *schuen* »scheuen»; aisl. *skoða* »schauen». **G** Stamm *skuw-:* mnd. *schuwen* »scheuen»; mit *w*-Ableitung [3]): got. *skuggwa* m. »Spiegel»; aisl. *skuggi* m. »Schatten». **H**. Stamm *skuʒ-:* aisl. *skygn* »scharfsichtig», *skygna* »mit den Augen suchen». *Skygna* ist nicht aus

[1]) Warum die Brechung hier ausgeblieben ist, das will ich in diesem Zusammenhange nicht auseinandersetzen Vgl. S. 160, Fussn. 1; S. 165, Fussn. 2.

[2]) Vgl. ahd. *agazza* »Elster» mit got. *agis* »Furcht» verwandt? Näheres über die Entwickelung dieser urn. Formen unter aisl. *skiór*.

[3]) Vgl ahd. *scûwo* »Schatten».

skuggwinôn*[1]) abzuleiten, denn das Prät. heisst nicht **skygnaða,* sondern *skygnda.* **I. Stamm *skûh-* > *skû-* (I): ahd. *scû-char* »Spiegel» und mit *w*-Ableitung (vgl. got. *skuggwa,* aisl. *skuggi* oben): ahd. *scûwo* m. »Schatten».

Ahd. **strô** n. und Verwandtes. **A.** Stamm *strauh-* > *strau-* (I): got. *straujan* »streuen», ahd. *strao* > *strô* »Stroh», ags. *stréa* n. »Stroh», aisl. *stráða* »streute», *strá* n. »Stroh». **B.** Stamm *strauw-:* ahd. *strou,* gen. *strouwes* »Stroh», ags. *stréaw* n. »Stroh».

Nach demselben Prinzip werden mehrere Fälle von germanischem Wechsel zwischen *-aw-* und *-auw-* zu erklären sein. (Beispiele findet man bei *Braune*, Althd. Gr § 114, § 201 A. 2, § 208 A. 5, § 253 Anm. 2, § 358 A. 3. Nachdem erst einige Muster geschaffen worden waren, konnte sich der Wechsel *aw* ~ *auw* leicht auf analogischem Wege verbreiten.

Ahd. **Ûo** m. und Verwandtes. (Vgl. *Bugge*, Norges Indskr. I 247, 426.) **A.** Stamm *ūh-* > *ū-:* ahd. *Ûo* (ein Name). **B.** Stamm *ūh-:* urn. *hariuha*[2]) (Seeländer Brakteat), *uha*[2]) (Ødemotland). **C.** Stamm *ūw-:* ahd. *Ûwo* m. (ein Name), *ûwila* f. »Eule». **D.** Stamm *uʒ-:* aisl. *ugla* f. »Eule». Wenn das *f* in aisl. *úfr* u.s.w. (vgl. *Zupitza*, Die germ. Gutturale S. 17 und dort zitierte Litteratur) aus *h* entstanden ist, so ist dieser Übergang jedenfalls nur in gewissen Verbindungen eingetreten. Wo das *h* vorläufig unverändert blieb, ist es später nach meiner Regel I geschwunden.

Altnordisch.

Aisl. **ái** m. »Urgrossvater». Lautgesetzliche Formen: Nsg. **awe* > **áfi* (VI); Gdaccsg. **awą* > **āwą* (VI) > **āa*[3]) (VII) > **á*. Gpl. **awna*[4]) > *ána* (*Läffler,* Ark. III 188—189,

---

[1]) *Kluge*, Etym. Wb.[6] S. 334 a. *Noreen*, Urg. L. S. 162, mit Fragezeichen.

[2]) Vgl. S. 149, Fussn. 2.

[3]) Diese Form ist auf dem Stein von Frerslev *nicht* belegt. Siehe *Wimmer*, Da. Run. II 319 ff. *Bugge*, Ark. XVIII 96.

[4]) Bleeg unsicher. *Bugge* No Indskr. I 32.

287—288; *Brim*, Ark. XI 10); Nsg. *ái* ist Analogiebildung nach *ána (Läffler)* und **áa*. Über etwaige Einwirkung des entsprechenden Femininums (got. *awô)* siehe *Kock*, IF V 163 ff. Aisl. *afi* (= got. *aba* (Ehe)mann) bedeutet nach *Grienberger*, Untersuchungen zur gotischen Wortkunde S. 3, ursprünglich »Vater». Durch **áfi* (< **awe)* beeinflusst hat es auch die Bedeutung »Grossvater» übernommen. Dass dies ziemlich früh geschehen sein muss, wird durch aisl. *amma* »Grossmutter» bewiesen, denn dieses Wort lässt sich aus *aþma*, nicht aber aus **awma* ableiten *(Kock*, IF V 165).

Aisl. **deyia** »sterben». Prät. Ptz. **dawinaʀ* > **dā-winn* (VI)[1] > *dáinn* (VII). Neben dem gewöhnlichen Inf. hat es im urn. auch ein **dewan* (got. *diwan*) gegeben. **Dewan* gab nach Regel VI **dēwǫ* (> **dēa*, VII), welche Form das Aussehen eines schwachen Infinitivs hatte und die Präteritalbildung **dēwði* > aisl. *dǿði* hervorrief.

Es wäre verlockend, *deyia* aus **dauhjan* abzuleiten, denn dadurch gewinnt man nicht nur eine einfache Erklärung von dem ahd. Wechsel *teuuen* (< **daujan* < **dauhjan*) ~ *touuen* (< **dauw-jan)*, sondern auch die möglichst einfache Deutung des *gh* in aschw. *doghe (Noreen*, Aschw. Gr. § 540 A. 2).

Aisl. **frǽ, frió** n. »Samen» und Verwandtes. **A.** Stamm *fraiwa*. Diese durch got. *fraiw* sicher belegte Stammform scheint nur auf den östlichsten, an die Wohnstätten der Goten grenzenden Gebieten (vor allem auf Gotland) eine grössere Verbreitung gehabt zu haben. Neugotl. *froy* ist (nach V) mit got. *fraiw* identisch, ebenso einige andere ostschwedische Dialektformen (*v. Friesen*, Nord. Bidr. S. 26 und 36). Mehr nach Westen findet man nur vereinzelte Spuren von dieser Stammform. (Siehe z. B. *Kock-Bugge* Sv. Landsm. XI 8, S. 52; nno. *frøy* »fruchtbar» scheint nicht hierher zu gehören; *Kock*, Ark. XX 270) Die meisten nordischen Formen kön-

---

[1]) Der Umlaut fehlt lautgesetzlich wie in *hafenn, staþenn* u. s. w. Anders *Noreen,* Aisl. Gr.III § 157. 1.

nen, trotz den Bemühungen _Hultman's_, _v. Friesen's_ und _Kock's_, nicht aus _fraiw_ abgeleitet werden, wohl aber aus: **B**: Stamm _*friwa_ > _*frewa_. Napl. _*frewu_ > aisl. _frió_ (II, III b). Aisl. Dsg. _frǽfi_ hat nach VI und IX lautgesetzliches _ǽ;_ ebenso die Adjektivformen _frǽfir, frǽfar, frǽfa_ (Asgf.) «fruchtbar». Die lautgesetzliche Nominativform _*fré_ ist im Aisl. nicht belegt, wohl aber in west- und ostnord. Dial (_Bugge_, Sv. L. IV 54, Fussn. 3) und auf einem Runenstein in Uppland (_Frikiʀ_ = _Frēgiʀ_, siehe _Bugge_, Sv. L. XI, 8 S. 52). Awestn. _frø_ (_Friesen_ a. a. O. S. 35) ist aus _*frēw_ oder _*frǽw_ mit analogisch restituiertem _w_ enstanden[1]). Ostno. _frø_ lässt sich aber z. T. auch aus _*frøy_ und _friō_[2]) ableiten. Accsgm. vom Adj. _frǽr_ »fruchtbar» hiess nach VI und VII _*frián_ (< _*frēan_ < _*frēwan_ < _*frewana_). Ob die Vokalisation _iā_ belegt ist, scheint unsicher zu sein. (_v. Friesen,_ loc. cit. S 36).

Aisl. **frúva** f. »Frau» kann einheimisch sein. Urn. _*fruwō_ giebt nach VI lautgesetzlich _frúva_.

Aisl. **gliá, glǽa** »glänzen» und Verwandtes (vgl. _v. Friesen,_ S. 37). Der Stamm _gleu-_ ist durch aisl. _glýia_ »to brighten» sicher belegt. Urn. _*glewōn_ > _*glēwa_ (VI) > _*glēa_ (VII) > _gliá_. Präs. 3 Sg. hiess _*glǽfar_ (VI, IX) und mit analogischem _w_-Schwund: _glǽar_. Das _w_ ist bewahrt in dem Eigennamen _Himinglǽfa_. Über die Ableitung der Vokalisationen _(gl)ió-, (gl)iá-_ aus _(gl)eu_ siehe auch unter _hlǽr, sliór_.

Aisl. **glóa** »leuchten» (ags. _ʒlówan_). Die Streitberg-Möllersche[3]) Hypotese vom _w_-Schwund nach _ó_, welche _Noreen_, Aisl. Gr.[III] § 227 d nicht ohne Reserve aufgenommen hat, scheitert meiner Ansicht nach an aisl. _lófe_. Alle wichtigen Beispiele erklären sich nach meiner Regel VII. So z. B. _lófe_ obl. _*lóa_ wonach aschw. _lōe_. _Hróaldr_ hat analogischen _w_-Schwund (Nom. _*Hró-oldr_, Gen. _*Hró-waldar_). _Hróarr_ wird überhaupt nicht hierher gehören (_Bugge_, Norg. Ind. I 455).

---

[1]) Vgl. _Kock_, IF. V 158, Fussnote 1.

[2]) _Noreen,_ Aschw. Gr. § 69, 7. _Kock,_ Ark. XVII 367.

[3]) Siehe _Streitberg_, Urg. Gramm. § 89. Anm.

Nóatún beweist nichts, weil *nór* auch ohne die Streitberg'sche Regel in vielen Kasusformen *w*-Schwund erleiden musste.

Aisl. **hiá** Präp. »bei« < **hīwą* (VII). Diese Form muss meines Erachtens lautgesetzlich sein. Anders *Noreen*, Aisl. Gr. III § 395.

Aisl. **hlǽr** »milde» (vom Wetter) und Verwandtes. Stamm *hlewa-* ist durch die Inschrift auf dem Goldhorne und durch aisl. *hlé* < *hlewa*, *hlý* < **hliuja*, *hlýia* < **hliujan* sicher belegt. Nsgm. **hlewaʀ* > *hlér* ist als Eigenname belegt *(Hlér, Hlésey)*. Das *ǽ* im Eigenschaftswort ist den Formen entnommen, wo das *w* lautgesetzlich bewahrt wurde *(hlǽfir, hlǽfar, hlǽfa*, nach VI und IX). Aschw. *liō(r)* »lau» hat die lautgesetzliche Vokalisation von Nsgf. und Napln. (II, III b). Nach III a dürfen wir im Ostn. auch die Vokalisation *-iū-* (in Dsgm. Dsgn. und Dpl.) erwarten. Sie ist vielleicht im Neudän. belegt (*liut,* siehe *Kock* PBB XXIII 535, aber auch *Hultman*, Ark. XVII 217). Der Wechsel **liū(r)* ~ *lió(r)* im Aschw. hat das sinnverwandte *liūmber* beeinflusst und die Nebenform *liōmber* erzeugt *(Noreen*, Aschw. Gr. § 82. A. I).

aisl. **hrǽ** n. »Leichnam», nach VIII von einem Stamme **hraiwiz* ausgehend. Die Annahme von *-es*-Deklination ist von verschiedenen Forschern als wahrscheinlich bezeichnet worden (siehe *v. Friesen* a. a. O. S. 18, Mom. 3); ich halte sie für völlig bewiesen (vgl. ahd. Pl. *rêwir, Braune*, Ahd. Gr. § 204, Anm. 4)

aisl. **iór** m. Pferd. Got. *aíƕa-* lässt vermuten dass *h* + *w* (vgl. lat. *equus)*, abgesehen von ganz jungen Verbindungen *(þaírh-wakandans)*, im Germ. schon früh zu *ƕ* wurde *(Kock,* Ark. XVII 362). Die Grundform **eƕaz* giebt **ĕwaʀ* (IV) > **iawʀ* > *iǭʀ* (V) > aisl. *iór* (X). Im Aschw. hat das Wort den offenen Laut *iǭ* behalten, wie aus der späteren Entwickelung zu *iø* hervorgeht[1]). Der Gpl. **iǭna*[2]) (aschw.

[1]) Siehe die in meinen Bemerkungen zur Regel X zitierten Litteraturstellen.

[2]) Die Endung *-na* beruht auf Einfluss von *yxna*, *øxna*.



**Iōnakøpinger)* ist noch in dem Stadtnamen *Jönköping* [1]) bewahrt. Aschw. *Iūnæbœkkœr* ist durch den lautgesetzlichen Dpl. **iūm* (III a) beeinflusst worden; *Iœnækopunger* durch Npl. **iūwar* [vgl. *siáfar* S. 159].

Aisl. **klé** m. »Stein zum Spannen von Geweben und Netzen». Nach *Bugge*, KZ XIX 432 < **klewan*. Nsg **klewe* > **klēwe* (VI) > **klǽfi*. Gdaccsg. **klewǫ* > **klēwǫ* (VI) > **kléa* (VII) > *kliá*. Nach **kléa* wurde neugebildet Nsg. > **kléi* > *klé*.

Aisl. **knúi** m. »Fingerknöchel». Nsg. **knūwe* > **knúfi* (VI). Gsg: *knúa* (VI, VII).

Aisl. **láfi** m. »Tenne, Scheune». Die einfache Lösung der Rätsel dieses umstrittenen Wortes ist meines Erachtens: **lawe* (die Kürze bezeugt durch finnisch *lava)* > *láfi* (VI). Neuschw. *lafve* »Schwitzbank» ist Rücklehnwort aus dem Finnischen.

Aisl. **lé** m. »Sense». Nach *Bugge*, KZ XX 10 (vgl. *Fick*, KZ XXI 14) aus **lewan*. Hat dieselbe Entwickelung durchgemacht wie *klé* m.

Aisl. **léa** »leihen». **Līhwan* > **lēwǫ* > *léa* (VII).

Aisl. **miór, mǽr, miár** «zart», «schmal». Stamm **mewa-* (mit Gutturalschwund nach Sievers' Regel) ablautend mit *mǫgr*, *mǽr* (die »zarten» Mitglieder der Familie, »die Jungens»). Zu beachten ist, dass Mädchen im Aisl. nicht nur *mǽr* heisst, sondern auch *mióſa*, eine Form die allerdings zum Teil auf der Lautähnlichkeit zwischen *mǽr* f. und dem Adj. *mǽr* beruhen kann. Die landläufige Zusammenstellung von *mǫgr*, *mǽr* und got. *magan* erinnert etwas an die bekannte Etymologie *lucus a non lucendo*. Denn *mǫgr* und *mǽr* sind in erster Linie Genusbezeichnungen für *oformagar*. Aus den Zitaten bei *Fritzner* geht hervor, dass *mǽr* besonders häufig von *neugeborenen* Mädchen gebraucht wurde.

Die wechselnden Formen von *miór* lassen sich mit Leichtigkeit vom Stamme **mewa-* ableiten. Nsgm. **mewaʀ* > **miawʀ* > **miǭr* (V) > aisl. *miór* (X). Die offene Aus-

[1]) Vgl. neuschw. *Öxnered*, ein Ortsname.

sprache mit _iǭ_ wurde im Aschw. bewahrt und gab mschw. _miǭ_ [neuschw. Dial. _mjå(är)_. _Hultman_ F. B. S. 161]. Nsgf. _*mewu_ > aisl. und aschw. _mió_ (III b), woraus mschw. _miō_, nschw. Dial. _mjō(vär)_. Npl. _mewir_ > aisl. _mǿfir_ (VI, IX). Asgm. _*mĕwan_ > _*mēwąn_ (VI) > _*mēan_ (VII) > _miān_. Die seltene Vokalisation _iá_ kann auch auf einem anderen Wege entstanden sein, indem der Diphtong _iă_ aus dem Sing. _*miăwʀ_ in den Plural eindrang, also _miăwir_, und nach VI _miāfir_.

Aisl. **ná** »erreichen» < _*nāh n_ (got. _*nêhan)_, nach VII. Ebenso _náinn_ < _*nāhinn_.

Aisl. **pái** m. »Pfau» (mnd. _pawe)_. Nsg. _*păwe_ > _*pāfi_ (VI). Gsg. _*păwą_ > _*pāwą_ (VI) > _*páa_ (VII), woraus Nsg. _pái_. Gpl. _pána_ < _*pawna_ (_Läffler_, Ark. III 189) und Dpl. _pǫ́m_ genügen nicht um den durchgängigen _w_-Verlust und die Länge des _á_ zu erklären. Für die Form _pá_ wird vielleicht Einfluss des Englischen anzunehmen sein. Vgl. _Kock_, IF V 163 ff; _Noreen_, Aisl. Gr.[III] § 394 A. 1.

Aisl. **páfi** m. »Papst» (mnd. _pawes)_. Der Verlust von _s_ ist von _Läffler_, Nord. T. f. Fil. N. R. V 80, sehr glücklich erklärt worden. Aber die mnd. Form _*pâwes_, welche _Läffler_ nach _Schiller-Lübben_ zitiert, kann ich dort nicht finden. Der Gegensatz _(p)ă(pi)_ ~ _(p)ā(fi)_ beruht meines Erachtens auf Dehnung nach Regel VI.

Aisl. **séa** »sehen»: _*sehan_ > _*sĕwan_ (IV) > _sēwą_ (VI) > _séa_ (VII). Dass hier keine Brechung eintritt, beruht keineswegs auf dem Einfluss von _h_, sondern auf der Dehnung des _e_. Und selbst wenn die Dehnung ausgeblieben wäre, so wäre unabhängig vom _h_ das _e_ doch nicht gebrochen worden. Vgl. _Kock_, Ark. XVII 167, XIX 247; _Sjöros_ und _Pipping_ Ark. XX 218, Fussnote 2.

Aisl. **siór, sǽr, siár** m. 'See'. Für das Got. und das Wgm. steht der Stamm _saiw-_ bekanntlich fest. In den nordischen Sprachen finden sich jedoch von ihm nur vereinzelte Spuren, wie rschw. _saufaraʀ_[1] _(au = øy_ < _aiw_ nach V); der

[1]) _Liljegren_ 1061, _Sjöborg_ III 120.

ia-Stamm *-sæfi* ‹ **sāwi* ‹ **saiwia* (VIII), belegt in aisl. *ofsǽfi*, *rúmsǽfi*, ano. *Heiðsǽvis lǫg;* vielleicht auch in rschw. *sa[i]-wilagaʀ.*[1]) Dass die Wechselformen *siór*, *sǽr*, *siár*, vom Stamme *saiw- nicht* ausgehen, haben *Hultman*, *v. Friesen* und *Kock* meiner Ansicht nach unfreiwillig bewiesen. Wenn Forscher von ihrer Gelehrsamkeit und Scharfsinn von demselben Ausgangspunkt zu weit verschiedenen Resultaten gekommen sind, ist dies ein Beweis, dass der Ausgangspunkt falsch war[2]) Nunmehr hat *Bugge* (Ark. XX 352 ff.) ausser jeden Zweifel gestellt, dass die Stammform *siw-* (vielleicht auch *sīw-*) in norw. Ortsnamen vertreten ist. Und von dieser Stammform lassen sich die bekannten Wechselformen ohne Schwierigkeit ableiten: Nsg. **sewaʀ* giebt nach V und X aisl. *siór.* Das Aschw. blieb vorläufig auf der Stufe *siǭ(r)* stehen, woraus später mschw. *siø.* Ebenfalls ist der aisl. Gen. *sǽfar* lautgesetzlich[3]) (nach VI und IX). Ostn. hiess der Gen. zunächst **sēwar.* Den Vokal *e* findet man vor Allem in rschw. *sibiurn* = *Sēbiorn* [neben jüngerem *Sabiurn* = *Sæbiorn*[4])]. Wo der Vokal *e* später angetroffen wird, beruht dies wohl meistens darauf, dass nicht alle ostn. Dialekte an dem Übergang *ē* › *ǣ* (Aschw. Gr. § 114. 1.) der schwedischen Reichssprache teilgenommen haben. So erklärt sich der Ortsname *Sjēvar* der Degerforsmundart, in welcher *ē* zu *jē* wurde[5]). In

[1]) *Läffler*, Ark. XII 101.

[2]) *Kock* hat zur Evidenz bewiesen, dass *v. Friesen's* Theorie nicht richtig sein kann, weil der Nom. **søyr nirgends* angetroffen wurde (Ark. XVIII 236, XX 270), und *v. Friesen* (Ark. XIX 344) hat *Kock's* Theorie durch die Bemerkung todt gemacht, dass der Gen. **sāvar* in der Luft schwebt.

[3]) Ich lege besonders grosses Gewicht auf den Umstand, dass die Formen Nsg. *siór*, Gsg. *sǽfar*, welche, wie *Hultman* zuerst nachgewiesen hat von den ältesten isl. Handschr. streng aus einander gehalten werden, nach meiner Theorie *beide* lautgesetzlich sind.

[4]) Vgl. *Dietrich*, Runensprachschatz S. 292. *Söderberg*, Ölands runinskrifter S. 39.

[5]) *Åström*, Sv. L. VI. 6. 55—56. Anders *Lindgren*, Sv. L. XII. 1. 63; *v. Friesen*, Nord. Bidr. S. 45; *Kock*, Ark. XVIII 256, XX 280.

anderen Fällen [1]) kann ostn. *sē-* in Hiatus-Stellung bewahrt worden sein. [2])

Die Formen *siór*, *sǽfar* (dialektisch **sēvar*) sind, wie gesagt, lautgesetzlich und deshalb auch sehr verbreitet. Verhältnismässig selten finden wir die sekundären Formen *sø[r]* und *siár*. *Siór* ~ *sǽfar* *(sēvar)* giebt durch Kontamination **sǣwr* > **sør* [3]). Der Nsg. **siawʀ* giebt analogisch Npl. **siăwaʀ* > *siáfar* (VI).

Dpl. hiess im Aschw. lautgesetzlich **siūm* (III a). Dieser Kasus wird nur in Ortsnamen eine grössere Rolle gespielt haben *[»i Siūm»]*. Abgesehen von Dalekarlien und Ehstland [4]), wo dialektische Lautgesetze wohl hineingespielt haben, begegnet *siū* in der That nur in geograpischen Namen wie *»Sjustad»*, *»Sjuhundra»*. Über *siū* in norw. Ortsnamen *[Kock,* Ark. XVII 369] habe ich keine bestimmte Meinung.

Über die Vokalisation *sī-* siehe *Bugge*, Ark. XX 352 ff. Hierzu gehört wohl helgel. *sy [Kock,* loc. cit.]

Aisl. **skiá** f. 'Vorderhaus', eigentlich 'Gang', (vgl. got. *skêwjan,* ahd. *scëhan).* Nsg. **skewō* > **skēwa* (VI) > **skǽfa* (IX). Gsg. **skewōn* > **ske-u* [III, VI b, ohne Brechung nach *Kock*, Ark. XIX 250], wonach anal. Nsg. **ske-a* > *skiá.*

Aisl. **skiór** f. [5]) 'Elster' nebst Varianten. [Siehe unter ahd. *scouwôn]* **A**. Stamm **skewarō [Bugge,* Sv. L. IV 158, Fussn. 4.]: Nsg. **skēwur* [VI c] > **skēur*, woraus westn. *skiūr* [6]) [vgl. aisl. *hiū* < **hīu*], ostn. *skiōr* [vgl. aschw. *hiōn* < **hīun]*. Npl. westn.

---

[1]) Adä. *Sēburgu* (*Kock*, PBB XV 254); aschw. *sēby* (*Kock*, Ark. XVII, 370).

[2]) Vgl. *Kock*, Ark. XVII 370 Hiatusstellung des Stammvokals liegt im neuisl. *sjóar (F. Jónsson*, Ark. XVIII 255) vor; es ist also nicht zu kühn, eine aostn. Pluralform **sé-ar* zu konstruieren.

[3]) *Kock,* IF V 158. Fussnote 1. *Noreen*, Aisl. Gr.III § 74, 8.

[4]) *v. Friesen,* Nord. B. S 45.

[5]) Belege bei *Aasen* 677 b; *Rietz* 592; *Noreen* och *Bugge*, Sv- L. IV 158; *Åström*, Sv. L. VI. 6. 72; *Lindgren* Sv. L. XII. 1. 166; *v Friesen* N. B. S. 39—40.

[6]) Ich lasse den Stern weg, wo die betreffende Form durch die Dialekte bezeugt zu sein scheint.

*skewraʀ [1]) > *skērar*, ostn. **skiawrar* > *skiǭrar [skjårar, skjörar* der Dialekte]. **B**. Stamm **skewirō [Lindgren*, Sv. L. XII, 1, 166]: Nsg. **skīwir* [oder **skīwir?*, vgl. *snīfinn]*. Npl. ostn. und westn. *skērar [Kock*, PBB XXVII 166 ff.]. oder nach Analogie des Singulars **skīwrar* > *skȳrar* [2]) [bez. **skiwrar* > *skīrar?]* Die Form *skīr* lässt sich auch aus dem Sg. **skīwir* durch Kontamination mit dem Plur. *skērar* ableiten]. **C**. Stamm **skewurō:* Nsg. **skeur* [VI b], woraus westn. *skiór* und ostn. *skiūr[a]* [III a]. Npl. westn. *skiórar*, ostn. **skiārar* [3]) [III c]. **D**. Stamm **skewarōn* > ostn. **skiawrōn: skiǭra* (= *skiårå* der Dialekte). **E**. Stamm **skewurōn:* ostn. *skią̄ra* (III c), belegt durch gotl. *skärå* [vgl. ngotl. *skära* = agotl. *skiera; Noreen*, Fårömålet § 106.]

Aisl. **sliór, slǽr, *sliár** 'stumpf.' **A**. Stamm *slaiw-*: Diese Stammform ist durch das Wgerm. sichergestellt. In den nordischen Sprachen scheint sie indessen nur in den verbreitesten Namen der Blindschleiche vorzuliegen [4]) und auf *Gotland*, [5]) wo das Adj. *sloygur* 'stumpf' zweifelsohne aus **slaiwaʀ* (V) abzuleiten ist. [6]) Im Allgemeinen gehen die nordischen Formen des Adjektivs vom Stamme **B**. *sliw-* aus. Die lautgesetzliche Deklination ist dieselbe, wie bei aisl. *hlǽr*. Da die Form **sliár* in norw. Dial. belegt zu sein scheint, muss noch hervorgehoben werden, dass der Accsgm. lautgesetzlich **slián* hiess [nach VI und VII]. Ausserdem muss unterstrichen werden, dass der Kompar. *slǽfari* lautgesetzlich ist [nach VI und

---

[1]) Vgl. S. 151, Fussnote 1.

[2]) Diese Form kann, wenn sie nicht sekundär ist *(v. Friesen*, S. 40) auch aus **skeuhirō* abgeleitet werden.

[3]) Weil einige Teile Norwegens im Bezug auf die *u*-Brechung mit Schweden zusammengehen, kannn norw. *skjær* vielleicht hieher gestellt werden. Nur eine genaue Untersuchung der betreffenden Dialekte kann hierüber Auskunft geben.

[4]) Die neunord. Formen *slå*, *slō* muss ich nach *Falks* Vorgang [Ark VI 117—118] mit ags. *slāw-wyrm* zusammenstellen. Anders *K. F. Johansson* PBB. XIV 302, XV 243, *Noreen*, Urg. L 184, *Hellquist*, Ark. VII 53, Fussn. 2. Die Formen *slō*, *slå* gehen vom Gen. *slāwar* (VIII) aus.

[5]) Vgl. neugotl. *froy* (siehe unter aisl. *frǽ*) und *snoy* (unter *sniór*).

[6]) Vgl. *v. Friesen* Nord. Bidr. S. 67.

IX] und zum Sieg der Form *slǽr* über **slér* wird beigetragen haben. Der Stamm *sliw-* ist nicht ad hoc konstruiert, er ist m. E. durch nnorw. *sleva* 'Blindschleiche' [*Falk* Ark. VI 117 —118, *Aasen* 703 b, *Vidsteen* 170 a] sicher belegt. Die lautgesetzliche Eutwickelung dieses Wortes, war folgende. Nsg. **slewō* > **slēwa* (VI) > **slǽfa* [1]) (IX). Gsg. **slewōn* > **sle-u* (III, VIb, ohne Brechung nach *Kock*, Ark. XIX 250] > **slió*. *Sleva* ist Kontaminationsform vom Nom. **slǽfa* und Gen. **sle-u*.

Aisl. **snior, snǽr, sniár** m. 'Schnee'. **A.** Stamm *snaiw-*, durch das Got. und Wgerm. sicher belegt, ist in den nordischen Sprachen spärlich vertreten. Das gotländische geht hier wieder mit dem Gotischen zusammen [2]), denn neugotl. *snoy* [3]) geht von **snaiwaʀ* aus (*v. Friesen*, N. Bidr. S. 43). Sonstige Beispiele des Stammformes *snaiw-* sind wohl aisl. *ný-snǽfi* n. [< **snāwi* < **snaiwia*, VIII], aschw. *Snævingia-hundare* (*Hellquist*, Göt. Högsk. Årsskr. 1905, I 184) und rschw. *snay-biarn* [*v. Friesen*, Ark. XIX 353, *Kock*, Ark. XX 272]. **B.** Stamm *sniw-*. Die Existenz dieses Stammen ist wegen des Partiz.*snifinn* apriori wahrscheinlich, [4]) und wird durch die dänischen Dialektformen, welche von **snī* < **sniw-* ausgehen [5]) nochmals bezeugt. Die Erklärung der Formen *snior*, *snǽr*, *sniār*, *snē*, *snø̄* braucht hier nicht gegeben zu werden. Vgl. oben unter *sǽr*, *sior*, *siár*.

Der Wechsel *sniø* ~ *snø* in derselben mschw. Handschrift [*v. Friesen* Nord. Bidr. S. 23] ist leicht zu erklären: *sniø̄[r]* < *sniōr*, aber *snø̄[r]* < **snēwʀ*, wo der Nom. durch den Gen. beeinflusst wurde. [6]) Ich will keineswegs die Möglichkeit einer

[1]) Vgl. nisl. *tǽfa* unten.

[2]) Vgl. S. 160 Fussnote 5.

[3]) Neben agotl. *sniō-*, *sniā-* [siehe *v. Friesen* N. Bidrag, S. 26].

[4]) Vgl. *Falk* og *Torp*, Da. No lydlære S. 132. Fussnote.

[5]) Vgl. *v. Friesen* Nord. Bidr. S. 42. Dass in **sniwaʀ* der *a*-Umlaut zuweilen ausblieb, beruht wahrscheinlich auf dem Einfluss des verwandten Zeitwortes.

[6]) Es darf nicht einwendet werden, dass jeder Schreiber nur eine Form gebraucht haben wird, und dass es sich also nur um graphische Varianten handelt. Es ist ja klar, dass in einer Handschrift viele Sprachschichten durcheinander geworfen werden können.

Entwicklung *sniø* > *snø* bestreiten, aber man kommt ebenso gut ohne diese Annahme aus.

Aisl. **snifinn** 'beschneit' ist kein sicherer Beweis gegen die Dehnung von *i* vor bewahrtem *w*, denn die Partizipia auf *-ifinn* < *-iþinaʀ* waren zahlreich genug, um die Form *snifinn* zu beeinflussen. Besonders möchte ich hervorheben, dass *snifinn* in Vgt. 5 mit *drifinn* zusammengestellt wird, und dass *snifinn* = *sniódrifinn* [*Fritzner*, III 462 a].

Aisl. **spýia** 'speien'. Dieses Zeitwort, welches im Got. und im Ahd. [bis auf einige kleine Unregelmässigkeiten] nach der ersten starken Klasse konjugiert wird, gehört ursprünglich der zweiten Klasse an (siehe z. B. *Streitberg*, IF I 513—514]. Der Übertritt in die erste Ablautsreihe ist nicht urgermanisch, sondern einzelsprachlich [*Streitberg*, Urg. Gr. § 105. 1]. Lautgesetzlich nach der zweiten Klasse sind 2 Sg. Präs. **spieuiz* > **spīwiʀ* > aisl. *spýr;* Prät. **spiau* > aisl. *spió*, und wahrscheinlich auch Inf. **spieuan* > urn. **spīwą*, welche Form (nach VII) aschw. [*vt*]*spia*[*s*] [1]) geben musste.

Der feste, aber meiner Ansicht nach unbegründete Glaube an ein urn. Prät. **spaiw* = got. [*ga*]*spaiw* ist für die Forschungen über den Wechsel *siór* ~ *sǽr* ~ *siár* Verhängnisvoll gewesen, indem er als Stütze für den verkehrten Ausgangspunkt **saiwaz* [bez. **saiwiz*] diente.

Aisl. **sǽing** f. 'Bett' [2]) ist meiner Ansicht nach eine *-ing*-Ableitung vom Zeitwort *sá* in dessen älterer Bedeutung 'ausstreuen'. [3]). Das Wort bedeutet also 'Streu', 'Strohbett' = lat. *strāmentum*. Vgl. auch aisl. *ná-strá*, *lík-strá*, 'Todeslager'; aschw. *strā-døia*, 'im Bett sterben'; aisl, *strádauða* Adj. 'im Bett gestorben', neuschw. *stràdöd* m. 'Tod im Bett'. Aschw. *siang* geht von der Grundform **se-ang* aus, wo der Vokal *e* der Reduplikationssilbe des Zeitwortes entnommen wurde. [4])

---

[1]) *Rydqvist* I 126.

[2]) Unbefriedigende Etymologien bei *Jessen* (Dansk Etym. Ordb. S. 204], der die Herkunft des Wortes als unsicher bezeichnet.

[3]) Ich kann *Hirt* nicht beistimmen, wenn er (IF XII 229) 'säen' als Urbedeutung ansetzt.

[4]) Anders *v. Friesen*, Nord. Bidr. S. 49.

Sollte neuschw. *[trädgårds]säng* 'Beet' von *sá* in der Bedeutung 'säen' abgeleitet sein und also 'Saat' bedeuten? Vgl. doch *Kluge*, Et. Wb.6 unter *Bett* und *Beet.*

Aisl. **sól** f. nebst Varianten. *Brate*, Uppsala studier S. 6 ff. und *Reinius*, Språkvetenskapliga Sällsk. förh. 1897—1900 S. 50 ff. vertreten die Ansicht, dass die meisten Formen dieses Wortes anderen germ. Sprachen entlehnt worden sind. Dagegen hat *Mikkola* Bezz. B. XXI S. 221 geltend machen wollen, dass die Zersplitterung dieses Paradigmas auf Ablautsvarianten beruht. Die Ablautsmöglichkeiten werden von *H. Pedersen* Bezz. B. XIX S. 276 ff. dargelegt.

In diesem Zusammenhange genügt es mir zu zeigen, dass die durch got. *saiwala* sichergestellte urn. Grundform **saiwalu* wirklich belegte Formen giebt, wenn man sie nach den hier vertretenen Regeln behandelt: **Saiwalu* > **sāwul* (VIII) > *sāul* (rschw. belegt) > aisl. *sól.* Im Aschw., wo bewahrtes *u* keinen Umlaut bewirkte, blieb die Form *sāul* unversehrt, wo sie nicht durch analogische Synkope zu *sāl* wurde. Der Gen. hiess (nach V) **soylar* > **søylar*, Formen die ebensogut ohne Stern geschrieben werden könnten, da ihre Vokalisation durch rschw. *saul* bezeichnet werden musste.

Aisl. **taumr** m. 'Zaum' (= ahd. *zoum*) < urg. **tauh-ma-* (I), nicht **tau[ʒ]u-ma* [1]).

Aisl. **tiá, tióa, týia, tøia** »ausreichen, helfen».[2]). **A.** Lautgesetzliche Formen: Inf. Präs. *a.* **teuhan* > **tewan* (I) > **tēwa* (VI) > *téa* (VII) > *tiá.* *b.* **teuhan* > *tióa.* Präs. Sg. 1. Pers. **teuhu* > *tió.* Pr. Pl. 1. Pers. *tióm.* Pr. Sg. 2. Pers. **teuhiz* > *týr.* Prät. Ptz. *toginn.* **B.** Analogische Neubildungen: Prät. *tiáða* nach dem Inf. *tiá;* Inf. *týia,* Prät. *týða, týðr* nach Präs. *týr* [3]). Prät. *tøda* < **tēwða* nach dem Inf. **tēwa* [4]). Schliesslich ist der Inf. *tøia* nach *tøda, tøðr* gebildet worden.

---

1) Vgl. z. B. *Brugmann* I 1, 570.

2) *Fritzner* III 706 b, Zeile 5 v. u., 708 b, 737 a, 739 b; *Noreen*, Aisl. Gr. III § 478, Anm 4.

3) Umbildung des Inf. nach dem Präs. war hier ausnahmsweise möglich, weil der Inf. in mehrere Variantformen zerfallen war

4) Vgl. oben unter aisl. *deyia* (Prät. *døða*).

Gegen die Konstruktion **teuhan* > *tióa* darf nicht eingewendet werden, dass **teuhan* nach dem Wegfall von *h* zu **tewa* hätte werden müssen. Denn wir wissen, dass das *au* in urgotl. **hauhaR*, trotz des *h*-Schwundes, seinen diphthongischen Charakter beibehalten hat (*haur*, nicht etwa **hār* < **hawR;* aisl. *hár* geht von **hauhvaz* aus, wo das *hv* schon urg. verloren ging). Siehe oben Regel I und got. *hauhs.*

Aisl. **tóa**, nisl. **tý́ia**, **tǽfa** »Füchsin, Hündin, Katze» und dergleichen. *Cleasby-Vigfusson* 638 a, 647 a und b; *Noreen,* Aisl. Gr.II § 58; *Hellquist,* Ark. VII 44). **A.** **tauhō* > **tōha* [1]) > *tóa.* **B.** **teuhviō* > **teujō* (I) > *tý́ia.* **C.** *teuhvō* > **tewa* (I) > **tēwa* (VI) > *tǽfa* (IX).

Ahd. *zôha* f. »Hündin» ist mit isl. *tóa* »Füchsin» lautlich identisch (*Noreen,* Aisl. Gr II § 58). Die ahd. Nebenform *zaga* (*Palander,* Die ahd. Tiernamen, S. 32—33) ist offenbar durch Kontamination von **zouga* und **zawa* entstanden. (**zawa* < **tauhvō* nach Regel I).

Aisl. **tré** n. »Baum». N. Pl. urn. **trewu* > **tre·u* > anorw. *trió* (II, III b). D. Pl. urn. **trewum* > awestn. *tríóm*, aostn. **triūm* (II, III a), wonach neuschw. *try* »Lonicera Xylosteum». (Anders *v. Friesen*, N. Bidr. S. 49.)

Aisl. **vǫ́** f. »Schaden, Unglück» Nsg. **waiwu* > **woy* > aisl. **vey.* Die Zwischenstufe **woy* wird in der finnischen Interjektion *voi* »ach» bewahrt sein. Gsg. **vāwar* (VIII) und andere Kasusformen mit intervokalischem *w* bilden den Ausgangspunkt für die Erklärung von aisl. *vǫ́*, *vá.* Gegen die von *v. Friesen* angenommene Stammform **wanha-* spricht der Name *Uamuþ* auf dem Rökerstein (nicht *Uąmuþ*). Da die Kontraktion *aiw* > *āw* erst nach der Synkope eintrat, hatte man zu gleicher Zeit den Nom. **woy* und den Gen. **waiwaR*. Durch Kontamination wurde der Nom. **wai* gebildet, woraus später die aisl. Interjekt. *vei.* Über aisl. *vǽ*, *vé* habe ich vorläufig keine bestimmte Meinung.

Aisl. **-þér** m. und Verwandtes. Die Brechung in *-þér* < *þewaR* (Valsfjord, Torsbjærg) fehlt bekanntlich wegen der

[1]) Vgl. S. 150, Fussnote 1.

Schwachtonigkeit. Aisl. *þiónn* »Diener» hat nach *Bugge*, Ark. II 219, die Grundform **þeunaR*. Mit Rücksicht auf aruss. *tivun*, *tiun* [1]) vermute ich, dass die Grundform **þewunaR* war, um so mehr als das Zeitwort urn. **þewunōn* im Aisl. *þióna* giebt, im Aschw. aber *þiāna* (III c). Aisl. *þéna* ist meiner Ansicht nach lautgesetzlich aus **þewanōn* entstanden [2]).

Urn. **þewōn* > **þēwą* (VI) > **þēa* (VII) > aisl. *þiá* »unterdrücken».

Aisl. **þráinn** m. Ein Name. **þrawinn* › *þrāwinn* (VI) > *þráinn* (VII). Der Umlaut fehlt lautgesetzlich; vgl. oben unter aisl. *deyia*. Über das Verhältnis von nschw. *trägen* »emsig» zu aisl. *þráinn* (Vgl. *Noreen*, Ark. I 156) möchte ich mich vorläufig nicht äussern, aber ich hoffe zeigen zu können, dass hier keine Instanz gegen meine Regeln vorliegt.

Aisl. **ǽ** Adv. [3]) »immer» »nicht» und Verwandtes. Mit Rücksicht auf got. *aiwins* lässt sich *æ* = (agotl. *e*) aus **aiwi*- erklären (VIII). Aschw. *ā* entstammt den nicht umgelauteten Kasusformen. Aisl. *ey* > **aiw* (V) ist in den Kasusformen entstanden, wo das *w* auslautend oder antekonsonantisch zu stehen kam. Vor der Kontraktion **aiwi*- > **āwi*, wurde *ey* gelegentlich durch **aiwi*- beeinflusst und durch *ai* (= agotl. *ai*) ersetzt, woraus später aisl. *ei*, aschw. *ē*.

Anhang.

Zur Deutung der Runeninschrift auf dem Bukarester Ringe.

Die Deutungen von *Henning* (Die deutschen Runendenkmäler) und *Bugge* (N. Indskr. I 264 ff.) scheitern meiner Ansicht nach teils an der gezwungenen Wortstellung, teils

---

[1]) *Thomsen*, Ryska rikets grundläggning. S. 113.
Tamm, Slaviska lånord, S. 17.

[2]) Vgl. S. 151, Fussnote 1.

[3]) Vgl. *Läffler*, Nord. Tidskr. f. Fil N. R. V 79.

und vor Allem an der Schreibung *(o)wī* ohne *h*. Durch meine Beispiele zur Regel I glaube ich gezeigt zu haben, dass got. *h* keineswegs so willkürlich weggelassen wurde, wie man bisher zu glauben geneigt war.

Rieger (Ztschr. f. d. Phil. VI 331, Fussn.) fasst *Gutaniowi* als einen Frauennamen (= Wulfilanisch **Guta-niwi)* auf, und weist nach, dass der Name *Gozniu* im Ahd. belegt ist. *Henning* (a. a. O. S. 32—33) spricht sich gegen diese Auffassung von *Guta-niowi* aus, aber durch ahd. *Gozniu* werden alle seine Einwände beseitigt, bis auf die Bemerkung, dass man *-niwi*, nicht *-niowi* erwartet, und dass die syntaktische Verbindung zwischen *Gutaniowi* und *hailig* zu locker erscheint.

v. Grienberger (Ark. XIV 125 ff) fasst, ähnlich wie *Bugge*, *ow* als ein Zeichen für *w* auf[1]) und betont, dass die Inschrift der Pallersdorfer Spange auch einen Frauennamen und einen Segenswunsch ohne syntaktische Verbindung enthalte [2]).

Ich finde *v. Grienberger's* Auffassung der Inschrift annehmbar, aber zwingend ist seine Beweisführung nicht. Man kann die Form *niowi* mit urn. *niuwi[la]*, ahd. *niuuui*, zusammenstellen und als eine Vorstufe zu Wulfilanisch **niggwi* betrachten. Ich denke mir folgende Entwickelungsreihe: *iuw* 〉 *iow* 〉 *iʒw* 〉 *iggw*. Die enge Verwandtschaft zwischen *o* und einem labialisierten *ʒ* ist schon längst erkannt worden. (Siehe *Sweet*, »A Handbook of Phonetics» S. 53.) Das *ʒ*, von dem hier die Rede ist, wird labialisiert gewesen sein, da es aus einem labialen Vokal entstanden war.

Ausserdem möchte ich betonen, dass man die Rune *n* doppelt lesen kann, also

gutan niowi hailag,

---

[1]) Vgl. auch *v. Friesen*, Om runskriftens härkomst, S. 28. Språkv. Sällsk. i Upps. förh. 1904—1906.

[2]) *Rieger* hat *hailig* als fem. aufgefasst, während *Henning*, *Bugge*, *Wimmer* (Runenschr. S. 63) und *v. Grienberger* es, zweifelsohne mit Recht, als eine neutrale Form bezeichnen.

wo *gutan* als Nsgn. Prät. Ptz. von *giutan* aufzufassen ist. Ebenso wie das aisl. Ptz. *bundan* substantiviert wurde und die Bedeutung »Garbe» bekam, so konnte got. *gutan* ohne Zweifel »Gusswerk», »Geschmeide» bedeuten. Die Inschrift »*neues, heiliges Geschmeide*» war für den Ring von Pietroassa nicht ungeeignet.

Berichtigung.

In dieser Zeitschrift 15. Nov—15. Dez. 1902, S. 9, findet sich in einem Aufsatz von mir folgender Passus:

»Als Söderberg sich später der Epenthesentheorie anschloss, ging er an den schwerwiegenden Fällen, *smier, miel* stillschweigend vorüber».

In einer Fussnote verweise ich auf »Öfversigt af Filologiska sällskapets i Lund förhandlingar 1881—1888», S. 54.

Ich verstehe selber nicht, wie das Wort »stillschweigend» mir in die Feder gelaufen ist, denn gerade auf der von mir zitierten Seite seiner trefflichen Abhandlung (vgl. auch S. 88) giebt Söderberg seine Auffassung der betreffenden Formen kund.

Ich bin mit Söderberg's Deutung dieser Formen nicht einverstanden, aber ich wünsche hervorzuheben, dass mein verstorbener, hochgeschätzter Kollege ihre grosse Bedeutung für die Theorie der Brechung gewiss nicht übersehen hat.

Hugo Pipping.

Besprechungen.

Naëma Lemberg, *Finnisch - Deutsches Taschenwörterbuch für Schulen. Suomalais-Saksalainen taskusanakirja kouluja varten.* Åbo. G. W. Wiléns Verlag. 1904. VIII + 417 S. klein 8:o. Preis: geb. 6 Fmk, geheftet 5 Fmk.

In dem Prospekte, in welchem das Erscheinen des vorliegenden Wörterbuches angekündigt wurde, äussert sich der Verleger

über den jetzigen Stand unserer Schulliteratur folgendermassen: »Beim Betrachten unserer Schulliteratur bemerkt man, wie in allen Fächern durch neue, zeitgemässe Lehrbücher den Schülern die Arbeit so leicht und anziehend wie nur irgend möglich gemacht worden ist. Im Unterricht der fremden Sprachen bezeichnen die letzten Jahre einen erfreulichen Fortschritt, was die Lesebücher betrifft, während der Mangel an Wörterbüchern, die sich für Schulzwecke eigneten, sich immer fühlbarer gemacht hat».

Die letzte Bemerkung kann, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt ist, sich nur auf Schulen mit finnischer Unterrichtssprache beziehen und jeder, der in solchen Schulen den deutschen Unterricht handhabt, wird mit einem Gefühl langgewohnter Resignation die Wahrheit dieser Worte bestätigen. Während den schwe dischredenden Schülern mehrere Wörterbücher zu gebote stehen — ich erwähne nur das ganz vorzügliche von O. Hoppe — und für ihre Bedürfnisse in dieser Beziehung also hinreichend gesorgt ist, haben die Schüler mit finnischer Muttersprache kein einziges Wörterbuch gehabt, welches sie bei der schriftlichen Übersetzung ins Deutsche mit Vorteil hätten anwenden können, denn das finnisch-deutsche Lexicon von Erwast ist aus mehr als einem Grunde untauglich. Da nun aber die meisten Schüler unserer Mittelschulen bei der Maturitätsprüfung eine Übersetzung in die fremde Sprache mit Hülfe des Wörterbuches auszuführen haben und demnach im Unterricht der deutschen Sprache die schriftliche Übersetzung aus der Muttersprache eine sehr wichtige Rolle spielt, ist es leicht begreiflich, mit welchen Schwierigkeiten die Lehrer und Schüler der finnischen Realschulen in dieser Beziehung zu kämpfen haben. Man hat sich zu helfen gesucht, so gut es eben ging. In einigen finnischen Schulen, wo die Mehrzahl der Schüler auch der schwedischen Sprache einigermassen mächtig sind, werden die schriftlichen Übersetzungen ins deutsche mit Hülfe schwedischer Wörterbücher ausgeführt, es ist aber leicht zu ersehen, dass in solchen Übersetzungen eine Menge Irrtümer und Fehler vorkommen, welche dadurch entstanden sind, dass die Schüler den schwedischen Text des Wörterbuches falsch verstanden haben. Solcher Schulen wird es aber ganz wenige geben; in den allermeisten sind die Schüler des Schwedischen nicht kundig und da muss man, ob man will oder nicht, zu dem Erwastschen Wörterbuch greifen.

Kurz: der Mangel an einem brauchbaren finnisch-deutschen Schulwörterbuche ist nicht nur »fühlbar», er ist geradezu unerträglich gewesen. Als nun vor einigen Monaten die Ankündigung eines zu diesem Zwecke bestimmten Wörterbuchs ziemlich unerwartet bekannt wurde, war die freudige Erwartung aufs höchste gespannt.

Beim Blättern in dem kleinen Taschenwörterbuche Frl. Lembergs habe ich mich jedoch eines Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren können. Das war nicht das Wörterbuch, dessen die finnischen Schulen bedürfen, damit ihre Schüler erfolgreich für das ihnen vorschwebende Ziel arbeiten könnten. Ich hatte erwartet nun endlich ein finnisches Seitenstück zu Hoppes Lexicon in die Hände zu bekommen und finde ein Taschenwörterbuch, das zwar ganz leicht zu handhaben ist, in welchem aber die Methode der Ausarbeitung kaum verrät, dass es für die Zwecke der Schüler bestimmt ist.

Die Herausgeberin hat ihren Stoff wohl hauptsächlich auf Grundlage des Erwastschen Wörterbuches zusammengestellt, wobei natürlich auch eine Anzahl anderer Lexica besonders wegen des deutschen Teils zu Rate gezogen wurden, und das Sichten und Prüfen des aufzunehmenden Wortvorrats scheint im grossen und ganzen in anerkennenswerter Weise ausgeführt worden zu sein. Aber die Arbeitsmethode ist eine sehr mechanische gewesen; von einer selbständigen Ausarbeitung des Stoffes, um ihn den Schülern zugänglich zu machen, findet man nur wenige Spuren. Und doch hätte Frl. Lemberg in Hoppes schwedisch-deutschem Lexicon ein ganz vorzügliches Muster haben können. Hier sind bekanntlich die einzelnen Artikel sehr gut ausgearbeitet, so dass die verschiedenen Bedeutungen der Stichworte durch kurze, sicher treffende Erklärungen klar gemacht und durch eine geeignete Auswahl von Phrasen beleuchtet worden sind. In Frl. Lembergs Wörterbuche sind dagegen die Erklärungen sehr spärlich; nur hie und da, wo die Bedeutungen eines finnischen Wortes ganz grundverschieden sind, finden sich Anweisungen in Klammern. Und doch wären solche Anweisungen gerade für finnische Schüler, deren Muttersprache ja ihnen keine Hülfe leisten kann, viel mehr vonnöten, als für die schwedischen, denen der deutsche Text viel leichter verständlich ist. Ich nehme aufs Geratewohl ein Beispiel. *Kuula* = Kugel; Beule, Blase (Lemberg). Vgl. das entsprechende Wort bei Hoppe, wo der betreffende Artikel folgendermassen redigiert ist: *Kul/la, -n, . . or,* 1. *rund kropp* Kugel f. *Jaga en ~ gnm hufvudet på ngn* e-m e-e Kugel vor den Kopf brennen. 2 *bula* Brausche, Beule f. usw. Wenn Hoppe es also für nötig ansieht, die verschiedenen Bedeutungen des Wortes ausdrücklich zu erklären, obgleich der schwedische Schüler diese vielleicht durch Hülfe des ähnlich lautenden schwedischen Wortes (Beule = bula) raten könnte, wie viel nötiger wäre dies nicht in einem für finnische Schüler bestimmten Wörterbuche, die keine Stütze in ihrer Muttersprache finden.

Der Phraseologie hat zwar die Herausgeberin mehr Be-

achtung geschenkt, allein ich finde, dass auch hier mehr hätte gegeben werden sollen, als was geschehen ist. Ich muss hier natürlich darauf verzichten auf Einzelheiten einzugehen, bemerke nur beispielsweise, dass unter dem Worte *luku* ein so gewöhnlicher Ausdruck wie *kymmen-, sataluvulla* (z. B. 70-luvulla = in den siebziger Jahren) fehlt. Gerade die Eigenschaften — die Erklärungen der einzelnen Bedeutungen und die reich ausgearbeitete Phraseologie —, welche Hoppes Wörterbuch den Schülern so wertvoll machen, fallen im vorliegenden Taschenwörterbuch einem am wenigsten in die Augen und ich bin überzeugt davon, dass es den Schülern daher oft wie 'ein Buch mit sieben Siegeln' vorkommen wird.

Vielleicht hat sich aber die Herausgeberin das Ideal eines Schulwörterbuchs anders gedacht als der Rezensent und es für nützlich gehalten, den Schülern die Arbeit nicht gar zu leicht zu machen. Darauf scheint der Umstand zu deuten, dass eine Anzahl gewöhnlicher Pronomina (die persönlichen *minä, sinä* u. s. w., das interrogative *kuka),* Konjunktionen, Zahlworte u. s. w. gänzlich ausgeschlossen sind. Einen anderen Gesichtspunkt als einen pädagogischen kann die Herausgeberin bei diesem Verfahren kaum im Auge gehabt haben. Ob dies aber dem Werke zu Gute gekommen, bezweifle ich sehr. Wenn man auch zugeben mag, dass die ausgelassenen Wörter von Schülern in den Anfangsstadien vorausgesetzt werden müssen, so ist doch die Auslassung von gewissen Wörtern immer der subjektiven Willkür überlassen und führt leicht zu Inkonsequenzen. So auch in diesem Fall. Es ist z. B. schwer zu begreifen, warum das interrogative Pronomen *kuka* (und *mikä*) ausgelassen worden, während das relative *joka* aufgenommen ist. Ebenso sehe ich nicht ein, warum die Kenntnis der temporalen (und kausalen) Konjunktion *kun* von den Schülern vorausgesetzt werden soll, während z. B. die komparative *kuin* nicht als bekannt vorausgesetzt wird. Eher wäre das umgekehrte Verfahren begreiflich gewesen, wonach *kun* aufgenommen würde, da ja dieses Wort durch mehrere verschiedene Konjunktionen im Deutschen wiedergegeben werden kann. — In einem Wörterbuche, das Anspruch auf Vollständigkeit macht, dürfen auch die gewöhnlichsten Wörter nicht fehlen; es ist ja auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass ein finnisch-deutsches Taschenwörterbuch in die Hände eines Deutschen kommt, der über einen finnischen Text ins Klare kommen möchte.

Dass das wesentliche Verdienst des Wörterbuches von Frl. Lemberg im Sichten und Prüfen des aufzunehmenden Stoffes liegt, habe ich bereits hervorgehoben. Doch ist hier, ebenso wie bei der Aufnahme von Phrasen, von eigenen Sammlungen und von einem Heranziehen der modernen Literatur keine Rede. Der Wortvorrat ist wohl

hauptsächlich aus dem Erwastschen Lexicon geschöpft, und dass der dort befindliche Stoff, sowohl was die einzelnen Wörter, als auch was die Auswahl der aufgenommenen Ausdrücke betrifft, an Klarheit und Übersichtlichkeit gewonnen, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Wenn der Zweck dieses Wörterbuches kein anderer ist, als dass es »den Schülern in möglichst gedrängter Form einen möglichst grossen Wortvorrat bietet», wie die Worte in der Ankündigung des Verlegers lauten, so ist die Herausgeberin nicht so sehr weit vom Ziele zurück geblieben.

Von Wörtern, die ich beim Hin- und Herblättern in dem Wörterbuche vermisst habe, mögen einige erwähnt werden. Das Verbum *aiheuttaa* fehlt; das Fehlen ist nicht dadurch gerechtfertigt, dass das gleichbedeutende *antaa aihetta* beim Suchen des vorhergenannten leicht zu finden ist. Ebenso fehlt das Verbum *kukkua;* in der Nähe findet sich zwar *kukahtaa*, aber die deutschen Wörter *krähen, schreien*, durch welche es übersetzt ist, können nicht vom Rufen des Kuckucks gebraucht werden. Unter den Komposita mit *epä-* hätte das sehr gewöhnliche *epäterveellinen* einen Platz finden sollen, ebenso unter den mit *sota-* zusammengesetzten *sotapalvelus* = Militärdienst. Bisweilen wird das Grundwort angegeben, während die Ableitung fehlt: so findet sich das Wort *karkelo*, es fehlt aber das Verbum *karkeloida*. Ebenso ist die Form *ympäri* aufgenommen, nicht aber die Form *ympärillä*. Umgekehrt verhält es sich bei den Wörtern: *moraali* — *moraalinen*, von denen nur das Adjektiv aufgenommen ist. *Äärimmäinen* wird durch mehrere deutsche Adjektiva wiedergegeben; dagegen fehlt das Subst. *äärimmäisyys* = Extrem, wo das deutsche Wort nicht aus den Adjektiven erschlossen werden kann.

Wenn aber bei der Aufnahme des finnischen Wortvorrats, soviel ich auf Grund einer nur flüchtigen Bekanntschaft mit dem Buche beurteilen kann, keine grösseren Lücken zu finden sind, so scheint die Herausgeberin in Bezug auf den deutschen Teil leider nicht mit gleicher Sorgfalt gearbeitet zu haben. Hier habe ich an mehreren Stellen die Erfahrung gemacht, dass der deutsche Text nicht erschöpfend ist. Ich hebe nur einige Fälle hervor.. Unter den Verben, welche das finnische Verbum *olla* übersetzen, fehlt *liegen*, (z. B. talo oli metsässä = das Haus lag im Walde). Desgleichen fehlt unter den deutschen Übersetzungen des finnischen Verbums *suvaita* das Wort *geruhen* (z. B. kuningas on suvainnut käskeä); auch ist gar nicht solcher Fälle gedacht, wie *kuten suvaitsette, jos suvaitsette* u. s. w. (= wie Sie belieben, wenn's beliebt u. s. w.). Ebenso schlimm ist es, dass in dem Artikel *kuulua* das Verbum *sollen* gar nicht vorkommt (z. B. hän kuuluu tulleen). Das finnische Wort *toiminta* wird nicht durch die deutschen Wörter

Ausführung, Bewerkstelligung, Verrichtung erschöpft (vgl. z. B. kirjallinen toiminta u. a.); so auch nicht *tuoksina* durch Kramen; Eile, Geschäftigkeit (vgl. taistelun tuoksina). *Tanhua* ist nur mit *Viehhof* wiedergegeben; die deutsche Übersetzung würde sich aber sehr übel ausnehmen in vielen Ausdrücken, wo das Wort einen mehr poetischen Anstrich hat. Unter *vähä* wird der Ausdruck *ei vähääkään* mit *nichts weniger* übersetzt. Diesen Augenblick wüsste ich keinen Fall zu sagen, wo diese Übersetzung am Platze wäre, wohl aber kenne ich Fälle, wo *ei vähääkään* mit *nicht das Geringste* oder *nicht im mindesten* übersetzt werden soll. Noch mehrere solche Mängel in der Redaktion der Artikel liessen sich anführen, allein ich verzichte darauf, das Verzeichnis zu verlängern.

In Bezug auf die äussere Technik im Wörterbuche muss ich feststellen, dass sie lange nicht so praktisch und klar ist wie bei Hoppe. Sehr hässlich ist das Apostrophzeichen, welches durch das ganze Buch hindurch verwendet wird, um die Wiederholung gleichlautender Wortanfänge zu vermeiden: *kuvast'aa, -in, -o.* Dies mag aber eine Geschmacksache sein. Dass die Herausgeberin gleichlautende, aber etymologisch unverwandte Worte unter derselben Rubrik aufzählt, wirkt aber doch sehr befremdend. Vgl. z. B. *kuusi* (laskus.) sechs; (puu) Tanne. In dem erwähnten Fall wird jedoch durch die in Klammern hinzugefügten Erklärungen Missverständnissen vorgebeugt. Schlimmer ist es aber in solchen Fällen, wo dies nicht geschehen ist. So z. B. wird *tae* mit *Schmiedeware* übersetzt und darauf folgt gleich unter derselben Rubrik: *ei ole takeita siitä* = man kann dessen nicht sicher sein. Da ist doch die Raumersparnis für einen gar zu teuren Preis erkauft. — Auf Druckfehler bin ich fast gar nicht gestossen. Bei *tahi* ist auf *taikka* hingewiesen und umgekehrt, ohne dass man das deutsche Wort erfährt. Beim Verbum *sein* fehlt das Zeichen †.

Frl. Lemberg hat den Versuch gemacht den finnischredenden Schülern ein brauchbares finnisch-deutsches Wörterbuch zu geben, welches dasjenige von Erwast ersetzen könnte. Obgleich dieser Versuch im wesentlichen gescheitert ist, bezeichnet er doch im Vergleich mit der Quelle einen Fortschritt und wird wohl zu neuen Versuchen Anlass geben. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr so weit entfernt, wo schliesslich das Wörterbuch erscheint, auf das die finnischen Schüler schon so lange geharrt haben. Dieses möge ein Memento sein für unsere jungen Lehrer, welche Lust und Mut zu solchen Unternehmungen haben.

Hugo Palander.



Zeitschriften-Rundschau.

Zeitschrift für romanische Philologie, herausgegeben von G. Gröber: Bd. XXVIII (1904), Heft 3 (SS. 316—25):

H. Schuchardt, Zur Methodik der Wortgeschichte. Der Verf. sucht die von ihm angewandte Etymologisierungsmethode eingehender zu begründen. »Wie man sieht, verharre ich bei der Forderung, die Nachforschung nach dem Ursprung eines Wortes habe damit zu beginnen, dass man es im Zusammenhang mit allen zugleich lautlich und begrifflich verwandten Wörtern betrachte, nicht es vereinzle». Da man weiss, wie viel Nutzen Abbildungen einzelner Gegenstände dem Philologen bereiten können, sieht Sch. in nach philologischen Prinzipien geordneten ethnologischen Museen ein wissenschaftliches Hilfsmittel von grosser Tragweite.

Band XXVIII, Heft 5 (SS. 513—34): A. Horning, Fraise, Framboise. Schönes Beispiel wie die Geschichte einzelner Wörter allseitig behandelt werden kann. *A. W.*

Romania, p. p. Paul Meyer et Ant. Thomas, tome XXXIII (1904), Juillet (pp. 321—32):

G. Paris, Le mode et les étapes de l'altération du C en galloroman. Deux mémoires posthumes du plus haut intérêt.

A. W.

Revue des langues romanes. Tome XLVII (1904). Jan.-févr. (pp. 1—28):

L.-E. Kastner, Histoire des termes techniques de la versification française. *A. W.*

Le Maître Phonétique, organe de l'Association phonétique internationale. Dix-neuvième année (1904). Janvier (pp. 26—28):

A. R. Gonçalves Vianna (Lisbonne), Langue internationale L'auteur plaide en faveur de l'italien littéraire. »Mais, si l'on tient absolument à ce que la langue internationale n'appartienne en propre à aucune nation», l'*esperanto*, avec des altérations et des simplifications, pourrait convenir. — Févr.-mars (pp. 42—44): Comité d'initiative pour le choix d'une langue internationale vivante. Avec M. Paul Passy comme secrétaire, il s'est formé un comité de huit personnes dans le but de choisir la langue internationale »parmi les langues appartenant à des nationalités de second ordre, parmi celles de groupement n'ayant pas ou n'ayant plus de nationalité independante, ou parmi ces parlers locaux généralement connus sous le nom de patois». — (Pp. 49—50) M. Raymond Weeks (Columbia, Missouri) propose comme langue internationale une des grandes langues nationales. — Avril (pp. 75—76): M. R. J. Lloyd (Liverpool) se montre partisan de

l'esperanto. — Mai-Juin (p. 89) M. L. Clédat, qui partage l'opinion de M. Lloyd, rappelle l'existence d'une délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale. »C'est une fédération de 180 sociétés, disposées à remettre le choix de la langue auxiliaire à l'Association internationale des académies». *A. W.*

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur. Bd. XXVII (1904):

Hermann Haupt, Voltaire in Frankfurt 1753 (SS. 160—187). Dieser Aufsatz, dessen Verf. im Frankfurter Stadtarchiv erhaltene, bisher ungedruckte Akten sowie ungedruckte Briefe von Voltaire benutzt hat, bringt interessante neue Einzelheiten über die Verhaftung des Dichters in Frankfurt im Juni 1753, wodurch ein vollständiger Bruch zwischen ihm und König Friedrich II. eintrat. — Schultz-Gora, Studie zur Éloa von Alfred de Vigny (SS. 278—297). Der Verf. stellt zuerst fest, inwieweit Einflüsse vorangegangener Dichter (besonders Klopstocks und Miltons) sich in Vignys religiösem Gedicht geltend gemacht haben, und geht dann auf eine ästhetische Analyse dieser Dichtung ein. — Wolfgang Martini, Victor Hugos dramatische Technik nach ihrer historischen und psychologischen Entwickelung (SS. 298—348). In dieser bedeutenden Abhandlung, wovon hier nur die Einleitung und der Abschnitt über V. Hugos Stellung in der Entwickelungsgeschichte der Romantik vorliegen, stellt sich der Verf. die Aufgabe, die Einzelheiten der dramatischen Technik des Dichters nach ihrer historischen und psychologischen Kausalität festzustellen und zu erklären; auf eine Anführung seiner persönlichen Geschmacksurteile verzichtet er dagegen gänzlich. *I. U.*

Die Neueren Sprachen, herausg. von W. Viëtor. Bd. XII, Heft 5—6:

H. Morf, Die Tempora historica im Französischen (SS. 306—311). Ohne eigentlich etwas Neues zu bieten, stellt der Verf. den Unterschied der Bedeutung zwischen dem Imparfait (præteritum durativum) und dem Passé défini (præteritum factivum) auf. Zum Schlusse einige Worte über die Behandlung der betreffenden Tempora im Schulunterricht. — H. Klinghardt behandelt das Tempus der Erzählung im französischen Unterricht (SS. 311—319). Da es sich zeigt, dass auf den meisten Stilgebieten das Présent und das Passé indéfini, nebst dem Imparfait die beliebtesten Tempora sind, hält der Verf. es für das Richtigste im Unterricht und zwar in dem praktischen dem Présent und dem Passé indéfini den grössten Raum zu gewähren. Im Gebrauch des Passé défini, das immer mehr durch andere Tempora und besonders durch das Passé indéfini ersetzt wird, können die Schüler dagegen teoretisch unterrichtet werden. Der Aufsatz des erfahrenen Sprachmeisters

bietet ohne Zweifel unseren Lehrern viele beachtenswerte Gesichtspunkte. — Karl Luick, Bühnendeutsch und Schuldeutsch (SS. 345—457). Um eine wünschenswerte Vereinheitlichung der deutschen Aussprache zu erreichen, empfiehlt der Verf. der Schule die Sprechweise der Bühne zu übernehmen, da das Bühnendeutsch bereits ziemlich einheitlich ist. Es ist aber nicht möglich einen Kanon der deutschen Schulaussprache für das ganze deutsche Sprachgebiet aufzustellen; diese Frage muss deshalb für jedes Dialektgebiet besonders gelöst werden. Vorläufig kann es sich nur um eine Annäherung an die Bühnensprache handeln. Um zu zeigen, wie eine solche Annäherung praktisch durchgeführt werden soll, vergleicht der Verf., der Österreicher ist, die Verschlusslaute der österreichischen Aussprache mit denen der Bühnensprache. Es fragt sich: sollen wir bei uns die Schüler die Aussprache der Bühne lehren? *M. W.*

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausgegeben von Otto Lyon. Jahrg. 18, Heft 7/8:

H. Willert giebt S. 509 eine Deutung des Ausdruckes »eine böse Sieben», den er als eine scherzhafte Verlängerung von »eine böse Sie» erklärt. — Sprechzimmer: R. Hansen meint (S. 519), dass im Ausdrucke »in seinem Esse sein» das lateinische *esse* vorliege. *M. W.*

Zeitschrift für deutsche Wortforschung VI, 1: SS. 59—68. A. Kluyver, Marzipan. Ein interessanter Erklärungsversuch des vielumstrittenen Wortes. Der Verf. berührt zuerst früher gegebene Erklärungen von *marzipan,* und geht dann zur Auseinandersetzung seiner eigenen Vermutungen über. Nach dieser ist das Grundwort semitischen Ursprungs — *mauthabãn* — und bedeutete eine während der Kreuzzüge gangbare byzantinische Münze, wo Christus auf einem Throne sitzt. Durch eine Reihe von verschiedenen Bedeutungsübergängen sei das Wort dann zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt. — SS. 76—89: Johannes Beinert, Der Verfasser des »Sprachverderbers» von 1643. In dem Artikel wird angenommen, dass der Verfasser dieser anonym erschienenen Flugschrift Moscherosch sein muss. — SS. 99—100: Friedrich Wenzlau, Ähnlich. *Ähnlich* ist nicht mit Kluge (Etym. Wb., 6. Aufl.) für eine Ableitung von »*ein*» anzusehen, sondern ist die Fortsetzung des mhd. *anelich* (wie v. Bahder und andere schon früher behauptet haben). — VI, 2: SS. 101—119. Wilhelm Feldmann, Modewörter des 18. Jahrhunderts. Der Artikel enthält eine hübsche Auslese von Belegen aus der Literatur des 18. Jahrhunderts, die in dieser Periode entweder allgemein verbreitete Modewörter oder bei einzelnen Schriftstellern

gebrauchte individuelle Lieblingswörter illustrieren: z. B. *aetherisch* (Klopstock), *Alltags-*, *Aufklärung*, *von Belang* (zuerst bei Lessing), *Dämmerung* (Stürmer und Dränger), *Grazie*, *Kerl* (Goethe), *Klarheit* (Goethe), *Lectüre*, *Pflanze* (= verächtliche Bezeichnung eines geistig minderwertigen Menschen), *Sturm und Drang* und die nach diesem Ausdruck (bekanntlich der Titel eines Schauspiels von Klinger) gebildete Sippe, *sympathetisch* (Wieland), *Weltgeist* und einige andere, unter denen die für die Literaturgeschichte interessanten spöttischen Eigennamenwörter, wie z. B. *gottschedisieren*, *wertherisieren*, *Wertherfieber* usw. Eine zweite Probe von Modewörtern des 18. Jhs. wird vom Verf. des Artikels in Aussicht gestellt. — S. 119—128: Otto Ladendorf, Nervös. Ein wortgeschichtlicher Versuch. Der Verf. verfolgt die Bedeutungsentwickelung und Verbreitung des jetzt so beliebten Modewortes, welches heutzutage sogar auf abstrakte Begriffe und leblose Gegenstände übertragen ist, vgl. z. B. *Nervöse Novellen* von Tovote usw. Das 18. Jh. kennt noch nicht das Wort im heutigen Sinne, man spricht statt dessen von *reizbaren*, *schwachen Nerven*, von *Nervenschwäche*, *Nervenschwächlingen*, von *aufgeregt* sein usw. Das Wort *nervös* (aus lat. *nervosus*, unter Beeinflussung der franz. Form *nerveux* abgeleitet) hatte nämlich noch damals die ursprüngliche Bedeutung von *nervenvoll*, *nervig* = *sehnig*, *kraftvoll*. Daneben findet sich bald auch die allgemeine Bedeutung = *die Nerven betreffend* seit dem Beginn des 19. Jhs. und das Wort gelangt dann von dieser Mittelstufe zur modernen Bedeutung besonders durch die Vermittelung der medizinischen Terminologie. Innerhalb weniger Jahrzehnte ist das Wort *nervös* in diesem Sinne in jeder Art von Literatur allgemein geworden und hat die alte ursprüngliche Bedeutung ganz verdrängt. — S. 129—174: Albrecht Keller. Die Formen der Anrede im Frühneuhochdeutschen. Die Abhandlung bildet eine Fortsetzung der in dieser Zeitschrift erschienenen Untersuchung Ehrismanns über »Duzen und Ihrzen im Mittelalter«. Sie umfasst die Zeitepoche von 1500 bis 1650 und zerfällt in zwei Abschnitte: A) Fortdauer der alten Verhältnisse, B) die neuen Anredeverhältnisse. Die Fortsetzung des Artikels wird die Darstellung des alamodischen Geistes bringen, zum Teil nachholen, und die Entstehung des Sie in gleicher Weise verfolgen.

H. P.

Eingesandte Literatur.

Aus dem Verlage *B. G. Teubners* in Leipzig:

L. Golschmann, Nouveau Dictionnaire de poche français et russe. Vol. I. Français-Russe. (Collection Feller) 516 S. klein 8⁰.

A. L. Becker, Deutsch für Ausländer (Teubners kleine Sprachbücher) 132 S. 8⁰. M. 2: —.

Thiergen, English Lessons. 2. Aufl. (Teubners kleine Sprachbücher). 229 S. 8⁰., Karten etc.

Romeo Lovera, Oberstufe zum Lehr- und Lesebuch der italienischen Sprache (Dr. O. Boerners neusprachliches Unterrichtswerk). 271 S. gross-8⁰ mit einem Vollbilde und 4 Ansichten.

Arno Schmieder, Der Aufsatzunterricht auf philologischer Grundlage. Für Volksschulen und für die Unterklassen höherer Lehranstalten. 75 S. 8⁰.

R. Michel und *G. Stephan,* Lehrplan für Sprachübungen. 120 S. 8⁰.

R. Michel, Sprachübungen. Stoffsammlung zu Übungen in Aussprache, Grammatik, Orthographie und Schönschreiben. 36 S. 8⁰.

Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. 94 S. gross-8⁰.

F. Prosch und *F. Wiedenhofer,* Die deutsche Heldensage. Nach Darstellungen von Uhland, Vilmar, Scherer, Keck und Khull. 5. Aufl. 16—17 Tausend. 81 S 8⁰.

F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Dritte, verbesserte Auflage von *O. Weise.* 110 S. 8⁰.

Aus dem Verlage der Verlagsaktiengesellschaft *Helios* in Helsingfors:

Die Siegfriedssage, dargestellt in 12 Erzählungen. Mit ergänzendem Wörterverzeichnis. Ausgearbeitet von *A. Bohnhof.* Helsingfors. 1904. 38 S.

Die Siegfriedssage, dargestellt in 12 Erzählungen. Mit ergänzendem Wörterverzeichnis ins Finnische übertragen von Ida Lindström. Helsingfors. 1904. 39 S.

Die Herausgeberin hat die Erzählungen der Siegfriedssage, welche aus dem Lesebuche Friedrich Krönleins, des Institutvorstehers in Heidelberg, entnommen sind, für die unteren Klassen der Mittelschulen als Ergänzungslektüre abgesehen. Zu diesem Zwecke eignen sie sich ganz gut, denn die Sprache ist sehr einfach und leicht. Dass Frl. Bohnhof am Schlusse des Büchleins eine kurze Darstellung der nordischen Sagenversion (nach König) hinzugefügt hat, »um den Zusammenhang der nordischen Sagen mit der deutschen Siegfriedssage nachzuweisen», ist ziemlich überflüssig, denn auf sagengeschichtliche Probleme kann und darf der Lehrer in den Anfangsstadien des deutschen Sprachunterrichts nicht eingehen. Ein Wörterverzeichnis zählt die Wörter auf, welche in dem Wörterverzeichnis zu Öhquists Prosa und Dichtung nicht zu finden sind.



Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. Oktober 1904, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende legte den Mitgliedern des Vereins eine ihm zugesandte Subskriptionsliste auf »Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm publikationer Bd. 3» vor.

§ 3.

Prof. *Söderhjelm* machte einige Bemerkungen zu den Fällen des Imperfektums, die Meyer-Lübke in seiner Grammatik der romanischen Sprachen als »Imperfektum der Bescheidenheit» bezeichnet. M.-L. führt Beispiele sowohl aus dem Französischen als aus dem Italienischen und Spanischen an. Nach Prof. S. seien aber mehrere dieser Fälle nicht als Imperfektum der Bescheidenheit zu betrachten, sondern liege hier eine Kontamination mit der Vergangenheit oder vielmehr eine Attraktion zu derselben vor. Man spricht in der That von einem schon passierten Moment. Die verschiedenen Beispiele müssen sonst auf verschiedene Weise erklärt werden. Auch in anderen Sprachen sind solche Fälle zu beobachten, so im Schwedischen und zwar in der Umgangssprache (z. B. *Var hästarna färdiga?* d. h. *Sade ni att . . . Hvart gick han? Int' visst' ja').*

Dr. *Wallensköld* war derselben Ansicht wie Prof S.; doch schien ihm die Benennung Attraktion als kein guter Ausdruck sondern hielt er es für richtiger von Versetzung in die Vergangenheit zu sprechen. Auch Dr. *Lindelöf* und Dr. *Uschakoff* teilten die Auffassung Prof. S.:s, empfahlen aber auch den Ausdruck »Versetzung».

§ 3.

Dr. *Wallensköld* besprach die Zeitschrift »Les cinq langues, journal-revue des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne», réd. par E. H. Bloch und Dr. *Lindelöf* die dritte Auflage des Lesebuches »Deutsche Prosa und Dichtung», herausgeg. von J. Öhquist.

§ 4.

Dr. *Lindelöf* teilte einige Gesichtspunkte über die schriftlichen Maturitätsprüfungen der modernen Sprachen mit. Er warf zuerst die Frage auf, in welchem Grade man beim Beurteilen der Übersetzungsprüfungen auf das Konzept Rücksicht nehmen soll, und wies auf seinen in den Neuphil. Mitteil. 1904, S. 79 erschienenen Aufsatz hin, wo er dasselbe erwähnt hat. Über diesen Punkt entspann sich eine kürzere Diskussion. Dr. *Wallensköld* meinte, dass es vielleicht am richtigsten wäre das Konzept gar nicht zu berücksichtigen, da man ja von den Schülern verlangen könnte, dass sie in der langen Zeit von sechs Stunden, die ihnen für eine verhältnismässig kurze Übersetzung zu Gebote stehen, eine ohne Schreibfehler gemachte Reinschrift leisten sollen. Er wollte jedoch nicht diese Strenge in der Praxis durchgeführt haben. Dr. *Uschakoff* und Mag. *Wasenius* sprachen sich dafür aus, dass s. g. offenbare Schreibfehler berücksichtigt werden sollten.

Dr. *Lindelöf* ging dann zu der Frage von der Abschaffung der schriftlichen Hin-Übersetzungen über. Die in ihrer jetzigen Form existierenden Maturitätsprüfungen fand Dr. Lindelöf für die Sprachstudien nicht zweckmässig, um so weniger, da die schriftlichen Übersetzungen mit Hülfe des Wörterbuches keinen Massstab für die Beurteilung der wahren Kenntnisse der Schüler geben, was auch aus dem mündlichen Examen hervorgeht. Diese Thatsache beleuchtete Dr. L. eingehender durch einige statistische Zusammenstellungen. Doch wäre eine durchgreifende Reform der Maturitätsprüfungen ohne Veränderung der Statuten der Universität nicht möglich; bei den jetzigen Verhältnissen sind aber solche Reformen nicht zu empfehlen. Ein Mittel, dem jetzigen Übel einigermassen abzuhelfen, ohne die Statuten zu verändern, wäre vielleicht eine Art von Wahlfreiheit einzuführen, so dass die Abiturienten nach freier Wahl die vorgelegte Aufgabe mit oder ohne Wörterbuch machen könnten. Natürlich sollten dann die ohne Wörterbuch gemachten Übersetzungen nach einem viel milderen Massstabe beurteilt werden.

Dr. *Wallensköld* hielt es auch nicht für geeignet, jetzt ein Gesuch um Veränderungen des Abiturientenexamens einzureichen. Dr. L:s Vorschlag fand er aber sehr ansprechend. Für diejenigen, die ohne Wörterbuch schreiben, könnte ja noch ein Verzeichnis über die ungewöhnlichen Wörter beigegeben werden.

Dr. *Hagfors* machte auf den schlimmen Einfluss aufmerksam, den die für die schriftliche Maturitätsprüfung nötige Übersetzungsdressur auf die Sprachstudien in den Schulen ausübt. Überhaupt fand er, dass die Schüler der klassischen Lyceen, wo

keine solche Übersetzung verlangt wird, mit ihrer geringen Stundenzahl verhältnismässig viel besser deutsch verstehen und kennen, als die Schüler der Reallyceen, deren Aufmerksamkeit allzu sehr auf die schriftlichen Übersetzungen gerichtet werden muss.

Dr. *Uschakoff* schrieb diesen Umstand nicht nur den schriftlichen Übersetzungen zu, sondern vielmehr der Sprachorganisation, die in den klassischen Lyceen eine ganz andere ist als in den Reallyceen. Die Einführung von Übersetzung ohne Wörterbuch fand auch Dr. U. wünschenswert. Statt einer Erleichterung könnte aber diese Reform auch das zur Folge haben, dass die Dressur noch schlimmer wird und dass die Vorbereitung dieser Übersetzungen noch mehr Zeit in Anspruch nimmt als jetzt, da ja die meisten Lehrer ihre Schüler so weit bringen wollen, dass sie ohne Wörterbuch übersetzen können.

Ohne Zweifel zeigt eine solche Übersetzung viel besser die wahren Kenntnisse der Schüler, ihren Wortvorrat und ihre Fähigkeit die Sprache zu behandeln. Der Wortvorrat der Schüler tritt übrigens auch bei der mündlichen Übersetzung hervor.

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Stud. Mercedes Standertskjöld und Fräulein Cand. phil. Hedvig Engström.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 5. November 1904, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der Vorstand und 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die Einführung in d s Studium der Sprachgeschichte.

§ 3.

Dr. *Wallensköld* besprach T. Torbiörnssons Buch »Jämförande språkvetenskap ur allmänbildande och pädagogisk synpunkt».

Im Anschluss an den Vortrag Prof. Söderhjelms und die Besprechung dieses Buches entspann sish eine Diskussion über die Bedeutung und den Platz der historischen Grammatik im Sprachunterricht. Sämtliche Redner waren der Ansicht, dass schon in der Schule historische Bemerkungen und eben historische Betrachtungsweise der grammatischen Erscheinungen zuweilen vorkommen sollten, obgleich die geringe Stundenzahl nicht zulässt, viel Zeit darauf zu opfern. Besonders wäre die historische Erklärung am Platze in den Fällen, wo die Schüler zugleich einen praktischen Nutzen davon haben könnten. Man sprach den Wunsch aus, dass für das Deutsche ein Verzeichnis über solche Fälle gemacht werden sollte; als Muster könnte das für das Französische von Dr. Wallensköld früher herausgegebene Verzeichnis dienen.

§ 4.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Stud. Julia Hahl.

In fidem:

Matias Wasenius.

Verzeichnis der Mitglieder des Neuphilologischen Vereins im Jahre 1904.

Ehrenmitglieder:

Donner, Otto, Professor.
Estlander, C. G., Staatsrat.
Freudenthal, A. O., Professor.
Gustafsson, F. W., „

Ehrenpräsident:

Söderhjelm, Werner, Professor.

Präsident:

Wallensköld, Axel, Dozent.

Vizepräsident:

Palander, Hugo, Dozent.

Sekretär:

Wasenius, Matias, Mag. Phil.

Ordentliche Mitzlieder:

Almark, J. M., Cand. phil.
Aminoff, Iza, Fräulein.
Andersin, Hanna, Lehrerin.
Antman, Helmi, Stud. phil.

Arppe, Selma, Stud. phil.
Bæckman, Lilli, Lehrerin.
Bengelsdorff, E. J., Stud. phil.
Berglund, U. O., Cand. phil.
Blom, Gerda, „
Blomqvist, Anna, Lehrerin.
Blåfield, Hanna, „
Bohnhof, Anna, „
Borenius, Ingrid, Mag. phil.
Borg, Olli, Stud. phil.
von Born, Greta, Stud. phil.
Brofeldt, F. E. V. B., „
Brusén, Sigrid, „
Burjam, Adèle, „
Burmeister, Sigrid, Cand. phil.
Cedercreutz, Ingrid, Frau.
Corell, W. F., Mag. phil.
Danielson, Katri, Lehrerin.
Edelfelt, Annie, Lehrerin.
Edelfelt, Berta, „
Edgren, A. W., Stud. phil.
Eichinger, Lydia, Lehrerin.
Ekholm, Agda, Cand. phil.
Elfving, E. J., „
Ellinen, Mathilda, Lehrerin.
Engblom, Gerda, Stud. phil.
Engström, Hedvig, Cand. phil.
Estlander, Hedvig, Lehrerin.
Fieandt, Anna, Stud. phil.
af Forselles, Jenny, Lic. phil.
Forsman, Aina, Stud. phil.
Forsman, Arno, „
Freudenthal, Edla, Frau.
Godenhjelm, B. F., Lektor.
Göhle, Aina, Cand. phil.
Grönlund, J., Translator.
Hackman, O., Mag. phil.
Hagfors, Edvin, Dr. phil.
Hahl, Jalmari, „
Hahl, Julia, Stud. phil.
Hall, Tony, „
Homén, L. O., „
Hornborg, K. F., Cand. phil.
Ilmoni, Synnöve, Stud. phil.
Järnström, E. G., Cand. phil.
Jewstratoff, W., Mag. phil.
Karsten, T. E., Dozent.
Katara, Pekka, Stud. phil.
Kolström, Helmi, Lehrerin.
von Kræmer, Alexis, Dr. phil.
Kullhem, Hanna, Lehrerin.
Lindelöf, Ester, Stud. phil.
Lindelöf, Uno, Dozent.
Lindfors, Augusta, Lehrerin.
Lindfors, Elin, Stud. phil.
Lindström, Ida, Lehrerin.
Lindström, J. F., Mag. phil.
Långfors, A. I. E., Cand. phil.
Långström, Selma, Lehrerin.
Malmberg, Aino, Frau.
Mandelstam, J. J., Professor.
von Nandelstadh, Berta, Lehrerin.
Öhquist, Alexander, Translator.
Öhquist, Helène, Frau.
Öhquist, Johannes, Lektor.
Öhrbom, Dagmar, Cand. phil.
Petersen, H. N., „
Pipping, Aline, Fräulein.
Pipping, Anna, Frau.
Pipping, Hugo, Dozent.
Poirot, Hjördis, Frau.
Poirot, Jean, Lektor.
de Pont, Fanny, Frau.
Reims, V. A., Stud. phil.
Reuter, Julio, Dozent.
Råbergh, Tony, Frau.
Saxén, Ralf, Dr. phil.
Schlegel, Anna, Lehrerin.
Schmidt, Gustav, Dr. phil.
Sederholm, Sigrid, Lehrerin.
Sjöros, Bruno, Cand. phil.
Söderhjelm, T. J. V., „
Standertskjöld, Mercedes, Stud. phil.
Stiehl, Ella, Fräulein.
Stoltzenberg, Maisi, Stud. phil.
Sumelius, W. R., „
Sundell, Edith, Lehrerin.

Sutinen, P. J., Stud. phil.
Tallgren, O. J., „
Theslöf, Ingrid, Lehrerin.
Thillot, Aina, Frau.
von Törne, P. O., Cand. phil.
Tötterman, Nanna, Lehrerin.
von Troil, Mathilda, Lehrerin.
Uschakoff, Ivan, Dr. phil.
Wallensköld, Dagmar, Frau.
Warén, Paavo, Mag. phil.
Vasenius, Valfrid, Professor.
von Wendt, E. C. W., Stud. phil.
Westling, Gunnar, „
Wiik, K. H., „

Mitteilungen.

Der Redakteur der Neuphilologischen Mitteilungen wird im nächsten Frühjahrssemester sich im Auslande aufhalten und Dozent Dr. *A. Wallensköld* hat für diese Zeit die Redaktionsarbeit übernommen. Wir bitten in allen Redaktionsangelegenheiten vom 1. Januar 1905 ab sich an ihn zu wenden und etwaige Zusendungen, wie Bücher zur Besprechung, Abonnementsbeträge usw. an seine Adresse (Djurgårdsvägen 3) zu richten.

Es dürfte unsern Lesern bekannt sein, dass schon vor längerer Zeit der Vorschlag vom Consistorium Academicum gemacht wurde, den Dozenten der romanischen Philologie Dr. A. Wallensköld zum ausserordentlichen Professor zu ernennen. Der Vorschlag des Consistoriums war einstimmig und wurde vom stellvertretenden Kanzler der Universität unterstützt. Von dem Kanzleramt in St. Petersburg wurde die Sache an den Kaiserl. Senat für Finland verwiesen, der in solchen Angelegenheiten sich über die finanzielle Seite zu äussern hat. Weiter ist aber die Sache nicht gediehen, sie liegt noch immer im Senat. Der Vorschlag des Consistoriums ist datiert vom 9. Mai 1903, den 11. Juni desselben Jahres ist er vom stellvertretenden Kanzler nach St. Petersburg abgesandt worden. Bald darauf dürften die Verhandlungen an den Senat gelangt sein. Es verlautet, dass während der anderthalb Jahre, die darnach verflossen sind, die Angelegenheit zweimal zur Behandlung aufgenommen, abei beide Male ohne weitere Diskussion vertagt worden sei. Warum gerade jetzt die ökonomische Seite einer ausserordentlichen Professur so lange geprüft werden muss, ist uns ein vollkommenes Rätsel. Jedenfalls ist die Verzögerung für die Studien der neueren Sprachen an der Universität nicht ohne Folgen geblieben. Schon lange haben nämlich die Studenten, welche diese Sprachen studieren, den Wunsch gehegt, die germanische und die romanische Philologie als getrennte Fächer betrachten zu dürfen. Durch die Ernennung des Dozenten



der romanischen Philologie zum ausserordentlichen Professor würde der Knoten am einfachsten gelöst werden, denn ihm würde nach dem gemachten Vorschlag, wo auf die Statuten vom 6. Juni 1883 hingewiesen wird, die Schuldigkeit obliegen, Examina in der romanischen Philologie anzustellen. Vor kurzem haben die Studenten der modernen Philologie ein Gesuch an das Cons. Academicum gerichtet, worin sie das Recht erbitten, die beiden bisher unnatürlich verbundenen Fächer trennen und in denselben besondere Examina machen zu dürfen. Diese dringende Angelegenheit würde, wie bereits gesagt, durch die Erledigung der Sache im Senat eine natürliche Lösung erhalten.

In der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. XXXVI, veröffentlicht Prof. *Gustav Binz* (Basel) zwei Rezensionen über Dr. *Uno Lindelöfs* »Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiæ Dunelmensis» (Bonner Beiträge z. Anglistik, IX) und desselben Verfassers Arbeit »Die südnorthumbrische Mundart des 10. Jahrhunderts» (Bonner Beitr. X).

In der Zeitschrift, welche vom Pädagogischen Verein in Finland herausgegeben wird, Bd. XLI (1904), Heft 2—4, findet sich ein interessanter Reisebericht von Dr. *Axel Rosendahl,* worin wichtige sprachpädagogische Fragen erörtert werden.

Inhaltsverzeichnis zu den Jahrgängen 1902—1904 der Neuphilologischen Mitteilungen.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

III. Zeitschriften-Rundschau.

IV. Polemisches.

V. Nachrichten über die Thätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

VI. Eingesandte Literatur.

V. Mitteilungen.

Anlässlich der Neuphilologischen Mitteilungen: 15/1—15/3 1902, S. 25 (*H. Palander* übernimmt die Hauptredaktion); 1904, S. 183 (*A. Wallensköld* übernimmt die Redaktionsarbeit für das Frühjahrssemester 1905).

Einheimische Publikationen: 15/1—15/3 1902, S. 25 (*U. Lindelöf*, Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiae Dunelmensis; Die südnorthumbrische Mundart im 10. Jahrh.); 1903, S. 79 (*T. E. Karsten*, Einige germ. Lehnwörter im Finnischen); 1903, S. 116 (*J. Öhquist*, Auswahl von Eckermanns Gesprächen mit Goethe, Neudruck); 1904, S. 28 (*U. Lindelöf*, Studien zu altenglischen Psalterglossen); 1904, S. 131 (*W. Söderhjelm*, Spuren von Ciceros verlornem Traktate De Virtutibus bei einem frz. Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts?); — 1904, S. 54. (Doktorarbeiten in Vorbereitung von *Hj. J. Runeberg, I. Borenius, T. Söderhjelm, W. Streng, A. Långfors, O. J. Tallgren*); 1904 S. 184 (*A. Rosendahl*) Reisebericht in der Zs. herausg. vom Pädagog. Verein in Finland).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Zeitschriften: 15/9—15/10 1902, S. 28 (*W. Söderhjelm* über W. Rasmussen, Marguerite af Navarra, und Ph. A. Becker, Marguerite duchesse d'Alençon et Guillaume Briçonnet); 1903, S. 79 (*T. E. Karsten*, Zur Scheidung der kurzen E-laute im Mhd.; *H. Palander* über Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen); 1904, S. 55 (*H. Pipping*, Kvantitet och dynamisk accent).

Ausländische Urteile über einheimische Publikationen: 15/1—15/3 1902, S. 25 (*R. Much* über *H. Palander*, Die ahd. Tiernamen); 15/9—15/10 1902, S. 28 (*A. Tobler* und *E. Bourciez* über die Mémoires III); 15/11—15/12 1902, S. 34 (*P. Meyer* über *W. Söderhjelm*, Une vie de saint Quentin); 1903, S. 38 (*O. Grojean* und *A. Pillet* über die Mémoires III; *R. Mahrenholtz* über *J. Poirot*, A propos de V. Hugo); 1903, S. 79 (*Kr. Nyrop* über die Mémoires III); 1903, S. 153 (*G. Ehrismann* über *T. E. Karsten*, Beiträge zur germ. Wortkunde); 1904, S. 55 (*F. Ed. Schneegans* über die Mémoires III); 1904, S. 92 (*W. Horn* über *H. Palander*, Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im 12. Jh.); 1904, S. 131 (*F. Gustafsson* über *W. Söderhjelm*, Spuren von Ciceros verlornem Traktate De Virtutibus; *H. Spies* über *U. Lindelöf*, Wb zur Interlinearglosse des Rit. Eccl. Dun.; *H. Morf* über die im Neuph. Verein geführte Diskussion über den s. g. Deutlichkeitstrieb); 1904, S. 184 (*G. Binz* über *Uno Lindelöf*, Wb. zur Interlinearglosse des Rit. Eccl. Dun.).

Die schriftlichen Maturitätsproben: 15/4—15/5 1902, S. 38 (Frühjahr 1902); 1903, S. 77 (Frühjahr 1903).

Personalia: 15/1—15/3 1902, S. 25 (*W. Söderhjelm* reist ins Ausland; *U. Lindelöf* zum Examinator für Deutsch, Englisch und Französisch in den Ausschuss für die Abiturientenexamina ernannt); 1903, S. 38 (*A. Wallensköld* zum a. o. Professor der roman. Philologie von der hist.-phil. Sektion vor-

geschlagen); 1904, S. 183 (Die Frage von Dr. *A. Wallenskölds* Ernennung zum a. o. Professor unentschieden im Senat).
Ausländische Kongresse: 1904, SS. 28 u. 92 (Der 11. Deutsche Neuphilologentag in Cöln).
Ferienkurse: 1904, S. 55 (in Saint-Malo-Saint-Servan); 1904, S. 92 (in Paris, Grenoble, Lausanne, Genève und Marburg).
Ausländische Adressen: 1903, S. 153 (Mantes-la-Jolie).

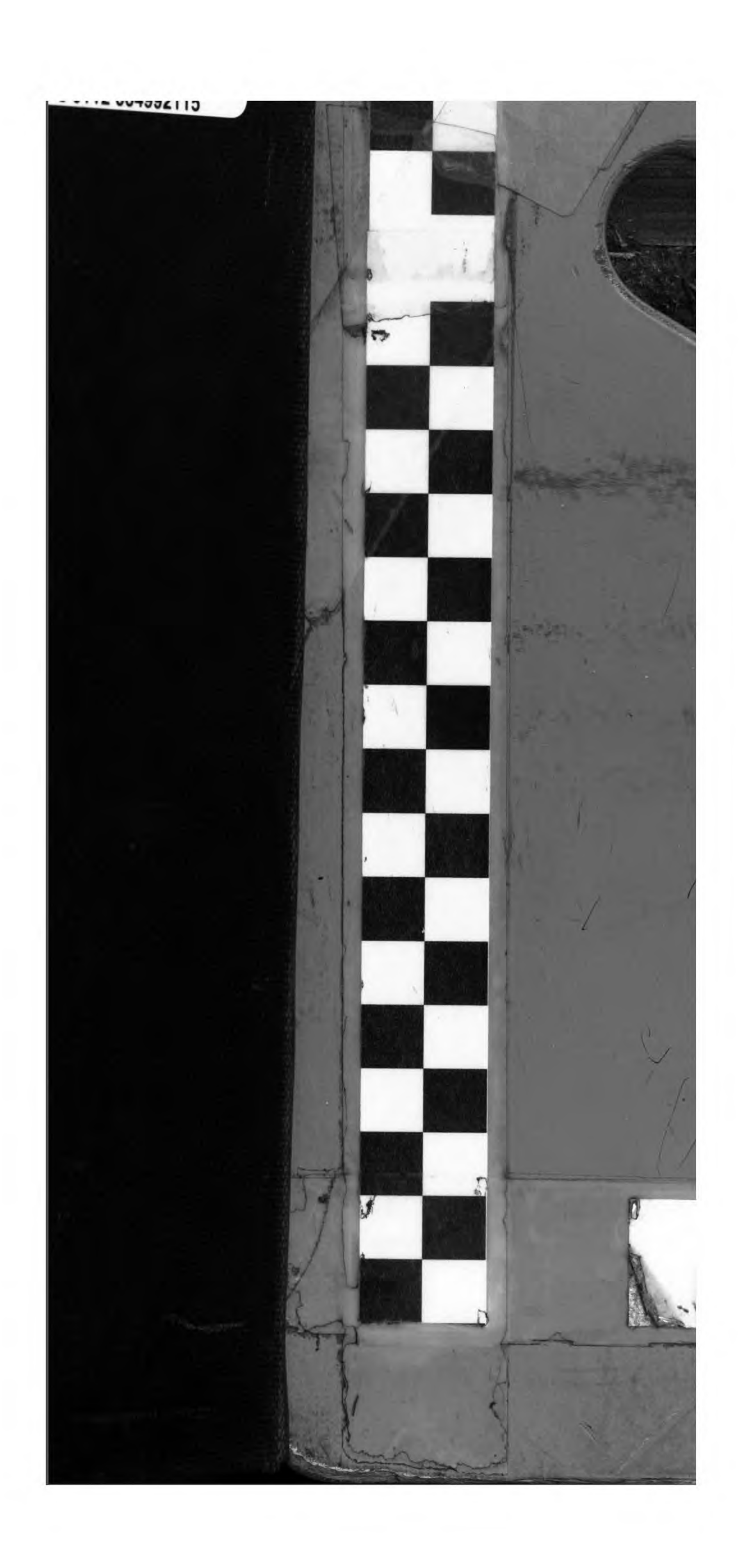
VIII. Berichtigungen.

Zum Aufsatze *A. Rosendahls*: Vom Unterrichte der s. g. allgemeinen Grammatik . . . . 1903, S. 116
Zum Aufsatze *Hugo Pippings* . . . . 1904, S. 167

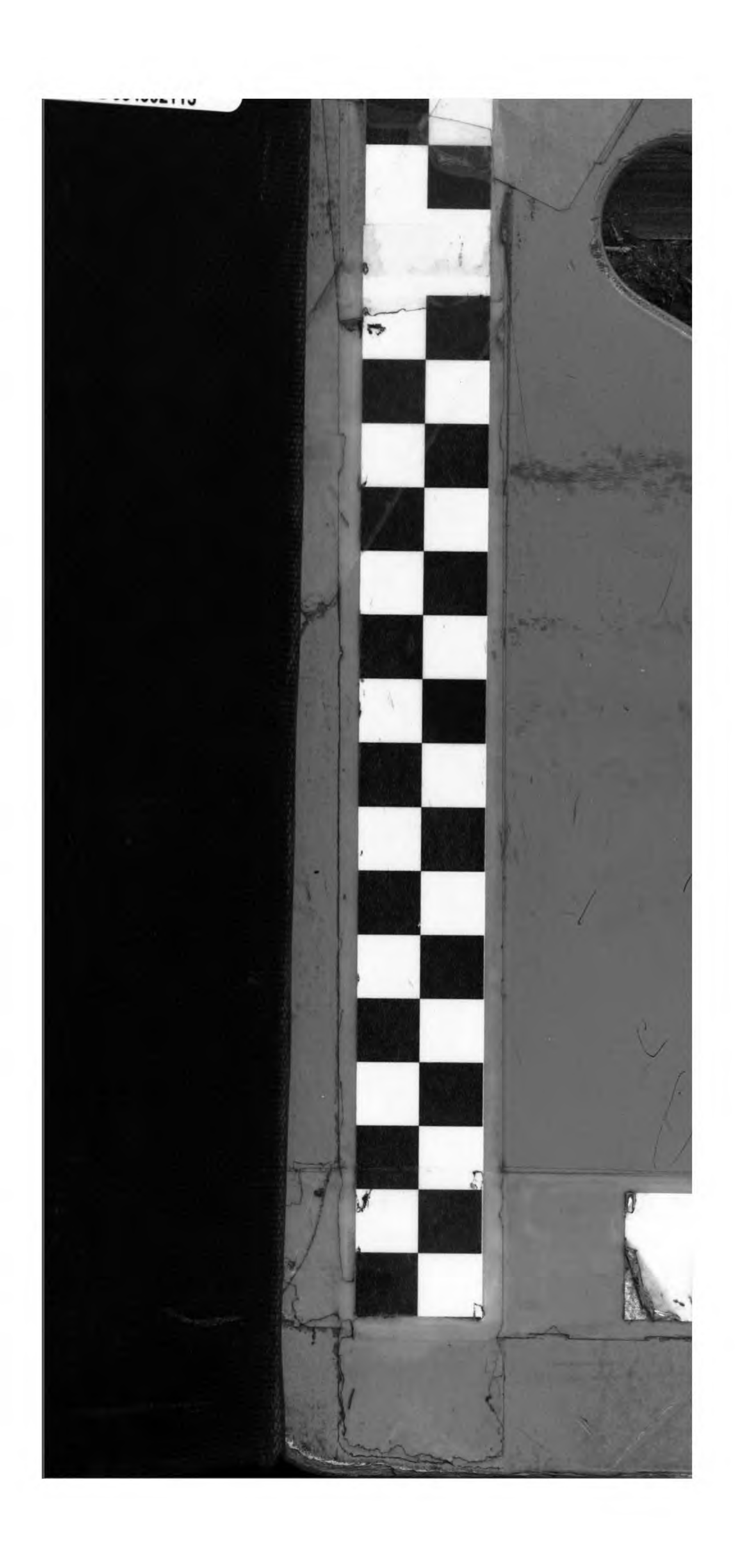
Helsingfors 1904. Ahtiebolaget Handelstryckeriet.



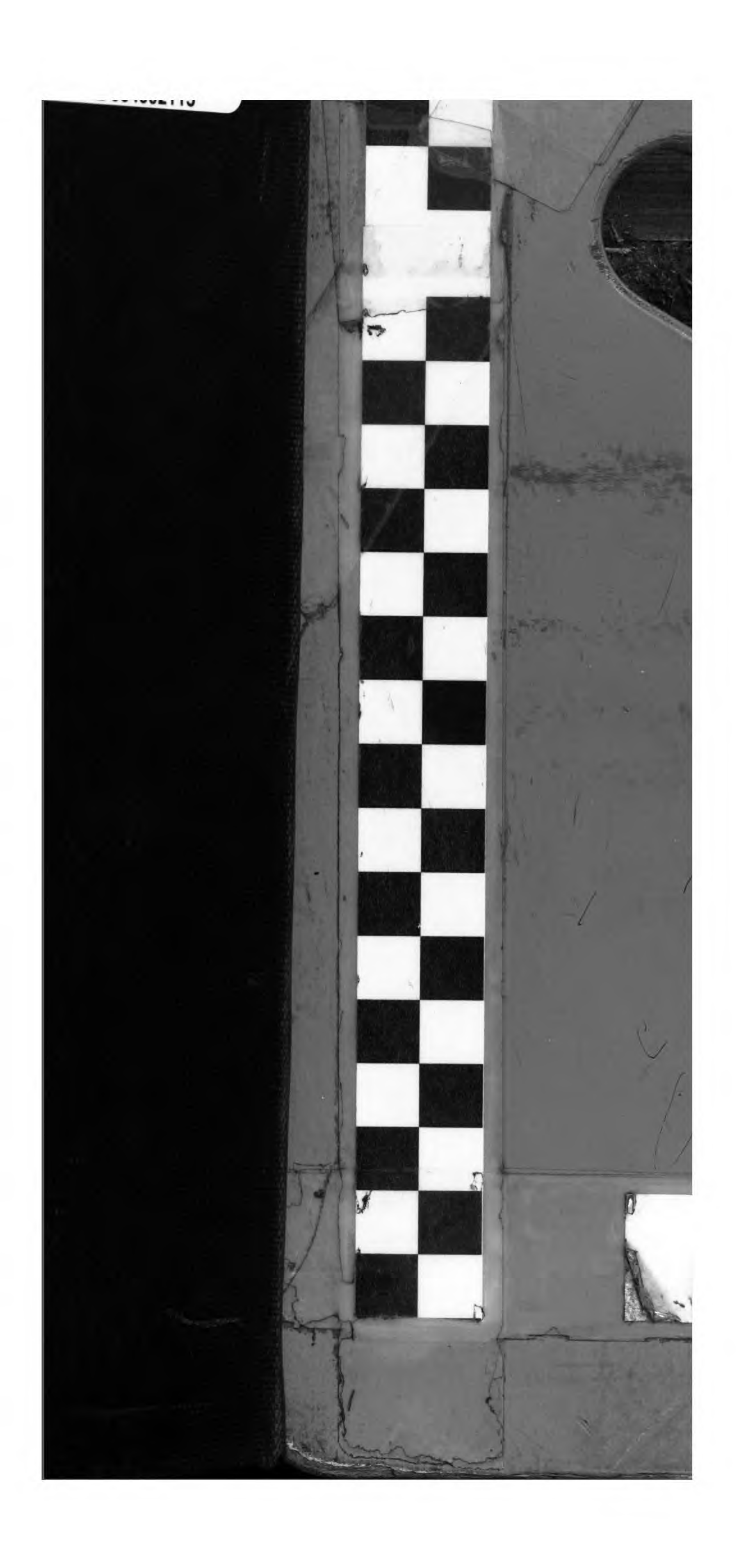













UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 064992115